

# **CONVIVIUM**

**Germanistisches Jahrbuch Polen**

**2017**

Deutscher Akademischer Austauschdienst • Bonn 2018

## **Wissenschaftlicher Beirat**

Prof. Dr. Gerd Antos (Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg)  
Prof. Dr. Henk de Berg (University of Sheffield)  
Prof. Dr. Marion Brandt (Uniwersytet Gdański)  
Prof. Dr. Volker Dörr (Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf)  
Prof. Dr. Joanna Jabłkowska (Uniwersytet Łódzki)  
Dr. habil. Katarzyna Jaśtał (Uniwersytet Jagielloński)  
Prof. Dr. Andrzej Kątny (Uniwersytet Gdański)  
Prof. Dr. Beata Mikołajczyk (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu)  
Prof. Dr. Sławomir Piontek (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu)  
Dr. habil. Anna Reder (Universität Pécs / Pécsi Tudományegyetem)  
Prof. Dr. Danuta Rytel-Schwarz (Universität Leipzig)  
Prof. Dr. Karol Sauerland (Uniwersytet Warszawski)

## **Internationales Begutachtungskomitee**

Prof. Dr. Zofia Berdychowska (Uniwersytet Jagielloński)  
Prof. Dr. Zofia Bilut-Homplewicz (Uniwersytet Rzeszowski)  
Prof. Dr. Matthias Ballod (Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg)  
Prof. Dr. Stojan Bračič (Univerza v Ljubljani, Slowenien)  
Prof. Dr. Marek Cieszkowski (Uniwersytet Kazimierza Wielkiego w Bydgoszczy)  
Prof. Dr. Waldemar Czachur (Uniwersytet Warszawski)  
Prof. Dr. Cora Dietl (Justus-Liebig-Universität Gießen)  
Prof. Dr. Christine Domke (Hochschule Fulda)  
Prof. Dr. Norbert Otto Eke (Universität Paderborn)  
Prof. Dr. Michael Elmentaler (Christian-Albrechts-Universität Kiel)  
Prof. Dr. Janusz Golec (Uniwersyte Marii Curie-Skłodowskiej w Lublinie)  
Prof. Dr. Sambor Gruzca (Uniwersytet Warszawski)  
Prof. Dr. Andrzej Gwóźdź (Uniwersytet Śląski w Katowicach)  
Prof. Dr. Jörg Kilian (Christian-Albrechts-Universität Kiel)  
Prof. Dr. Sonja Kuri (Universität Udine, Italien)  
Prof. Dr. Grażyna Kwiecińska (Uniwersytet Warszawski)  
Prof. Dr. Lothar van Laak (Universität Paderborn)  
Prof. Dr. Renata Makarska (Johannes Gutenberg-Universität Mainz)  
Prof. Dr. Kazimiera Myczko (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu)  
Prof. Dr. Alicja Nagórko (Humboldt-Universität zu Berlin)  
Prof. Dr. Werner Nell (Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg)  
Prof. Dr. Norbert Oellers (Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn)  
Prof. Dr. Lucjan Puchalski (Uniwersytet Wrocławski)  
Prof. Dr. Andrea Rudolph (Uniwersytet Opolski)

Prof. Dr. Schamma Schahadat (Eberhard Karls Universität Tübingen)  
Prof. Dr. Czesława Schatte (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu)  
Prof. Dr. Brigitte Schultze (Johannes Gutenberg-Universität Mainz)  
Prof. Dr. Renata Szczepaniak (Otto-Friedrich-Universität Bamberg)  
Prof. Dr. Bernd Spillner (Universität Duisburg-Essen)  
Prof. Dr. Zoltan Szendi (Pécsi Tudományegyetem, Ungarn)  
Prof. Dr. Shin Tanaka (Universität Chiba, Japan)  
Dr. habil. Heribert Tommek (Universität Regensburg)  
Prof. Dr. Józef Wiktorowicz (Uniwersytet Warszawski)  
Prof. Dr. Alexander Wöll (Universität Potsdam)  
Prof. Dr. Jerzy Żmudzki (Uniwersytet Marii Curie-Skłodowskiej w Lublinie)  
Prof. Dr. Leszek Żyliński (Uniwersytet Mikołaja Kopernika w Toruniu)

### **Redaktion**

Yvonne Belczyk-Kohl, M.A. (Münster)  
Dr. phil. habil. Gudrun Heidemann (Uniwersytet Łódzki)  
Dr. Alexander Jakovljevic (Uniwersytet Mikołaja Kopernika)  
Dr. Stephan Krause (GWZO an der Universität Leipzig)  
Kai Hendrik Patri, M.A. (Universität Kassel)  
Astrid Popien, M.A. (Georg-August-Universität Göttingen)  
Dr. Inga Probst (Leipzig)  
Dr. Heike Rohmann (Uniwersytet Warszawski)  
Dr. Dennis Scheller-Boltz (Wirtschaftsuniversität Wien)  
Dr. Evelyn Schmidt (Deutsche Gesellschaft e. V.)  
Dr. Angelika Schneider (Uniwersytet Jagielloński)  
Dr. Elisabeth Venohr (Uniwersytet Śląski)  
Dr. Johann Wendel (Uniwersytet Warszawski)

### **Herausgeberinnen**

Gudrun Heidemann, Joanna Jabłkowska, Beata Mikołajczyk

### **Redaktionsanschrift**

CONVIVIAM, Dr. phil. habil. Gudrun Heidemann, Uniwersytet Łódzki, Instytut Filologii  
Germańskiej, ul. Pomorska 171/173, PL-90-236 Łódź, Tel./Fax: 0048-42-665 54 22  
E-Mail: [redaktion@convivium.edu.pl](mailto:redaktion@convivium.edu.pl)  
Die Rechte an den Beiträgen liegen gleichermaßen bei den Autorinnen / Autoren und dem DAAD.  
ISSN: 2196-8403  
DTP Dr. Karolina Waliszewska  
Diese Publikation wird aus Zuwendungen des Auswärtigen Amtes an den DAAD finanziert.

VERLAGSBETREUUNG

*Mateusz Grabowski*

TECHNISCHE KORREKTUR

*Elzbieta Rzymkowska*

UMSCHLAGBEARBEITUNG

*Agencja Reklamowa efectoro.pl*

Gedruckt gemäß einem an den Lodzer Universitätsverlag gelieferten Satz

Verlag der Universität Lodz

1. Auflage W.08983.18.0.C

Druckbögen 12

Verlag der Universität Lodz

90-131 Łódź, ul. Lindleya 8

[www.wydawnictwo.uni.lodz.pl](http://www.wydawnictwo.uni.lodz.pl)

E-Mail: [ksiegarnia@uni.lodz.pl](mailto:ksiegarnia@uni.lodz.pl)

Tel. (42) 665 58 63

# INHALT

<b>Vorbemerkung</b>	7
<b>Jürgen Joachimsthaler. Ein Nachruf</b>	9
<b>Volker Caysa. Ein Nachruf</b>	19
<b>THEMATISCHER SCHWERPUNKT: Entgrenzungen</b>	
ŚLAWOMIR PIONTEK: Zum Schwerpunkt	23
TORSTEN VOß: Die Wiedergeburt der verlorenen Heimat aus dem Geist des Romans. Der Schriftsteller Horst Bienek und Schlesien als synästhetischer Grenzraum	25
EWA TURKOWSKA: Entgrenzung der Erinnerung. Digitale Erinnerungskultur an den Holocaust	51
KAROL SAUERLAND: <i>Der Tod in Venedig</i> eine Entgrenzung?	71
<b>LITERATURWISSENSCHAFT</b>	
KATARZYNA JAŚTAL: „Where writing runs into death...” – <i>Ars moriendi nova</i> in Wolfgang Herrndorfs Blog <i>Arbeit und Struktur</i> (2010-2013)	89
JAKUB GORTAT: ‚Berlinka‘. Ein besonderer deutsch-polnischer Erinnerungsort	105
<b>SPRACHWISSENSCHAFT und DaF</b>	
VIOLETTA FRANKOWSKA: Komplimente in Erstkontaktversuchen von Polen am Beispiel des Dating-Portals <i>sympatia.onet.pl</i> . Eine linguistische Analyse	129
MIŁOSZ WOŹNIAK: Visuelle Elemente als feste Bestandteile moderner Texte	147
<b>INFORMATIONEN und BERICHTE</b>	
„Autobiographie in der Literatur und den Künsten“. Humboldt-Kolleg an der Jagiellonen-Universität Kraków, 19.-22.10.2017 (Maja Dębska)	163

## REZENSIONEN

- BALINT, IUDITHA (2017): *Erzählte Entgrenzungen. Narrationen von Arbeit zu Beginn des 21. Jahrhunderts*. Paderborn: Wilhelm Fink. 215 S. (Torsten Erdbrügger) 171
- WETENKAMP, LENA (2017): *Europa erzählt, verortet, erinnert. Europa-Diskurse in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Würzburg: Königshausen & Neumann. 383 S. (Inga Probst) 175
- AMMON, ULRICH (2015): *Die Stellung der deutschen Sprache in der Welt*. Berlin / München / Boston: Walter de Gruyter. 1295 S. (Maciej Mackiewicz) 179

\* \* \*

- Verzeichnis der Autorinnen und Autoren** 183
- Veröffentlichungen in CONVIVIUM** 187
- Thematischer Schwerpunkt 2018: Revolutionen** 189

## Vorbemerkung

Im Januar 2018 verstarb nach schwerer Krankheit Prof. Dr. Jürgen Joachimsthaler, ehemaliger Mitherausgeber und Redaktionsleiter von CONVIVIUM. Äußerst engagiert etablierte er dort zudem die Jahresbibliographie der polnischen Germanistik und war langjähriges Mitglied im wissenschaftlichen Beirat. In dankbarer Erinnerung ist Jürgen Joachimsthaler das vorliegende Jahrbuch 2017 gewidmet. Sein wissenschaftlicher Werdegang und umfassendes Wirken in der (polnischen) Germanistik und für CONVIVIUM werden in einem Nachruf gewürdigt.

*In memoriam Jürgen Joachimsthaler  
die Herausgeberinnen*





## IN MEMORIAM

Jürgen Joachimsthaler

\* 1964 – † 2018





## Jürgen Joachimsthaler. Ein Nachruf

Im Juli 2011 schrieb JÜRGEN JOACHIMSTHALER in Heidelberg, im kurzen Nachwort zu seinem opulenten *opus magnum*, der dreibändigen Habilitationsschrift über „die kulturelle Vielfalt in Mitteleuropa als Darstellungsproblem deutscher Literatur“ Worte, die nicht nur sein Anliegen von einer anderen Seite her beleuchten, sondern vor allem seine Freund\*innen und Kolleg\*innen in einen Kreis der Gemeinschaft einschließen sollten, die er als „bereichernde Kooperation“, „stabilisierende Freundschaft“ oder „produktive Gegnerschaft“ bezeichnete:

Das Thema dieser Arbeit, die Frage nach den in den Strukturen der Repräsentation(en) von Welt versteckten Spuren der Anwesenheit eines Ausgeschlossenen, mag lebensgeschichtlich bedingt seit frühester Kindheit in mir angelegt sein, doch erst mit dem Überschreiten der damals (1994) noch spannenden Grenze zu Polen wuchsen mir Gegenstandsbereiche zu, die erlaubten, sie zu objektivieren und auszudifferenzieren. Ein aus ganz anderen Quellen gespeister Lebensauftrag fand eine Wirklichkeit, in der er sich bewähren durfte. Es sind Menschen, viele Menschen, Freunde und Gefährten, denen allein ich es verdanke, dass Umwege zum Weg werden konnten, scheinbare „Notlösungen“ zu sinnerfülltem Leben. (JOACHIMSTHALER 2011, 3:275)

Als ich sein Buch zum ersten Mal in der Hand hielt, kam mir unsere erste Begegnung in den Sinn. Den DAAD-Lektor aus Opole kannte ich damals (1997) noch nicht persönlich, als er mich zu einer Bobrowski-Tagung einlud. Während seines Vortrags wollte ich ihm ein Glas Wasser auf das Pult stellen und merkte dabei, dass seine Mappe, die geöffnet auf dem Pult lag und in die er starrte, indem er ruhig und lange, komplizierte, ineinander verschachtelte Sätze hervorbrachte, leer war. Die Imitation des Vorlesens war perfekt, keine Füllwörter, keine Indizien dafür, dass wir es mit der augenblicklichen Entwicklung von Gedanken beim Reden zu tun hatten. Später erklärte er mir, dass es die Reihenfolge der Zitate war, die ihm half, eine bestimmte Ordnung herzustellen und diese während des Vortragens einzuhalten. Die kleinen Zettel mit aufgeschriebenen Zitaten hielt er parat in der Hand.

Die Struktur seines homerischen Gedächtnisses lässt sich auch an der klaren Gliederung seiner ‚Textränder‘ wiedererkennen, an seiner souveränen Beherrschung der opulenten Materialmenge, an zahlreichen, offenen und verdeckten Korrespondenzen zwischen verschiedenen Teilen und Strukturelementen seines gewichtigen Werks. So korrespondieren auch die Worte seines Nachworts,

in dem er sich bei uns, seinen Freund\*innen und Kolleg\*innen, sehr über Gebühr bedankte und in einer riesigen, alphabetisch geordneten Reihenfolge zahlreiche Namen nannte, mit der Bibliographie und dem Namensregister, aus dem sichtbar wird, wie aufmerksam und sensibel er darauf reagierte, wenn wir in Gesprächen, in Briefen, in Aufsätzen oder Büchern in Bezug auf seine weit gesteckten Interessen etwas zum Ausdruck brachten. Ich sehe darin auch eine in Schrift festgehaltene Spur von seinem ausgeprägten Freundschafts- und Gerechtigkeitssinn, von seiner Integrität und seiner Solidarität mit uns.

Bestürzt und betroffen nehmen wir nun Abschied von unserem langjährigen Freund und Kollegen, der viel zu früh von uns gegangen ist. Sein Tod hat ihn aus einer längst nicht abgeschlossenen, auf Interkulturalität und Interdisziplinarität breit ausgelegten wissenschaftlichen Laufbahn herausgerissen. Als ob JÜRGEN JOACHIMSTHALER geahnt hätte, dass seine Zeit kurz bemessen war, hatte er als Dozent und Wissenschaftler, als Herausgeber und Redakteur, als Organisator und Geschäftsführer in mehreren Institutionen bereits Enormes geleistet.

Geboren in Regensburg, studierte JÜRGEN JOACHIMSTHALER an der dortigen Universität Germanistik und Geschichte und war danach in den Jahren von 1990 bis 1994 am Institut für Germanistik als wissenschaftlicher Mitarbeiter angestellt. 1993 bekam er ein Stipendium der Horst Kliemann-Stiftung und 1994 promovierte (mit *summa cum laude*) bei Prof. Dr. BERNHARD GAJEK mit einer Arbeit über den Schriftsteller, Kritiker und Rechtsanwalt MAX BERNSTEIN (1854-1925). Die Dissertation wurde 1995 in zwei Bänden in der Reihe „Regensburger Beiträge zur Deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft“ veröffentlicht und brachte seinem Autor den Dissertationspreis des Kulturpreises Ostbayerns ein. Sie wurde auch in mehreren Rezensionen gewürdigt.

1996 kam JÜRGEN JOACHIMSTHALER als DAAD-Lektor an die Universität Opole. Sein Vorgänger an dieser Stelle war MARTIN GRIMBERG, promovierter Mitbegründer und leitender Redakteur von CONVIVIUM. Auch am Jahrbuch der polnischen Germanistik übernahm JÜRGEN JOACHIMSTHALER dessen Pflichten und war in den folgenden fünf Jahren, d. h. bis 2001 Mitherausgeber und Redaktionsleiter dieses in der Nachwendezeit vor allem für die polnische Germanistik, insbesondere für die jüngere Generation so bedeutenden Organs. Das von GRIMBERG eingeführte und von JÜRGEN JOACHIMSTHALER fortgesetzte peer review-double-blind-Verfahren, bei dem selbst Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats von Kritik an ihren eingereichten Beiträgen nicht ausgeschlossen blieben, machte allmählich Schule und setzte sich auch bei einigen anderen germanistischen Zeitschriften durch.

JÜRGEN JOACHIMSTHALER etablierte bei CONVIVIUM die Jahresbibliographie der polnischen Germanistik, die von 2002 an im Zweijahresabstand als Beiheft erschien (der letzte Band für die Jahre 2008-2009 wurde 2011 publiziert; insgesamt erschienen fünf Hefte). Die langjährige freundschaftliche Zusammenarbeit mit GRIMBERG kulminierte 2008 in der gemeinsamen Buchpublikation *Poetik vs. Grammatik*, die im Dresdener Verlag Thelem veröffentlicht wurde (vgl. GRIMBERG / JOACHIMSTHALER 2008).

Mehrmals war JÜRGEN JOACHIMSTHALER Mitveranstalter von in jener Zeit vom DAAD mitgetragenen Projektveranstaltungen zur ‚deutsch-polnischen Grammatik‘ in Karpacz, die dort später als für den wissenschaftlichen Nachwuchs gedachte alljährige linguistische Tagungen stattfanden, einer sehr erfolgreichen und mehrere Jahre andauernden Konferenz-Reihe der Breslauer Germanistik. Obwohl sie von seinem wissenschaftlichen Interessensgebiet eigentlich entfernt zu sein schienen, nahm JÜRGEN JOACHIMSTHALER mit Freude und Vergnügen an mehreren Tagungen dieser Reihe teil.

Nachdem GRIMBERG 2006 CONVIVIUM wieder übernommen hatte, blieb JÜRGEN JOACHIMSTHALER im wissenschaftlichen Beirat des Jahrbuchs. Als leitender Redakteur zeichnete er sich in den Jahren 1997 bis 2001 für fünf Jahrbücher verantwortlich. Nach 2006 betreute er mehrere thematische Schwerpunkte mit – zuletzt (2015, zusammen mit ROLF THIEROFF) zu ‚Standard, Norm, Abweichung‘. Die bei der Arbeit für CONVIVIUM gesammelte Erfahrung wusste JÜRGEN JOACHIMSTHALER in seiner weiteren Tätigkeit als Herausgeber und Redakteur fruchtbar umzusetzen.

Als DAAD-Lektor an der Germanistik in Opole gruppierte er um sich mehrere an der Literatur interessierte Studierende und junge Wissenschaftler\*innen und stellte so seine didaktische Befähigung überzeugend unter Beweis. An manchen Veröffentlichungen seiner damaligen Seminarteilnehmer\*innen können wir heute noch die schöpferische Kraft seines einführenden Heranführens der Zuhörer\*innen an wissenschaftlich relevante Probleme ablesen, ohne dass er ihnen von ihm selbst erarbeitete Lösungen zuzuflüstern bereit war. Die von ihm geleitete studentische Theatertruppe war ein fröhliches Unternehmen und hatte viel Erfolg bei ihren Aufführungen.

Im Rahmen des in den Jahren 1998 bis 2001 vom Polnischen Wissenschaftsministerium finanzierten Forschungsprojekts zur Kulturraumforschung wurden an der Opperlner Germanistik drei bedeutende wissenschaftliche Konferenzen veranstaltet, aus welchen Buchpublikationen hervorgingen, die noch heute

gern zitiert werden. JÜRGEN JOACHIMSTHALER war Mitveranstalter jener Tagungen und Mitherausgeber der Konferenzbände, in denen sein langjähriges Interesse an Problemen der regionalen versus nationalen Identitäten, an der Assimilation und Abgrenzung, an der kulturellen Vielfalt und der Interkulturalität in den Grenzregionen deutlich wahrzunehmen ist.

Nachdem seine Amtszeit als DAAD-Lektor an der Universität Opole abgelaufen war, nahm JÜRGEN JOACHIMSTHALER an der Technischen Universität Dresden von 2001 bis 2002 ein Rückgliederungsstipendium des DAAD am Mitteleuropazentrum für Staats-, Wirtschafts- und Kulturwissenschaften wahr. Von 2003 bis 2006 war er am Dresdener Institut für Germanistik hauptverantwortlicher Mitarbeiter im Rahmen des DFG-Projektes „Historisch-kritische Edition der Briefwechsel Ludwig Tiecks“.

In enger Zusammenarbeit mit Prof. WALTER SCHMITZ war er von 2002 bis 2010 Geschäftsführer des von ihm mitgegründeten Mitteleuropäischen Germanistenverbandes, dessen Vorsitz in der ersten Periode WALTER SCHMITZ inne hatte. Im Dresdener Thelem-Verlag erschienen in dieser Zeit zwei Konferenzbände: 2007 Dokumente zum Gründungskongress des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes unter dem Titel *Zwischeneuropa – Mitteleuropa. Sprache und Literatur in interkultureller Konstellation* und 2013 Dokumentationen des II. MGW-Kongresses, dessen Schwerpunkt „Mitteleuropa. Kontakte und Kontroversen“ hieß und der im tschechischen Olomouc tagte. Aus der Zusammenarbeit mit Prof. MAREK ZYBURA, die in der Zeit in Opole ihren Anfang hatte und die sich allmählich zu einer engen Freundschaft entwickelte, kam eine für das polnische Publikum wichtige Buchpublikation hervor, nämlich das in polnischer Sprache verfasste Lexikon deutschsprachiger Gegenwartsauteuren. ZYBURA schrieb auch das Nachwort zu der 2007 in Würzburg erschienenen Sammlung von Aufsätzen JÜRGEN JOACHIMSTHALERS, deren Titel *Philologie der Nachbarschaft* (vgl. JOACHIMSTHALER 2007) lautete. Die Anthologie stellte neben einer gut durchdachten Auswahl aus zahlreichen, exakt wissenschaftlichen Beiträgen, die der Autor in all den Jahren in verschiedenen Medien veröffentlichte, auch Texte, in welchen er seinen Erfahrungen, die er in dieser Zeit im Wissenschaftsbetrieb gesammelt hatte, einen nunmehr künstlerisch geprägten, sprachlich brillanten Ausdruck gab. Neben der Reihe *Silesica* bei Thelem, die er in seiner Dresdener Zeit mitbetreute, edierte er 2004 zusammen mit WALTER SCHMITZ den Konferenzband *Verhandlungen der Identität. Literatur und Kultur in Schlesien seit 1945* (vgl. JOACHIMSTHALER / SCHMITZ 2004).

2006 kam es zu einer wichtigen Zäsur in der wissenschaftlichen Laufbahn von JÜRGEN JOACHIMSTHALER. Am Institut für Fremdsprachenphilologie der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg übernahm er eine Ratsstelle. Mit Unterstützung von Prof. GERTRUD RÖSCH wurde an der dortigen Neuphilologischen Fakultät sein Habilitationsverfahren eröffnet und 2010 die *Venia Legendi* für ‚Neuere deutsche und vergleichende Literaturwissenschaft‘ erteilt. Im Heidelberger Universitätsverlag Winter veröffentlichte JÜRGEN JOACHIMSTHALER 2011 seine 1420 Seiten starke, dreibändige Habilitationsschrift *Textränder. Die kulturelle Vielfalt in Mitteleuropa als Darstellungsproblem deutscher Literatur*. 2013 wurde er an die Dailhousie University im kanadischen Halifax zur Jane Curran Memorial Lecture mit dem Thema „Gesamtkunstwerk“ eingeladen. An der Universität Heidelberg war er nun seit 2013 als außerordentlicher Professor tätig.

Mehrere Jahre lang arbeitete JÜRGEN JOACHIMSTHALER mit dem Historiker Prof. EUGEN KOTTE von der Universität Vechta an einem wissenschaftlichen Themenkomplex zusammen, den sie mit „Kulturwissenschaft(en) als interdisziplinäres Projekt“ betitelten. Es wurde von ihnen eine Publikationsreihe gemeinsam betreut, in deren Rahmen mehrere Bücher verschiedener Autor\*innen erschienen. Darüber hinaus organisierten die beiden Herausgeber einige Tagungen, deren Ergebnisse in drei Veröffentlichungen präsentiert wurden: *Kulturwissenschaft(en) in der Diskussion* (2008); *Theorie ohne Praxis – Praxis ohne Theorie?* (2009); *Kulturwissenschaft(en)* (2010). Aus der Zusammenarbeit mit dem Leipziger Polonisten Dr. HANS-CHRISTIAN TREPTE ging 2007 die Publikation *National-Texturen. National-Dichtung als literarisches Konzept in Nordosteuropa* hervor, institutionell verankert am Lüneburger Nordosteuropa-Institut.

2014 wurde JÜRGEN JOACHIMSTHALER von der Philips-Universität in Marburg auf den Lehrstuhl für „Neuere und Neueste deutsche Literatur und Literaturtheorie“ berufen. Seine dortigen Schwerpunkte in der Lehre und Forschung umfassten eine breite Palette: Literatur und literarisches Leben vom 18.-21. Jahrhundert, insbesondere Romantik, klassische Moderne, Nachkriegsliteratur und aktuelle deutsche Literatur, Interkulturalität deutscher Literatur, insbesondere im Kontakt mit den Literaturen Ostmitteleuropas, Text und Raum, Theorie und Praxis der Übersetzung, Kulturwissenschaften als interdisziplinäres Projekt. Bald übernahm JÜRGEN JOACHIMSTHALER auch die Funktion des Geschäftsführenden Direktors am Institut für Neuere deutsche Literatur.

Aus dieser an verschiedenartigen Aktivitäten reichen Zeit möchte ich zwei Projekte herausgreifen. 2016 gab JÜRGEN JOACHIMSTHALER, unter Mitwirkung seines Marburger Mitarbeiterteams, seiner Doktorand\*innen und studentischen Hilfskräfte, den Band *Gegenwartskultur als methodologische Herausforderung der Kulturwissenschaft(en)* heraus, an dem sich namhafte Literatur- und Kulturwissenschaftler\*innen, seine langjährigen Kolleg\*innen, mit welchen ihn die Zusammenarbeit im Rahmen der DAAD-Projekte verband, neben jungen Adept\*innen der Germanistik beteiligten.

Aus seiner reichen, langjährigen Erfahrung mit verschiedenartigen Editionen entwickelte sich ein spezielles Editionsprojekt. Von 2014 bis 2016 gab JÜRGEN JOACHIMSTHALER in drei Bänden die *Straußfedern* von LUDWIG TIECK heraus. Im Redaktionsteam waren ebenfalls seine jungen Marburger Mitarbeiter\*innen. Die kritisch edierte Ausgabe der gesamten Schriften von LUDWIG TIECK bleibt immer noch ein Forschungsdesiderat. Von 1795 bis 1798 erschienen in den Bänden 4 bis 8 der von FRIEDRICH NICOLAI herausgegebenen *Straußfedern*-Anthologien 16 Texte des damals noch unbekanntes Autors TIECK, vor dem sich sein Weg zur Frühromantik noch nicht abzeichnete. JÜRGEN JOACHIMSTHALER lieferte eine mustergültige vollständige kritische Edition jener Textstücke – nach dem vom Autor verantworteten Abdruck in den Schriften und mit sämtlichen Lesarten nach den Erstausgaben. Die Ausgabe wurde mit einer Einleitung und einem Anhang mit Quellenverzeichnis, mit Varianten zum Erstdruck und Emendationen versehen. Hierdurch lassen sich die Wege TIECKS von der Spätaufklärung zu der Frühromantik gut untersuchen.

Seit 2015 war JÜRGEN JOACHIMSTHALER Mitherausgeber von *literaturkritik.de* und wirkte dort u. a. an der Erarbeitung von mehreren thematischen Schwerpunkten mit. Das letzte, JOHANNES BOBROWSKI gewidmete Projekt wurde ein Jahr vor seinem Tod durchgeführt, als er schon von seiner Krankheit gezeichnet war.

In seinem *opus magnum*, das die Erforschung der deutsch-mittelosteuropäischen Kulturverflechtung noch lange Jahre mitprägen wird, mit seinem innovativen methodologischen Instrumentarium wie auch mit seiner breit angelegten synthetisierenden Erfassung einer enormen Materialmenge bezeichnen die narratologisch gedachten Textränder jene Grenzen im Text, die darauf hinweisen, was im Text selbst nicht textualisiert wurde. Sie markieren (die Mark, ein altes Wort für einen Zwischenraum, in dem ein Anderes ein Hausrecht hat) innerhalb des Textes eine Grenze um Inseln kollektiven Schweigens, um Tabuzonen, um Zeichen, die – im kollektiven bzw. kulturellen Gedächtnis tief verankert – Kontingenzen der leitenden Diskurse unterminieren.



Die Denkfigur des Textrandes kann darüber hinaus mannigfaltige Lesarten des schwer Ansprechbaren, ja des Unaussprechlichen zu gewährleisten helfen. JÜRGEN JOACHIMSTHALER machte in seinem Werk auch davon Gebrauch. Seinem Andenken möchte ich ein BOBROWSKI-Zitat widmen:

Erfahrung

[...]

Der Boden wölbt sich herauf,  
Kraut, grünlich, gewachsen  
Durch ein Gesträuch.

Gegen die Brust  
Steht mir der Strom auf,  
die Stimme aus Sand:

öffne dich  
ich kann nicht hindurch  
deine toten  
treiben in mir

(BOBROWSKI 1987, 1:162).

## **Literatur**

BOBROWSKI, JOHANNES (1987): *Gesammelte Werke in sechs Bänden. Erster Band: Die Gedichte*. Berlin.

*Elżbieta Dzikowska*



## IN MEMORIAM

Volker Caysa  
\* 1957 – † 2017

(Fot. Anna Sidowska)





## Volker Caysa. Ein Nachruf

Am 03.08.2017 verstarb nach kurzer Krankheit Prof. Dr. VOLKER CAYSA, Philosoph, Hochschullehrer und langjähriger Gastprofessor in der polnischen Germanistik. Für uns, seine Kolleginnen und Kollegen in Łódź, war sein Tod ein Schock. VOLKER CAYSA besuchte uns mit seiner Frau noch im März 2017. Er war Gastprofessor am Institut für Germanistik, hielt zwei Seminare, schickte uns ordnungsgemäß die Noten der Studierenden und schrieb bis Juni E-Mails. Wir hatten Pläne für ein gemeinsames Projekt. Nichts deutete darauf hin, dass er schwer krank ist. Sein Tod im Sommer war ein schwerer Schlag für uns alle.

In der Vita von VOLKER CAYSA spiegeln sich ebenso die Geschichte der DDR wie die Folgen der Wende wider. 1957 in Halberstadt geboren war er in den 1970er Jahren Hochleistungssportler im Hammerwurf. Dass er im Sportkader der ehemaligen DDR die damaligen Dopingpraktiken kennenlernen musste, schlägt sich später in seinen Schriften zur Sportphilosophie nieder, worin er über diesen Eingriff in die menschliche Biochemie als ‚Industrialisierung des Körpers‘ reflektiert.

Zunächst schloss VOLKER CAYSA an der Karl-Marx-Universität in Leipzig sein Studium als Diplom-Philosoph ab, promovierte dort 1988, war ebenda Assistent und Hochschullehrer. Akademisch geprägt wurde der damalige Nachwuchswissenschaftler von der Sozialphilosophie HELMUT SEIDELS, dessen Schrift *Philosophie und Wirklichkeit* er später herausgab. Als die politischen Umwälzungen 1990 auch die Hochschulen erfassten, wurde VOLKER CAYSA zwangsläufig ‚freier‘ Autor. Sein philosophisches Engagement zeigte sich in der Mitbegründung der Nietzsche-Gesellschaft, in der er seither Vorstandsmitglied war und deren Vorsitzender er von 2002 bis 2004 war, sowie in der Mitarbeit bei der Einrichtung der Rosa-Luxemburg-Stiftung in Leipzig. Deren vor allem demokratisch, weniger revolutionär oder ökonomisch geprägte Philosophie hob VOLKER CAYSA unter anderem in seinen Forschungsarbeiten hervor.

Mit der bahnbrechenden Studie *Körperutopien. Eine philosophische Anthropologie des Sports* habilitierte sich VOLKER CAYSA 2002 an der Universität Leipzig. Danach war er mehrere Jahre als Philosophieprofessor an den Universitäten Opole und Łódź tätig. In dieser Zeit entstanden zahlreiche philosophisch inspirierte Kooperationen und Projekte, wodurch zum Beispiel in Łódź die von VOLKER CAYSA initiierte und mitorganisierte interdisziplinäre Tagung

„Literatur und Utopie“ stattfand. Die Thematik zeugt zudem von einem für VOLKER CAYSA typischen Blick über den philosophischen Tellerrand hinaus. Dies gilt ebenso für viele Arbeitsgespräche über literaturwissenschaftliche Forschungsvorhaben von Kolleginnen und Kollegen der polnischen Germanistik, deren Dissertationen er teils betreute.

Sein großes Vorhaben nannte VOLKER CAYSA *Empraktische Vernunft*. Unter diesem Titel erschien 2015 sein Hauptwerk, worin der Autor seine Philosophie der Lebenspraxis vorstellt. Demzufolge lässt sich der Mensch als sinnliche Person beschreiben, die von Stimmungen und Affekten geleitet wird. Vorausgegangen waren diesem Buch neben der Habilitationsschrift die Anthologien *Sport ist Mord* (1996) und *Sportphilosophie* (1997), die auch angesichts der eigenen Sportkarriere weniger als Anklage, vielmehr als Analyse einer Epoche zu lesen sind, in der das Ethos körperlicher Unversehrtheit zunehmend durch systematisches Doping verletzt wird. Eben diese ‚Bioindustrialisierung‘ bildet den Hintergrund seiner sportphilosophischen Reflexionen.

Bei den Studierenden war VOLKER CAYSA beliebt: Er war sehr engagiert und gewann junge Menschen durch seine Aufgeschlossenheit, seinen Humor und seine Direktheit. Seine Seminare waren immer sehr gut besucht, er nahm die Lehre ernst.

Mit VOLKER CAYSA verlieren wir einen Philosophen, der sich vehement für Diversität einsetzte, der in eben dieser Hinsicht und darüber hinaus internationale und interdisziplinäre Beziehungen förderte und dem viele von uns tiefgreifende Gespräche zu verdanken haben. VOLKER CAYSA war nicht nur Philosoph, Wissenschaftler, Hochschullehrer. Er war ein Freund, den wir ins Herz schlossen. Er hatte immer etwas von einem Buben, der im besten Sinne naiv und voller Vertrauen in die Welt blickt. Die Jahre mit VOLKER CAYSA waren für uns alle eine Bereicherung – wissenschaftlich und menschlich.

Wir gedenken VOLKER CAYSA als sehr verständigen, inspirierenden, offenen sowie sensiblen Kollegen und Freund.

*Gudrun Heidemann / Joanna Jabłkowska*

# THEMATISCHER SCHWERPUNKT: Entgrenzungen (Literatur- und Kulturwissenschaft)

ŚLAWOMIR PIONTEK

## Zum Schwerpunkt

Die seit etwa einem halben Jahrhundert andauernde Konjunktur der Forschungen zu Funktionen und Bedeutung der Grenzen wirft auch Fragen nach gegenwärtigen Entgrenzungsprozessen auf. Um die Jahrtausendwende 2000 sind es vor allem politische, technologische und kulturelle Veränderungen, die zu einer Reflexion über Entgrenzungen anregen. In dieser Perspektive kann etwa die Systemtransformation von 1989 in Mitteleuropa gesehen werden. Die Öffnung der Grenzen innerhalb des ehemaligen ‚Ostblocks‘ und vor allem gegenüber dem ‚Westen‘, der konsequente Abbau von Restriktionen, die sowohl die persönliche Mobilität als auch eine freie Gestaltung von Arbeits- und Handelsmärkten beeinträchtigten, begleitet von strategischen politischen Entscheidungen (Grenz- und Nachbarschaftsverträge, EU-Erweiterung etc.) haben sowohl praktisch als auch emotional die Bedeutung von Staatsgrenzen zu einer eher administrativ-theoretischen Notwendigkeit schrumpfen lassen. Die die europäische Entwicklung überlagernden Globalisierungsprozesse, u. a. die Migrationswellen der letzten Jahre zeigen aber, dass Entgrenzungen und Grenzziehungen stets in einem dynamischen Verhältnis zueinander stehen. Entgrenzungen sind auch ein Teil der kulturellen, sozialen oder sprachlichen Lebenspraxis. So werden Grenzen etwa identitätsstiftender Kollektive (Generationen, Nationen) weitgehend durchlässiger, auch Konsequenzen, die sich aus bisher mehr oder weniger als obligat angesehenen Dependenzverhältnissen ergaben, erscheinen immer häufiger als diskutabel (siehe etwa die auf Internetforen postulierte Orthographiefreiheit). Auch die Entwicklung von Informations- und Kommunikationstechnologien definieren die Grenzen neu: Das Verschwinden von Peripherien im Internet, Möglichkeiten einer mehrfachen Präsenz des Subjekts, virtuelle Realität und Immersion werfen neue Fragen nach den Grenzen zwischen Realität und Simulation, Körper und Avatar, einem biologischen und einem digitalen Leben auf.

So thematisieren auch die im vorliegenden Band versammelten Beiträge ein ganzes Spektrum von Entgrenzungsprozessen. Der Beitrag von Torsten Voss verhandelt Grenzerfahrungen und Entgrenzungen auf zwei Ebenen. Zum einen ist es der deutsch-polnische Grenzbereich, der die Diegese der Romane von Horst Bienek konstituiert, zum anderen sind es narrative Verfahren der Anthropomorphisierung des historischeren Zeitverlaufs, hier in Form einer synästhetischen Aufladung der Vergangenheitskonstituenten, die die Möglichkeiten einer narrativen Konstruktion und Repräsentation von Vergangenheit erweitern.

Ewa Turkowska präsentiert neue Formen der Erinnerungskultur an den Holocaust, die die Möglichkeiten digitaler Medien nutzen und die in der WWW-Welt entstehen. Durch die Popularität und Zugänglichkeit dieser Medien wird das Thema des Holocausts zum wiederholten Mal ‚entgrenzt‘, die technischen Möglichkeiten fördern dagegen neue transgenerationelle, translinguale, zeit- und ortungebundene Formen seiner Rezeption. Karol Sauerland analysiert, inwiefern die Geschichte der Zuneigung Gustav Aschenbachs zum jungen Tadzio in *Der Tod in Venedig* Merkmale eines Outings haben kann, das sich jedoch aufgrund der gesellschaftlich-normativen Bedingtheit seiner Zeit innerhalb einer antikisierenden Bildhaftigkeit bewegen muss.

Wir wünschen eine interessante Lektüre.



TORSTEN VOB

## **Die Wiedergeburt der verlorenen Heimat aus dem Geist des Romans. Der Schriftsteller Horst Bienek und Schlesien als synästhetischer Grenzraum**

Der Beitrag setzt sich mit der synästhetischen Gestaltung von Grenzräumen im Werk Horst Bieneks auseinander. Anhand der Berücksichtigung von Romanen, Gedichten und Essays werden Bieneks Praktiken der Erinnerung als ein kreativer Umgang mit Geschichte verstanden, der es ermöglicht, das Verlorene ebenso lebendig zu halten und zu gestalten, wie auch die historischen Ereignisse der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufgrund ihrer Vermittlung – über ganz private Schicksale – an den Rezipienten. Bieneks Gleiwitzer Romane und Gedichte werden dadurch zu einem Stück Erinnerungskultur, die sowohl subjektiv als auch repräsentativ sein kann und zusätzlich über Verfahren der Synästhesie die verlorene Heimat wieder zu reanimieren versucht.

### **The rebirth of lost homeland through the narrative of the novel. The writer Horst Bienek and Silesia as synesthesia-based borderline**

The essay deals with synesthetic constructions of spatial borderlines in the works of Horst Bienek. As an analysis of his novels, poems and essays shows, Bienek's writing can be understood as a creative approach to history. The recording of history makes it possible to give presence to a time that is lost, and it also reveals the events of the first half of the 20<sup>th</sup> century through the reflection of individual experience. Bienek's novels and poems about Gliwice can be described as a part of a culture of memory, which is both subjective memory, and a representative recording of history. His synesthesia-based aesthetic offers the possibility of revivifying Upper Silesia – the lost homeland of Horst Bienek.

### **Narodziny utraconej ojczyzny z ducha powieści. Horst Bienek i Śląsk jako synestezyjna przestrzeń graniczna**

Artykuł tematyzuje synestezyjne obrazy obszarów granicznych w twórczości Horsta Bienka. Dzięki analizie powieści, liryki i esejów pisarstwo Bienka zostaje ukazane jako kreatywne podejście do historii. Zapisywanie pamięci pozwala zachować to, co minęło

i dzięki ukazaniu indywidualnych losów ukazać wydarzenia pierwszej połowy XX w. Gliwickie powieści Bienka a także jego wiersze są częścią kultury pamięci, będącej zarówno subiektywnym wspomnieniem jak i reprezentatywnym zapisem historii. Dzięki stylistyce, posługującej się synestezją ożywiona zostaje utracona ojczyzna, Górny Śląsk Horsta Bienka.

## 1. Vorab: Schlesien als Erinnerungsraum und Heimat als (fingiertes) Axiom?

*Ist Kindheit Erinnerung / oder Erinnerung Kindheit?* (Horst Bienek)

Mit Schlesien lässt sich historisch und kulturell sehr viel assoziieren. Im kollektiven Gedächtnis steht es für eine verlorene Heimat, für eine vielseitige Kultur- und Naturlandschaft im territorialen Grenzbereich<sup>1</sup>, für unwiederbringliche Verluste, aber auch für den Beginn des Zweiten Weltkriegs durch den fingierten Überfall auf den Nachrichtensender Gleiwitz und schlussendlich auch für das Menschheitstrauma Auschwitz. Kaum ein Autor hat sich mit dieser Landschaft als Erinnerungs- und damit als Imaginationsraum so intensiv auseinandergesetzt wie der 1990 verstorbene Romancier und Lyriker Horst Bienek. Seine vierbändige *Gleiwitzer Chronik* von 1975 bis 1982 – neben Walter Kempowskis berühmter *Deutsche Chronik* und Uwe Johnsons *Jahrestagen* wohl die umfangreichste erzählerische Form zwecks Erfassung der Geschichte des 20. Jahrhunderts, um ganz verschiedene Topographien als Narrative zu bemühen – ist hier ebenso zu nennen wie die lyrischen und prosaischen Kindheitserinnerungen *Gleiwitzer Kindheit* (1976) und *Reise in die Kindheit* (1988) und die süffisante Novelle *Königswald* von 1984. In all diesen Werken betreibt Bienek eine teilweise melancholische Reanimation eines verloren gegangenen Ortes und setzt sich mit der Geschichtsträchtigkeit Schlesiens, aber auch Ostpreußens und Böhmens auseinander, die durch den subjektiven Blick des Schriftstellers wieder erfahrbar wird, jenseits von Verklärung und Revision, was sich auch im Schlussmonolog der alten Fürstin von Wetternich ausdrückt, als sie und ihre adligen Freundinnen das heimatliche Schloss Königswald für immer verlassen müssen: „Ich merke, das Alter macht es mir leichter, von hier wegzugehen. Sehr bald werde ich ohnehin alles Irdische verlassen müssen.“ (BIENEK 1984:113) Zugleich liegt darin die Voraussetzung für die imaginative Vergegenwärtigung des Raumes.

---

<sup>1</sup> Grundlegendes dazu in: FRANÇOIS / SEIFARTH / STRUCK (2007).

Der Beitrag versucht Horst Bieneks Schlesien-Memorabilien als einen kreativen Umgang mit Geschichte und Heimat zu verdeutlichen, der es schafft, das Verlorene ebenso lebendig zu halten und zu gestalten wie die historischen Ereignisse der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufgrund ihrer Vermittlung über ganz private Schicksale. Bieneks Gleiwitzer Romane und Gedichte werden dadurch zu einem Stück Erinnerungskultur, die sowohl subjektiv als auch repräsentativ sein kann. Beide Komponenten sollen dabei ausreichend Berücksichtigung erfahren und zur Diskussion gestellt werden.

Über den Anteil der Fiktion im Prozess der Erinnerung gibt es zahlreiche Arbeiten, sei es durch die Hirnforschung, die kulturwissenschaftliche Gedächtnisforschung, aber auch durch die philologische Erzähltheorie. Namen wie MAURICE HALBWACHS, ALEIDA ASSMANN, WOLFGANG ISER, PHILIPPE LEJEUNE oder GERHART ROTH tauchen in diesem Zusammenhang immer wieder auf. Glaubt man dem Motto, welches Walter Kempowski einigen Romanen seiner sogenannten *Deutschen Chronik* vorangestellt hat, nämlich das bekannte *Alles frei erfunden!*, ist die Geschichte der Familie Kempowski keine Autobiographie oder Chronik, sondern eine literarische Fiktion. Auf den zweiten Blick wird jedoch deutlich, dass der Autor auch in *Tadellöser & Wolff* von 1971 (vgl. KEMPOWSKI 1996) mit Mitteln des Fingierens und des Narrativen arbeiten muss, um Erinnerungspraxis zu betreiben und die dort reproduzierten Eindrücke mitteilen, ja um sie plastisch machen zu können. Die Aufgabe der Narration ist in diesem Fall die Wiederherstellung von Erfahrungen und Erlebnissen, die mitunter ereignishaft waren und daher vor allem als signifikante und appellative Bilder im Gedächtnis haften geblieben sind. Um diese in einen Diskurs der Mittelbarkeit, also der Medialität transferieren zu können, bedarf es eines tropologischen und rhetorischen Apparats, welche eben diese memorierten Bilder ausdrücken und für den schreibenden Erinnernden, aber auch für seine Leser rezipierbar machen kann. Die Produktion eben dieser Bildartikulationen ist ein eigenständiger kreativer Akt, der es auch nach Ansicht der Autobiographie-Theorie LEJEUNES völlig ausschließt, die Kultivierung von Fiktionen zu vermeiden.<sup>2</sup> Doch durch die Nähe eben dieser Fiktionen zu den direkt

---

<sup>2</sup> Neben dem Hauptwerk *Der autobiographische Pakt* (vgl. LEJEUNE 1994) sei auch auf die kürzlich auf Deutsch erschienene Aufsatzsammlung „*Liebes Tagebuch*“. *Zur Theorie und Praxis des Journals* (vgl. LEJEUNE 2014) verwiesen. Der Band stellt einen Querschnitt durch die gesamte literarische Autobiographie- und Tagebuchforschung des französischen Literaturwissenschaftlers dar und reicht von Erzeugnissen der Frühen Neuzeit bis hin zur aktuellen Blogkommunikation im Netz.

erlebten Eindrücken des Memorierenden gewinnen sie an Authentizität, sie werden der konkret erlebten Familiengeschichte vergleichbar.

In anthropologischer Hinsicht versteht sich Heimat als ein Axiom und als eine – von logischer Beweisführung unabhängige – Grundgegebenheit des Daseins.<sup>3</sup> Der Verlust von Heimat und dessen Bewältigung wird damit zu einem existentiell relevanten Thema bei chronistisch orientierten und dennoch aus verschiedenen Regionen stammenden Autoren wie Horst Bienek und Walter Kempowski, aber auch bei Christiane Brückner, Günther Grass, Siegfried Lenz oder Ilse Gräfin von Bredow. Kempowski beispielsweise betitelt sein Tagebuch von 1991 über die Rückkehr in die Rostocker Heimat mit dem regional und historisch gebundenen Dialektwort *Hamit* – Warum wohl? Konnte das Verlorene und auch nach der Wende niemals mehr Einholbare nicht anders ausgedrückt werden als mit einer regional gebundenen Bezeichnung? Wahrscheinlich nicht! Denn *Hamit* in diesem Sinne existiert nicht mehr für den Autor, weder sprachlich noch in realiter. Kempowski selbst schreibt am 01. Januar 1990 in sein Tagebuch:

Setzen wir das Wort ‚Hamit‘ an die Stelle des abgegriffenen Wortes ‚Heimat‘. ‚Hamit‘ wie die Erzgebirgler sagen. Da fühlt man sich schon ganz anders! Und man hat sie ganz für sich, die theure Heimat, weil alle Welt denkt, man spricht von einem fernen Stern. So fern war sie auch, die Heimat, in den vergangenen vierzig Jahren, fern, aber gegenwärtig. Wir möchten sie gerne berühren, die alte Welt, die der Ort unserer frühen Schmerzen ist. Vielleicht geht von einer Berührung ‚Heilung‘ aus? (KEMPOWSKI 2001:8)

Mit der regionalen Variante *Hamit* fühlt sich der Tagebuchschreiber „ganz anders“. Denn das spezielle Wort bezeichnet seine spezielle – und verlorene – Heimat oder auch *Hamit*. Das heute quasi fiktiv gewordene Dialektwort ist konstitutiv für das Narrativ Heimat.

Sie wird also zum Imaginationsojekt und damit zum Gegenstand aber auch zum Zielpunkt literarischer Kreativität. Horst Bienek selbst hat in seinen Notizbüchern sein Romanprojekt quasi poetologisch begleitet und schreibt in *Beschreibung einer Provinz* (1983): „Eine neue Art von Heimatroman? Der

---

<sup>3</sup> Vgl. hierzu BAUSINGER/KÖSTLIN (Hrsg.) 1980; BIENEK (Hrsg.) 1985; MECKLENBURG 1987; MOOSMANN 1980; POTT (Hrsg.) 1986; BERGER 2015; HERMELING-MEIER 2015. Letztere markiert den originellen Ansatz, das Heimatnarrativ über affektiv und phänomenologisch orientierte Erklärungsmuster (nach BACHELARD) zu erfassen, da diese auf die Nachdrücklichkeit von Erinnerungen hinweisen.

kritische Heimatroman? Warum nicht. Den Begriff und das Genre rehabilitieren.“ (BIENEK 1983:12)<sup>4</sup> Mit der Vermischung von Heimatnarration<sup>5</sup>, Autobiographie und Historiographie und deren mikroskopische Zuspitzung auf einer privaten Ebene<sup>6</sup> geht Bienek dieses Vorhaben vor allem im *Gleiwitz-Zyklus* an, welcher von dem bedeutenden Historiker MARTIN BROZAT auch als *eine* „zeitgeschichtliche Roman-Tetralogie“ bezeichnet wird.<sup>7</sup> Gerade unter einer solchen Perspektive wird es nicht nur notwendig sein, darauf zu verweisen, dass das Autobiographische nicht mit dem Faktischen zu verwechseln ist. Denn laut LEJEUNE „hat Identität nichts mit Ähnlichkeit zu tun. Die Identität ist eine unmittelbar erfaßte Tatsache, die auf der Ebene der Äußerung akzeptiert oder abgelehnt wird; die Ähnlichkeit ist ein aufgrund der Aussage hergestellter Bezug, der sich endlos diskutieren und nuancieren läßt.“ (LEJEUNE 1994:39) Ebenfalls mit LEJEUNE „wird der Leser aufgefordert, die Romane nicht bloß als Fiktionen zu lesen, die auf eine Wahrheit des ‚menschlichen Wesens‘ verweisen,

---

<sup>4</sup> In der österreichischen Literatur wird das Konzept des negativen oder auch schwarzen Heimatromans in radikaler Weise in unterschiedlichen Varianten bei vielen Autorinnen und Autoren aufgegriffen. Unter anderem spitzt dies JOSEF WINKLER in seiner Trilogie *Das wilde Kärnten* (1979-1982) in visionär-apokalyptischen Bildern mit deutlicher Affinität zur katholischen Mystik zu (vgl. WINKLER 1995). Für eine autobiographische Lesart der Romane und Erzählungen WINKLERS (wobei diese nicht mit historischer Verifizierbarkeit übereinstimmen muss, sondern mit der Prägung durch das bäuerlich-katholische Umfeld) mit Blick auf den Heimatdiskurs plädiert auch der Aufsatz von BENOÎT PIVERT (vgl. 2008:178-187).

<sup>5</sup> Vgl. dazu AHRENS (2003). Erinnerung wird dabei selbst als eine narrative Technik verstanden.

<sup>6</sup> Ein Autor wie Siegfried Lenz geht in seiner frühen Publikation, der Erzählung *So zärtlich war Suleyken* von 1955, einen anderen und dennoch ähnlichen Weg wie Horst Bienek oder Walter Kempowski. Er verlässt zwar die Chronologie der Romanzyklen und das unmittelbare Notat des Tagebuchs, bleibt jedoch der Vermittlung von Heimat über ihre Bewohner, ja ihre Typen und Existenzen – wie es im Kempowski-Jargon heißen würde – treu. Um einen Eindruck von seiner Heimat Masuren und seiner Stadt Lück (hier als „Suleyken“) zu geben, wählt der Autor den narrativen Modus der Anekdote, um eine regionale und mentalitätstypische Lebens- und Sprechweise aufzuzeigen. Man könnte sogar von anthropomorphen Dialekten sprechen. Er vermittelt also seine Heimat über ihre Bewohner und deren (mitunter absurd anmutenden) Alltag. (vgl. LENZ 1984)

<sup>7</sup> Vgl. BROZAT (1990:102-111). Der Terminus der Zeitgeschichte wird eng gekoppelt an das Erleben von Geschichte durch die Zeitgenossen und an deren Berichte und Erzählungen darüber.

sondern auch als Phantasmen, die Aufschlüsse über ein Individuum bringen.“ (LEJEUNE 1994:47) In diesem Fall sogar über mehrere Individuen in spezifischen Situationen und nicht nur über den sich in der Retrospektive artikulierenden allwissenden Erzähler. Vielleicht wäre es auch besser, mit LEJEUNE von Identitäten zu sprechen, die dem Rezipienten anschaulich vermittelt werden. Identitäten, die in ihrer Präsentation Authentizität simulieren und damit Nachvollziehbarkeit von historischer Vergangenheit durch die Narrative ihres Erlebens ermöglichen. Das deckt sich auch mit THOMAS B. AHRENS überzeugender Schlussfolgerung einer

Art Familiensaga, worin zahlreiche Kinder und Jugendliche als herausragende Identifikationsfiguren fungieren. [...] Die autobiographische Fundierung der Figuren ist dabei nicht zu übersehen. Bienek wollte zwar mit keiner seiner Figuren vollständig identifiziert werden, aber er bekannte sich deutlich zum Autobiographischen, das ihm zufolge jedes Kunstwerk brauche, „um wahr, um überzeugend zu sein“. (AHRENS 2003:170)

Das vollzieht sich gerade über den Akt des Fingierens und anhand von einzelnen markanten Episoden, die sich in Bieneks Romanen immer wieder finden und seine gesamte Werk(-auto-)biographie durchziehen.

## 2. Der (Heimat-)Schriftsteller Horst Bienek

Zunächst sollen einige knappe werkrelevante biographische Informationen des sehr zu Unrecht vernachlässigten Autors Horst Bienek nicht vorenthalten werden: Er wurde am 07. Mai 1930 in Gleiwitz, Schlesien (heute: Gliwice, Polen) geboren. Der Vater war Bahnbeamter (wie bei der Familie Ossadnik in der vierbändigen *Chronik*), die Mutter war Klavierlehrerin (wie bei der Familie Piontek in den *Gleiwitz*-Romanen). Er besuchte die Bürgerschule in Oberschlesien; nach dem Einmarsch sowjetischer Truppen wurde Bienek als Demontagearbeiter zwangsverpflichtet. Zuvor erlebte er noch den Todesmarsch von Auschwitz-Häftlingen durch seinen Heimatort. 1946 erfolgte die Übersiedlung nach Köthen; später nach Potsdam. Dort beendete der spätere Schriftsteller die Oberschule und legte 1949 das Abitur ab. Ab 1950 war Bienek Redaktionsvolontär bei der *Tagespost* in Potsdam und publizierte erste Gedichte. 1950 nahm er am ersten Lehrgang für junge Schriftsteller in Bad Saarow (Vorläufer des Leipziger Literaturinstituts) teil, wurde von JOHANNES R. BECHER lobend erwähnt und galt daher im Sinne der DDR-Kulturpolitik als förderungswürdig. Den Höhepunkt dieser Förderung bildete freilich das Jahr 1951, als Bienek Meisterschüler bei Bertolt Brecht am Berliner Ensemble wurde. Noch

im gleichen Jahr, genauer gesagt im November 1951, wurde das ehemalige Ensemble-Mitglied wegen *antisowjetischer Hetze* vom MfS verhaftet und den sowjetischen Besatzungsbehörden überstellt.

Im April 1952 erfolgte eine Verurteilung wegen angeblicher Spionage und versuchtem Sturz der DDR-Regierung zu 25 Jahren Zwangsarbeit. Von Mai 1952 bis Oktober 1955 wurde Horst Bienek im Arbeitslager in Workuta gefangen gehalten. Es ist bezeichnend, dass sich BRECHT weder während des Prozesses noch während der Haftzeit in Workuta für seinen ehemaligen Schüler eingesetzt hat. 1955 kam es schließlich zur Amnestie und Entlassung in die Bundesrepublik Deutschland (wohl auch im Zusammenhang mit den Gesprächen zwischen Adenauer und Chruschtschow über die Entlassung der letzten deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion). Von 1957 bis 1961 war Bienek Redakteur beim Hessischen Rundfunk in Frankfurt am Main; von 1958 bis 1961 Mitherausgeber der Zeitschrift *blätter + bilder* und Herausgeber der Buchreihe *studio 58*. 1960 wurde Bienek ein Aufenthalt in Rom bewilligt mittels des angesehenen Villa-Massimo-Stipendiums. Von 1961 bis 1969 war Bienek zunächst Lektor, dann Cheflektor des Deutschen Taschenbuchverlages (dtv) in München, wo auch ein Großteil des eigenen Werks erscheinen konnte; anschließend überzog die Arbeit als freier Schriftsteller und seit 1966 war Bienek auch als Mitglied des PEN-Zentrums der Bundesrepublik Deutschland tätig. Er folgten zahlreiche Vortragsreisen durch Europa, Amerika und Australien. Darüber hinaus war Bienek Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste und der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt. Sein literarisches Werk umfasst Lyrik, Romane, Erzählungen und Essays, was auch die vorliegenden Ausführungen einigermäßen zu berücksichtigen versuchen. Vor allem beschäftigen sich Bieneks Texte vornehmlich mit der Kriegs- und Nachkriegszeit sowie der menschlichen Selbstbehauptung gegenüber staatlicher Obrigkeit und sei es auch nur im mikroskopischen Umfeld der bürgerlichen Familie, die versucht, sich auch in all ihren Eigenarten und Schwächen selbst treu zu bleiben. Dafür erhielt der Autor zahlreiche Auszeichnungen, vor allem für seine autobiographische Romantetralogie *Gleiwitz. Eine oberschlesische Chronik* (1975-82). Diese stellt nicht nur eine dichterische Rekonstruktion der Provinz Oberschlesien mit all ihren regionalen Mentalitäten dar, sondern bildet auch eine Kollision der Kindheitsgeschichte des Autors mit der Weltgeschichte, wodurch deren mehr oder weniger spürbare Auswirkungen auf kleinste soziale Einheiten wie die Familie und Freundschaften deutlich gemacht werden. Horst Bienek starb am 07. Dezember 1990 an den Folgen von Aids. Sein letztes Werk, der Gefangenenbericht *Workuta*, blieb

unvollendet und erschien erst 2012, herausgegeben vom Chef-Lektor des Hanser Verlags MICHAEL KRÜGER, im Göttinger Wallstein Verlag. Trotz dieser recht beeindruckenden Vita, der Literaturpreise und einer umfangreichen Werkproduktion muss an dieser Stelle jedoch konstatiert werden, dass der Autor Horst Bienek lange Jahre keine allzu umfangreiche Aufmerksamkeit innerhalb der germanistischen Literaturwissenschaft in Deutschland erfuhr. Die polnische und auch amerikanische Germanistik war da schon sehr viel weiter, bis hin zum Erstellen von wissenschaftlichen Qualifikationsschriften. Als zu konservativ, unterkühlt, unkritisch und unexperimentell im Umgang mit literarischer Tradition und Geschichte wurde sein Werk durch eine Forschungsrichtung abgelehnt, deren Erkenntnisinteresse sich eher an den sprachavantgardistischen Prosa-Arbeiten von UWE JOHNSON, GÜNTHER GRASS, ARNO SCHMIDT, PETER WEISS oder REINHARD JIRGL orientierte. Darüber hinaus erfolgte auch von Seiten mancher Literaturkritiken der Vorwurf einer mangelnden Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus bei einem gleichzeitigen Rückzug auf eine privat-familiäre Ebene zwecks Unterlaufung eines konkreten politischen Diskurses oder einer kritischen Auseinandersetzung mit den Jahrhundertverbrechen, deren marginale Ausläufer in den Gleiwitz-Romanen fast nur auf einer peripher-privaten Ebene fragmentarisch erfasst und nicht in ihrer Tragweite erkannt werden, so die beiläufige Beobachtung des von einem SS-Kommando durchgeführten Überfalls durch die jugendlichen Hochzeitsgäste Ulla Ossadnik und Andreas Freitag auf den Nachrichtensender Gleiwitz im Eröffnungsroman *Die erste Polka* (1975). In seinem Notizbuch macht Bienek gerade daran seine Erzähltechnik und seine eigene Art der Medialisierung von erlebter Zeitgeschichte fest:

Der Überfall auf den Gleiwitzer Sender müßte zentral sein und zugleich auch den Charakter der Beiläufigkeit haben. Denn wie geschichtsträchtig dieses Ereignis war, konnte damals keiner der Beteiligten ermesen. Das Ganze eher aus der Perspektive des Nichtwissens, der Naivität beschreiben. Vielleicht sollten das die Kinder erleben. Ja, ich muß das aus ihrer Perspektive beschreiben. Und auch diese sollte beschränkt sein. Sie sehen den Überfall, während sie sich in einer Tonröhre verstecken. Dieser einengende Ausschnitt macht alles gewichtiger. (BIENEK 1983:21f.)

Geschichte kann zum Narrativ werden, weil sie aus der vom Erzähler gewählten Perspektive der Jugendlichen konkret erfahrbar geworden ist, vorab aller objektivierenden Auswertung, Kontextualisierung und Bilanzierung. Der Blick aus der Tonröhre auf das Geschehen steht damit auch symbolisch für die eingeschränkte und zugleich kondensierte Erfahrbarkeit und damit auch Erzählbarkeit von Geschichte. Bevor sie zur Historie diskursiviert wird, wird



diese erlebt und damit auch Teil einer Genese zur Adoleszenz der beiden jugendlichen Beobachter des Überfalls auf den Gleiwitzer Sender, was für den Verlauf von *Die erste Polka* konstitutiv ist.

Interessanterweise sahen gerade aufgrund dieses subjektivistischen Perspektivismus Philologen und auch Kollegen in Bieneks Werk einen gewissen erzählerischen, sozialkritischen und avantgardistischen Mangel, welcher sowohl den Anforderungen durch die moderne und dissonant-diffundierte Gesellschaft als auch den narrativen Vorgaben der klassischen literarischen Moderne, die eben gerade dadurch die neuen Lebenswirklichkeiten und veränderten Wahrnehmungsmodalitäten adäquat zu erfassen versuchte, nicht mehr gerecht werden könne. Vielleicht liegen aber darin der Reiz und die zahlreiche Leser bis heute faszinierende Authentizität der Texte Bieneks über seine schlesische Heimat, fernab jeglichen Revanchismus. Nach Ahrens schrieb er „die Gleiwitzer Romane, um die Kindheit und somit die Heimat zumindest ‚literarisch wiederzugewinnen‘ und dadurch als Erinnerung zu fixieren.“ (AHRENS 2003:169)

## **2.1 Gleiwitz als Synästhesie in Prosa und Lyrik Bieneks?**

Mit seiner *Gleiwitzer Tetralogie* zeichnet sich Horst Bienek als relevanter literarischer Chronist und Autobiograph der neuesten deutschen und polnischen Geschichte in Grenzregionen und in historisch gewordenen Kulturlandschaften aus.

Es ist ein Romanzyklus, welcher eben auch eine auf persönliches und individuelles Erleben ausgerichtete Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist. Die vier Romane haben durch die detailreiche Nachzeichnung der Entwicklung einer oberschlesischen Familie und ihrer zahlreichen Bekanntschaften während der NS-Zeit und des Zweiten Weltkriegs Resonanz erfahren. Außerdem erfolgt auch ein Großteil der dort betriebenen Memorabilien stark fragmentarisch bzw. episodenhaft, trotz der zeitlich chronologischen Organisation des Romangeschehens durch die deutsche Geschichte von 1939 bis 1945. Das heißt, es werden Momente, Augenblicke und besondere Erfahrungen aus dem Leben einzelner Mitglieder der Familie Piontek und ihrer Freunde und Bekannten herausgenommen, die zwar zumeist dem Alltag entstammen, aber gerade dadurch nachvollziehbare Informationen geben über die Erfahrung von Geschichte und Politik auf einer existentiell relevanten Mikroebene, jenseits aller Abstraktion durch objektivierende Begriffsapparaturen. Sie sollen diese olfaktorischen, visuellen und akustischen Erfahrungen von Geschichte vermitteln. Dass es Bienek genau darum geht, dokumentieren auch seine Aufzeichnungen von 1983. Ein synästhetisches Projekt tut sich kund, wenn der Autor schreibt:

Die Gerüche: Hüttenwerke, Kokereien, Schlackenhalde. Die Geräusche: Fördertürme der Kohlengruben, Dampfkessel, der nahe gelegene Rangierbahnhof mit den Loks, dem Knallen der Puffer und den Signalpfeifen der Rangierer. Die Vegetation üppig. Jasmin, der in G. stark verbreitet war, die Zäune der meisten Gärten umsäumte, schwerer, süßer Geruch, ist sozusagen die östliche Weißdornhecke. Die Königskerze: meine ganze Kindheit ist erfüllt von der Königskerze, sie wucherte und blühte überall, an den Bahnstrecken entlang, am Rande der Chausseen, auf den Pfaden zwischen den Feldern, an der Klodnitz und überhaupt an den kleinen Bächen. [...] Kindheit und Königskerze ist für mich beinahe eins, noch heute, wenn ich die Augen schließe, sehe ich ihre goldenen Glockenblüten. [...] Im Westen übrigens niemals mehr die Königskerze gesehen. Oder habe ich nicht darauf geachtet. (BIENEK 1983:16)

Diese auf synästhetischen (und auch nur ad memoriam ablaufenden) Wahrnehmungen beruhende Retrospektive liefert eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die außerhalb der geschichtswissenschaftlichen Epistemologien und Methodologien liegt. Sie bringt das Vergangene der Gerüche, der Blicke und des Hörens ins Gedächtnis. An all diese sinnlichen Wahrnehmungen sind Erlebnisse geknüpft und mit den Erfahrungen wiederum ein Raum bzw. eine Zeit. Beides wurde durch die sinnlichen Momente generiert und nun auch wieder rekonstruiert. Zugleich verhält es sich mit dieser Remedialisierung über die Narration ausgesprochen ambivalent. Die verschwundene Königskerze, die all diese Begebenheiten in sich zu vereinigen scheint, sei im Westen nicht mehr auffindbar und steht insofern ebenso für die verlorene Heimat wie für die verlorene Kindheit. Ihr Verschwundensein ist aber zugleich die Bedingung für ihre Imagination durch das Narrativ. Nur was in realiter nicht (mehr) vorhanden ist, kann zu einem Projekt der Einbildungskraft und damit auch der Erzählkunst werden. Und damit beschäftigt sich der historiographische Narratologe Horst Bienek in seiner Prosa und Lyrik. Das ist aber bei diesem Schriftsteller nicht nur auf die eigenen Wahrnehmungen reduziert.

Auch entfalten sich in Ansätzen verschiedene Blickwinkel und Perspektiven, in denen der allwissende Erzähler immer wieder versucht, das eigene subjektive Erleben der einzelnen Familienmitglieder und Altersstufen zu erfassen, um auf diese Weise zum Beispiel die Relevanz eines Hochzeitsfestes, einer ersten Polka des jugendlichen Protagonisten Josel mit dem verehrten Mädchen Ulla oder auch dessen erste rebellische Versuche gegenüber dem NS-Alltag durch das eher als Abenteuer erlebte Beobachten und Auskundschaften politischer und militärischer Agitation innerhalb einer kindlichen oder jugendlichen

Biographie und Erlebniswelt zu verdeutlichen. Für den ersten Roman der Tetralogie (und seine eigentliche Titelfigur)<sup>8</sup> ist daher auch im Zusammenhang mit dem für Bieneks Werk immer wieder relevanten Aspekt der Grenzlandschaft (sowohl geographisch als auch autobiographisch) festzumachen.

Die erste getanzte Polka steht hier auch für ein vielfältiges und unhintergehabares Initiations- und Liminalitätserlebnis, welches sich auf mehreren Ebenen vollzieht: auf einer erotischen, auf einer familiären, auf einer historischen und schließlich auch auf einer gewalttätigen, bis hin zum Tod des Vaters. Sie alle implizieren den Abschied von der Kindheit, offenbaren die Zufälligkeit und Brüchigkeit der eigenen Existenz und des Lebens *sui generis* und bereiten damit quasi auch schon den großen Verlust und den Abschied von der Heimat vor. Nach der ersten Polka ist für Josel Piontek nichts mehr so wie früher. Er hat die Riten der Erwachsenen (vor allem das Schnapske-Saufen) ebenso kennengelernt wie den erotischen Kitzel und die Gewaltlust, als er einen besoffenen Feldweibel daran hinderte, die von ihm geliebte Ulla Ossadnik zu vergewaltigen. Dennoch sind diese besonderen Erfahrungen an bestimmte Orte, Spatialitäten und Personen gebunden, die sich auf diese Weise in das Bewusstsein der Akteure eingraben, so der Hochzeitssaal im Oberschlesischen Hof oder der Karussell-Platz bei Josel.

Das hat auch die Akzentuierung verschiedener Erzählperspektiven und Erzählstile in den Romanen über den Piontek- und den Ossadnik-Clan vor dem Hintergrund der Provinz Oberschlesien zur Folge, die durch diese räumliche Konkretisation fassbarer werden. Denn die Akteure sind an ihre Orte und Mitmenschen gebunden – und damit auch an Heimat. Über letzteres urteilten die Germanisten KEITH BULLIVANT und KLAUS BRIEGLER: „Aus ästhetischer Enge experimentellen Schreibens, das seinen eigenen ‚avantgardistischen‘ Anspruch nicht durchhält, ‚erlöst‘ das räumliche Erzählen.“ (BULLIVANT/BRIEGLER: 1992:336) Man kann dies durchaus als ein Zurück zur Orts- und Familiengeschichte verstehen, was im 19. Jahrhundert bereits durch Autorinnen und Autoren wie GOTTFRIED KELLER, MARIE VON EBNER-ESCHENBACH, FERDINAND VON SAAR oder BERTOLD AUERBACH mit ihrer regional bezogenen Prosa und dem Genre der Dorfgeschichte praktiziert wurde. Ähnliches gilt für die Vermenschlichung der Flüchtlingsgeschichte anhand der Präsentation von acht aristokratischen Einzelschicksalen im Mikrokosmos des böhmischen Schlosses *Königswald* in der gleichnamigen Novelle aus dem Jahr 1984.

---

<sup>8</sup> Eine Gesamtexegese liefert ÅRSTEIN (1988).

Mein Beitrag versucht sich teilweise in textnaher Lektüre ausgewählten Romanen dieser Familiengeschichte, die der Autor stets auch als Chronik und somit als eine autobiographisch transformierte Zeitgeschichte verstanden wissen wollte, anzunähern und dabei besondere Aufmerksamkeit auf die erzählerischen Verfahren und die Reflexionen über Geschichte und Erinnerung zu richten und darüber hinaus die Frage zu erörtern, inwieweit Bienek an der Erstellung eines eigenen (mehr oder weniger fiktiven) Kosmos gelegen war, um Geschichte und deren Wirken exemplarisch und erzählerisch transformiert greifbar zu machen. Insgesamt wird auch über die Rolle von Literatur als einer zentralen Vermittlerin von Geschichte neben der eigentlichen Geschichtsschreibung und Historiographie und deren spezifische Möglichkeiten und Grenzen reflektiert. Schließlich behauptet auch Walter Kempowski zu Beginn von *Uns geht's ja noch gold*: „Alles frei erfunden!“ (KEMPOWSKI 1975:6) Damit bestätigt er die These des amerikanischen Historikers HAYDEN WHITE, dass auch die Geschichtsschreibung nicht auf Stilisierungen und den Apparat der Tropen verzichten könne, um Geschichte zu vermitteln, einen Appellcharakter gegenüber historischer Bewusstseinsbildung zu leisten und letztendlich auch, um Geschichte zu erzeugen. Dazu müsste man WHITES Argument von den Fiktionalisierungsstrategien innerhalb der Geschichtsforschung stärker berücksichtigen, also dass auch diese – wenn sie erfolgreich sein will – mit den Mitteln des literarischen Stils, des Fingierens und damit der Erzählung zu arbeiten hat. Umgekehrt kann der Roman dann auch einen Beitrag zur Geschichtsschreibung leisten, indem er die von historischen Umbrüchen eigentlich Betroffenen in den Mittelpunkt rückt. Mitunter ist das dem auktorialen/heterodiegetischen Erzähler eher bewusst als seinen Figuren, wenn es über Valeska Piontek am Vorabend des Krieges heißt:

Valeska hätte noch lange so dasitzen und die Nacht über sich aufziehen und untergehen lassen können, sie hätte nicht bemerkt, daß sie umstellt war von Seufzern und Gegenständen, die sie (einmal) irgendwo gekauft und dann in ein Regal gestellt und vergessen hatte, von Spiegeln und Sehnsüchten, von denen sie, wenn sie auf einmal als Bilder vor ihr aufstiegen, erschrecken müßte, von den Steinen ihrer Erinnerung, die sie mühsam aufeinanderschichtete und die immer wieder zusammenfielen; wenn sie sich umsähe, müßte sie bemerken, daß die Dinge schon Risse und Bruchstellen hatten, nur feine Äderchen zeigten das an, die man mit bloßem Auge vielleicht nicht gleich erkennen konnte, die aber nicht mehr wegzubringen waren. (BIENEK 2000:298f.)

Durch die akustische, optische und haptische Aufladung der Vergangenheit und der damit verbundenen Versinnlichung der Erinnerung wird deutlich, dass

die Gegenstände und das Mobiliar in Valeskas Umgebung eine Art Anthropomorphisierung erfahren, da sie mit den Erfahrungsmomenten ihrer Besitzer verbunden sind. Das Interieur spricht also, wird zur historischen und existentiellen Überlieferungsquelle von Schicksalen.

Und von solchen Schicksalen zu berichten, heißt doch nichts anderes als: Geschichten zu erzählen, die Teil der Gesamt-Geschichte sind und von dieser umgeben bzw. berührt werden, so auch die Geschichten der Pionteks, der Ossadniks, der adligen Damen von Schloss Königswald in Böhmen und schlussendlich auch des einsamen Häftlings in den Zellen und Arbeitsstätten des Gulags von Workuta. Folglich heißt dann auch Horst Bieneks erster Roman von 1968 *Die Zelle*, was ihn wiederum mit Walter Kempowskis Romandebüt *Im Block* (1969) verbindet, welcher seiner Haftzeit in Bautzen gewidmet ist. Die Zelle (und er selbst) wird zur kleinsten lebenden und damit einengenden Einheit. Er wird quasi selbst zur Zelle. Die Raumvorstellung wird zur eigenen Lebensvorstellung. Das kann für die Zelle in Workuta ebenso gelten wie für den ober-schlesischen Raum, der in seiner sinn- und identitätsstiftenden Kraft vor allem sinnlich (hier: olfaktorisch) wahrgenommen und durch den auktorialen Erzähler memoriert wird, so von Josel Pionteks Tante Lucie nach der Hochzeitsfeier und nach der ersten Polka:

Was für eine Nacht! Und sie sog tief die Luft ein: Riecht ihr denn nicht diesen betäubenden Duft des Lavendels! Was für eine Nacht! Sie ging an die wilden Lavendelsträucher heran, und man hörte nur noch ihr Stöhnen, und dann kam sie zurück und balancierte ein paar Blütenköpfe auf ihren Händen, die sie zerrieb, um dann ihrem blinden Sohn die duftenden Hände unter die Nase zu halten. Was für ein Duft, nicht wahr, was für ein Duft ... so duftet unser Land, wirklich, so duftet nur unser Land, sagte sie. (BIENEK 2000:286)

Bereits die im Spätsommer 1939 vollzogene olfaktorische Vergegenwärtigung einer Heimatlandschaft stellt die Antizipation späterer Erinnerungsprozesse in der Gleiwitzer Tetralogie und auch in anderen Werken Bieneks dar. Dass sie sogar Lucies blindem Sohn die Landschaft vermitteln kann, drückt die Bedeutungssuggestivität sinnlicher Wahrnehmung in Bieneks Heimatdiskurs als zentralen Faktor von Mittelbarkeit aus.

Darüber hinausgehend muss aber auch auf einer epistemologischen Ebene gefragt werden, ob die mikroskopisch-privatistische Transformation von Geschichte in Horst Bieneks Erzählweisen und damit quasi deren Synästhetisierung und Vermenschlichung nicht auch einen Beitrag leisten könnte zur Komplexitätsreduktion von historischen Prozessen, was eventuell die Statistiken,

Bilanzen und auch hoch komplexen Theoriegebäude der Sozial- und Strukturgeschichte in ihrer erkenntnistheoretischen Ausrichtung auf diese Weise nicht einlösen können / wollen. Den Romanen und Erzählungen käme damit eine ähnliche Aufgabe zu wie dem realistisch-naturalistischen Roman der Jahrhundertwende, welcher ebenfalls die Komplexität von Politik und Geschichte (und deren Auswirkungen) auf einzelne Akteure rekurriert. Während dieser jedoch – trotz der Integration des sogenannten einzelnen Mannes in die Narration – an der objektiven Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse interessiert war und sich dabei nicht selten einer naturwissenschaftlichen oder zumindest sozialwissenschaftlichen (Milieu) Legitimation verpflichtet fühlte, schaltet Bienek diese Objektivierungstendenzen scheinbar aus und zentralisiert das Weltgeschehen auf den unmittelbaren und subjektiv erfassten Erfahrungshorizont einer einzelnen Familie. Dadurch wird Geschichte zwar ausgesprochen reduktionistisch und unkomplex rezipiert, fernab einer analytischen Exegese und Bewertung, aber zugleich wird sie durch die stilistisch, narrativ und figurativ bedingte Simulation von Echtheit verstehbar, weil sie auch im Rezeptionsprozess erfahrbar gemacht wird. Inwieweit derlei Übertragungsprozesse in Bieneks Erzählwerken *Gleiwitz* (1975-1982)<sup>9</sup>, *Königswald. Eine Novelle* (BIENEK 1984) und in Teilen seiner Lyrik (BIENEK 1976) konsequent vollzogen werden, welche Rolle dabei die Beschreibung der Figuren, das anekdotische Erzählen, das soziale Umfeld der Familie und deren sprachliche Verhaltensweisen spielen, wenn es darum geht, vergangene Erfahrungsräume und Erfahrungsweisen per Erzählung auch in ihrer Sinnlichkeit zu vermitteln, wird ebenfalls untersucht.

Dass Literarisierungen die Leserschaft der Gegenwart an Vergangenheit näher heranbringen können, als die geschichtswissenschaftliche Terminologie und die entfremdete Objektivität einer nur in großen Zusammenhängen sich bewegen wollenden Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, ist interessanterweise gerade von fachfremder Seite brillant erkannt und auf den Punkt gebracht worden. Der Naturwissenschaftler, Genetiker und Essayist ERWIN CHARGAFF hat in seinem Aufsatz *Abscheu vor der Weltgeschichte* bemerkt: „Geschichte als Literatur ist etwas ganz anderes als Geschichte als Wissenschaft.“ (CHARGAFF 2002:83) Das mag banal klingen und zunächst Wasser auf die Mühlen der Objektivitäts- und Bilanzenfetischisten sein. Doch CHARGAFF führt sein State-

---

<sup>9</sup> Die Tetralogie setzt sich bekanntlich zusammen aus den Romanen *Die erste Polka* (1975), *Septemberlicht* (1977), *Zeit ohne Glocken* (1979) und dem Finale über Flucht und Vertreibung aus der oberschlesischen Heimat in Gestalt von *Erde und Feuer* (1982).

ment begründend und exemplarisch aus, wenn er schreibt: „Auf allen historischen Werken lastet bald der dicke Staub, besonders in unsern fachmännischen Zeiten; aber von einem Gibbon, einem Macaulay, einem Burkhardt läßt er sich leicht wegblasen.“ (CHARGAFF 2002:83 f.) Auch hier wird von CHARGAFF ein (nicht unwesentlicher) Gemeinplatz gegenüber der englischen Historiographie bemüht: Sie erzählt Geschichte und macht sie zur Narration. Derlei ist nicht staubig, sondern spannend oder anrührend oder ansprechend. Das macht nicht nur literarische Texte reizvoll, sondern auch Geschichte nachvollziehbar. Die Begründung dafür wird von CHARGAFF bereits einige Seiten zuvor geliefert<sup>10</sup>:

Jeder, in seiner Art, ein großer Prosaschriftsteller und daher - - ein ‚daher‘, das gewiß Widerspruch erregen wird - - ein bedeutender Historiker. Sie alle schrieben über ihre Stadt, ihr Land, ihr Volk, und waren darauf bedacht, ein Bild davon zu geben, das ihrer eigenen Seele und ihrer eigenen Epoche entsprach. (CHARGAFF 2002:69)

Im Gegensatz zu HAYDEN WHITE, wird von CHARGAFF nicht nur eine ästhetische Erklärung geliefert, die also die Geschichtsschreibung an einen guten Stil bzw. eine überzeugende Narration knüpft, sondern sowohl eine inhaltliche als auch eine psychologische Legitimation offeriert. Über seine Stadt, sein Land und sein Volk, seine Landschaft schreibt auch ganz konkret Horst Bienek und wird damit zu einem räumlichen Erzähler, zum Erzähler einer historischen Grenzlandschaft, die zum Zeugen und schließlich auch synchron zum Vermittler und zum Produkt von Geschichte wird, so auch in der beinahe schon geschichtsphilosophischen und fatalistischen Reflexion des sterbenden Piontek-Patriarchen Leo Maria:

Es ist ein verfluchtes Stück Erde... Oh, eine verfluchte Erde... Leo Maria stieß das leise, aber heftig hervor. Wird es denn nicht mal aufhören, daß sich die Menschen wegen dieser verfluchten Erde gegenseitig umbringen... Die Armen haben die Saat in die harte trockene oberschlesische Erde gesteckt und sie mit ihrem Schweiß gedüngt, und die Reichen haben die Frucht genommen. Die Armen sind unter die Erde gegangen, haben gegraben in der Erde des Herrn und die Kohle herausgeschaufelt mit Methan in den Lungen, und die Reichen haben sie verkauft. [...] Und jetzt zerpfügen die Armen die Erde des Herrn mit den Kanonen der Reichen. (BIENEK 2000:373f.)

---

<sup>10</sup> Und mit Historikern von der Antike (Sallust) bis zum 20. Jahrhundert (Mommsen) in Verbindung gebracht, die allesamt von CHARGAFF als brillante Stilisten begriffen werden.

Die Auslassungen über die Gesellschaftspyramide und ihre Konfrontation mit einer göttlichen Ordnung lasse ich einmal dahingestellt<sup>11</sup> und verweise eher auf Leo Marias Äußerungen zur Erde. Das kann durchaus doppeldeutig rezipiert werden: Mit der Erde kann zum einen der gesamte Erdkreis gemeint sein, was bereits eine Vorausdeutung auf den anstehenden Weltkrieg implizieren würde. Zum anderen kann es aber auch die immer wieder umkämpfte Erde der Grenzregion Oberschlesiens sein, der Ort der massiven Grenzkonflikte, Territorial- und Machtverschiebungen.

Von dieser Landschaft ist der Autor zu Zeiten der Niederschrift schon lange getrennt, was Bienek immer wieder auch zu einem Thema seiner Gedichte werden lässt, so in dem vierteiligen Langgedicht *Gleitwitzer Kindheit*, welches vor allem die Erinnerungen an Gerüche, Düfte und Farben auf eindringlichste Weise kultiviert (BIENEK 1976:73-83) und diese ganz unwillkürlich während der Lektüreerfahrungen des gealterten lyrischen Ich aufkommen lässt: „Dann aber plötzlich/das Knacken einer Mandel/der Geruch eines bratenden Fisches in Bunzlau-Porzellan/der Schrei eines Eichelhähers im Labander Wald/Verwischte Bilder zittern über/die Netzhaut.“ (BIENEK 1976:73f.) Mit der aus Synästhesien sich zusammenfügenden ober-schlesischen Landschaft ist die Kindheit des Autors und auch die des jugendlichen Protagonisten Josel Piontek aus *Die erste Polka* verbunden. Wie so oft bei der auf verlorene Heimat bezogenen Erinnerungsliteratur kann hier von einem doppelten Verlust gesprochen werden, dessen Bestandteile sich sogar gegenseitig ergänzen. Von den Orten seiner Kindheit, also vom Elternhaus, Gleiwitz und Oberschlesien ist der Autor ebenso getrennt wie von der Kindheit selbst. Beides bedingt sich quasi wechselseitig. Der räumliche und der zeitliche Verlust bespiegeln sich gegenseitig. So wie die Kindheit nicht ein zweites Mal erlebt werden kann, ist auch der Ort, an dem sie erlebt wurde, verloren. Die Unwiederholbarkeit einer früheren Lebensperiode impliziert gleichzeitig die Unerreichbarkeit des Ortes. An dem Ort Gleiwitz wurde die Kindheit verbracht und mit dem Ende der Kindheit verschwand auch der Ort Gleiwitz. Der Verlust der Heimat ist gleichzusetzen mit dem Ende der Kindheit, was übrigens auch von Bienek im Materialienband von 1983 am Bild von der Königskerze festgemacht wurde, da der Ort keinen weiteren Anteil mehr hat an der späteren Entwicklung des Autors. Der Ort kennt ihn nur als Kind. Er selbst hat mit dem Ort nur Erfahrungen aus der

---

<sup>11</sup> Auch wenn dieser Todesmonolog einige der regional spezifischen Arbeitsfelder wie Landwirtschaft und Bergbau aufzählt und daher auch mit dem Heimatdiskurs in Verbindung zu bringen wäre.



Kindheit verbunden. Später driftet beides einerseits auseinander und andererseits greifen zeitliche und räumliche Ebenen ex negativo ineinander. Das macht nicht nur die Tragik, sondern auch den Reiz und die kreative Chance der Erinnerungsprosa aus, deren Verfahren eben beschrieben werden kann mit der Setzung *Zwischen Melancholie und (V-)Erarbeitung: Die Wiedergeburt der verlorenen Heimat aus dem Geist des Romans!* Was bedeutet das für BIENEKS Erzähltexte und auch für seine Gedichte? Durch welche Ereignisse wird die Kindheit als prägend dargestellt? Wie wird die verlorene Heimat reanimiert bzw. dargestellt oder auch erstellt, um wie eine Heimat wirken zu können? Warum und auf welche Weise ermöglicht der Roman damit eine Aufgabe der Geschichtsschreibung? Und welche Möglichkeiten sind ihm gegeben, die der klassischen Historiographie womöglich weder gegeben noch gestattet sind?

Nach Thorsten Hinz sind die vier Romane des Gleiwitz-Komplexes eine Möglichkeit, „das Verborgene, Verdrängte, Abwesende, nichtsdestotrotz aber Wirkungsmächtige sichtbar zu machen.“<sup>12</sup> Charakteristisch ist hierfür der Erinnerungsstrom des sterbenden Familienoberhaupts Leo Maria Piontek am Ende des ersten Bandes der Tetralogie:

Leo Maria ging in Gedanken die alten Wege, den Weg zur Schule in der Hüttenstraße, den Weg zur Concordia-Grube, den Weg nach Przeschlebie zu den ausgebaggerten Seen, oder den Weg den Fluß hinunter, abertausend Male war er diese Wege gegangen, er wußte, wo die Löcher und Luschen waren, die Steine und Aufrisse, wo in der Sonne zuerst der Teer schmolz, er hatte sich das alles erfüllt mit den eigenen Füßen, denn vom Frühjahr bis zum späten Herbst war er sie barfußig gegangen. [...] Dieser Weg zum Fluß war mit alten Lindenbäumen gesäumt, die (im Sinne der preußischen Verordnung) ganz unnütz waren, die nur ihren Duft verströmten, der so süß, so stark, so sinnhaft, so verführerisch war, daß Leo Maria manchmal auf die Bäume hinaufkletterte, bin in die Kronen hinein und sich von diesem Geruch einkreisen und betäuben ließ. (BIENEK 2000: 354f.)

---

<sup>12</sup> Der Artikel von Thorsten Hinz findet sich unter: <http://kulturportal-west-ost.eu/biographien/bienek-horst-2>. Eine eigene Poetik dieser Funktion von Literatur – auch mit Blick auf die Vermittlung von Vergangenheit und Geschichte – entwirft BieneK in seinem Gedicht *Sagen Schweigen Sagen* aus dem Zyklus *Die Zeit danach* aus dem Jahr 1974 (vgl. BIENEK 1976:107). So heißt es in der zweiten Strophe: „Ohne das Sagen gibt es nichts/wenn ich nicht das/was geschehen ist/sage erzähle oder beschreibe/ist das Geschehen überhaupt nicht geschehen.“ Diese fast transzendente Sicht auf die objektive Welt korrespondiert jedenfalls mit einer postulierten Abhängigkeit der Geschichte oder des Geschehens vom Erzähler. Geschichte besteht also niemals außerhalb der Narration, die damit Vermittler und Erzeuger zugleich ist und stellt damit das lyrische Korrelat zur Tonröhren-Sicht aus *Die erste Polka* dar.

Es wird von der Sinnhaftigkeit als entscheidenden Modus der Wahrnehmung gesprochen. Sie wird in ihrer Unmittelbarkeit über olfaktorische und haptische Wahrnehmung memoriert und qua Memoria in einen Diskurs der Mittelbarkeit transferiert. Das ist entscheidend, wird doch mit dieser während des Sterbens vollzogenen Memoria auch die Poetik des Autors performativ in Szene gesetzt, die in einer Verzahnung von Erzählen, Erinnern und Erschaffen begründet ist. Mit der Erinnerung des Leo Maria endet auch die Beschaffenheit der alten und gekannten Heimat, die durch den memorierenden Sterbenden ein letztes Mal geradezu allegorisch verkörpert wird. Das Vergangene wird nämlich immer wieder durch die Eingriffe des Gegenwärtigen verdrängt, hier vor allem in Gestalt moderner Medien. Das abstrakte (und staatlich-politisch reglementierte) Medium tritt evasiv an die Stelle der Konkretisation sinnlicher Wahrnehmung bzw. derer Reminiszenz im Moment des Sterbens. Denn synchron erfolgt die Radiomeldung des Oberkommandos der Wehrmacht, die den Einmarsch in Polen nach dem von der SS fingierten Überfall auf den Sender Gleiwitz bekanntgibt und auch vorführt, wie Geschichte in die Heimat einer Grenzregion und ihrer Bewohner eingreift und diese grundlegend verändern kann. Und das Begreifen von historischer Relevanz gelingt hier nur durch die zeitgleich erfolgende Fokussierung auf eine private Ebene, auf den Mikrokosmos der Familien Piontek und Ossadnik.

Auch das geschieht im ersten Roman der Tetralogie, in *Die erste Polka* (1976), nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich. Während der Zweite Weltkrieg beginnt, konzentriert sich der gesamte Roman auf einen Tag und auf ein Ereignis, nämlich auf die Hochzeit Irmas, also der Tochter von Valeska Piontek mit dem ins elterliche Haus einquartierten Soldaten Heiko kurz vor Beginn des Zweiten Weltkriegs. Den anderen Hintergrund bildet der Tod des Familienoberhaupts Leo Maria Piontek im unmittelbaren Anschluss an die Festivitäten. Das Hochzeitsfest wird dadurch fast schon mythologisch bis stereotyp überhöht zu einem Tanz auf dem Vulkan, um einmal dieses abgedroschene Bild zu bemühen. Dadurch ist es möglich, Genaueres über die Planungen und den Ablauf einer typisch oberschlesischen Hochzeitsfeier zu erfahren. Durch die genaue Beschreibung der einzelnen Gäste, ihrer Denk- und Verhaltensweisen wird nicht nur Authentizität garantiert, sondern es versammeln sich die unterschiedlichsten Schicksale auf dem Fest – und damit auch ganz verschiedene Erzählungen, ein Verfahren, welches Bienek auch noch in seiner späteren amüsant-lakonischen Erzählung *Königswald* (1984) beibehalten wird.

Das gleichnamige Schloss der hochadligen Familie von Wettarnich in Böhmen wird zum Kulminationspunkt von verschiedenen Vertriebenenschicksalen, zu einem Kondensat von sich nur noch im Verlust begreifenden Regionen:

Außer den Wettarnichs waren nur Flüchtlinge im Schloß und die Woronzoff war der älteste Flüchtling unter ihnen. Sie hatte Rußland 1917 verlassen [...]. Die Gräfin Posadowsky aus dem Ratiborer Land schaute schweigend vor sich hin und knackte mit den Fingern. [...] Sie spielte, um ihre Nerven zu beruhigen und um zu vergessen. Jene Februarnacht zu vergessen, als sie von der anderen Seite der Oder zusehen mußte, wie das Schloß Posadowsky von den Russen erobert wurde und in Flammen aufging. Die ganze Nacht lang brannte der Himmel, und am nächsten Tag stand schwarzer Rauch über den Trümmern. [...] Die Gräfin Huberta von Dohna strickte. Sie seufzte: Ach, Gottchen, und strickte. Sie war aus Ostpreußen geflohen und hatte nicht viel retten können außer ihren Schmuck, einen Lederbeutel mit geschliffenen Bernsteinen und fünf Knäuel Wolle. (BIENEK 1984:19ff.)

Das böhmische Schloss Königswald ist mehr als nur ein Auffangbecken. Es wird zum Archiv einer für immer verschwundenen Vergangenheit und versucht diese vergeblich bis zum Einmarsch der roten Armee durch die permanente Wiederholung auch alltäglicher Verrichtungen zu bewahren, so wie auch der Romanschriftsteller Bienek es selbst mit seiner *Gleiwitzer Chronik* vollzieht. Damit steht der Archivcharakter des Schlosses als Potpourri von Schicksalen auch für das Archivverfahren des Schriftstellers, welches über die konkrete Gestalt des Schlosses veranschaulicht werden kann. Rekonstruktion bewahrt etwas, jedoch ohne das Original jemals wieder zu erreichen. Das scheint schon die junge Fürstin Ursela von Wettarnich angesichts eines letzten großen Festes auf Königswald kurz vor Kriegsende zu begreifen, wenn sie das Ereignis als Bühne erlebt:

Als Ursela zurückkam, blieb sie wie angewurzelt in der Tür stehen. Es war, als begriffe sie erst jetzt das Geschehen: Königswald von der SS besetzt, die Russen näherten sich von der einen, die Amerikaner von der andern Seite [...]. Und hier im Roten Salon wurde ein Fest gefeiert, wie es prächtiger, sorgloser und ausgelassener nicht in Friedenszeiten hätte gefeiert werden können. Das Grammophon spielte eine Polonaise. Woher hatten die Damen nur die eleganten Kleider? Die meisten von ihnen waren als Flüchtlinge mit einem Koffer oder einer Truhe angekommen oder gar nur mit einem Rucksack und einer Handtasche. Jetzt waren sie gepudert und geschminkt, hatten Schmuck angelegt, einige sogar fesche Hüte aufgesetzt – Ursela schien es, als blicke sie auf eine Bühne. (BIENEK 1984:48)

Die Vergangenheit wird bereits in dieser – Anfang Mai 1945 spielenden – Passage aus dem Geist der Gegenwart und seiner Bedingungen rekonstruiert und erscheint daher der Fürstentochter merkwürdig fiktiv. Zugleich markiert die Textstelle das Verfahren des Autors, die Verschränkung von Rekonstruktion

und Narration unter stark veränderten Produktionsverhältnissen, was für die Auseinandersetzung mit dem Heimat-Komplex konstitutiv ist und die Arbeit des Schriftstellers Bienek immer wieder begleitet hat und daher für kulturwissenschaftliche Heimat-Forschung wieder interessant gemacht hat.

Auch deswegen erfährt in den letzten Jahren das umfangreiche Werk Horst Bieneks, bis hinein in seinen Nachlass, inzwischen wieder eine langsame Annäherung von Seiten der germanistischen Literaturwissenschaft.

Vor allem der Stellenwert Bieneks als historischer Chronist, die Vermittlung von Geschichte über Narration und die Auffassung von Geschichte als große Narration, stehen dabei ebenso im Mittelpunkt des Interesses wie die Bedeutung Bieneks als Erzähler einer bürgerlichen Familie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Das ist es, was ihn, trotz aller regionaler Differenzen, auch mit dem Chronik-Projekt von Kempowski verbindet. Durch die Verknüpfung fiktionaler und autobiographischer Elemente, vor allem im Hauptwerk der *Gleiwitzer Tetralogie*, die dieser aber auch stets in Verknüpfung mit seinen umfangreichen Jugend- und Lagererinnerungen, den vereinzelt erschienenen Novellen wie *Königswald* (1984)<sup>13</sup> und der Lyrik als Werkeinheit verstanden und rezipiert wissen wollte, schrieb sich der Autor in die Herzen der Leserschaft hinein. Einer Rezeptionsgemeinde, der die Schrecken der Weltkriege und des Dritten Reichs noch im Gedächtnis waren – und mitunter aus den Herzen einer sowohl ideologiekritischen als auch theorieaffinen und stilexperimentellen Literaturwissenschaft hinaus, die in ihm bisweilen einen konservativen und sich an Anekdoten aufhaltenden Rekapitulator der eigenen Familiengeschichte konstatierten, was wiederum eine reflektierte (und schuldbewusste) Auseinandersetzung mit der Rolle und Funktion der bürgerlichen Gesellschaft innerhalb der NS-Diktatur angeblich relativiert haben sollte. Nach HERMELINGMEIER ist aber „Heimat‘ als Wahrnehmungskategorie zu verhandeln [...]

---

<sup>13</sup> So finden sich Figuren wie Milka Piontek (die Wasser-Milka) und die von ihr betreute Gräfin Hohenlohe nicht nur in der *Gleiwitzer Chronik*, sondern gegen Kriegsende auch auf dem böhmischen Schloss Königswald wieder, was eventuell auch des Autors Sehnsucht nach der Konstruktion von großen Zusammenhängen demonstriert, was nicht nur ein ästhetisches, sondern auch ein existentielles und anthropologisches Anliegen zu sein scheint. Die Errichtung von Zyklizität ermöglicht das Bewahren von Ganzheit. Und Letzteres bildet eine Größe, die der Autor mit der verloren gegangenen Kindheit (= Heimat) untrennbar und unrettbar verbindet. Auch das die Romane begleitende Werkstattbuch *Beschreibung einer Provinz* leistet dazu ebenso einen Beitrag wie die Gedichtzyklen, die wie lyrische Zusätzungen der umfangreichen Erinnerungsnarrative konzipiert sind.

auch der Versuch, den Begriff von seinen politischen Zuschreibungen freizulegen, um seiner ideologischen Aufladung zu entgehen.“ (HERMELINGMEIER 2015:39) Daher wohl auch die so manchen Rezipienten irritierende Konzentration auf die Anekdote, das persönliche Erleben und die eher phänomenologisch angelegte Wahrnehmung von Welt in der Heimatprosa Bieneks, also die über sensualistische Kategorien erfolgenden „unterschiedlichen Zuschreibungen des Begriffs ‚Heimat‘ [...] durch ihre affektive Dimension.“ (HERMELINGMEIER 2015:40) Das erschwert freilich politische oder ideologiekritische Exegesen der Heimatliteratur.

Auch Walter Kempowski wurde mit derlei negativen Urteilen bis hin zur gezielten Flucht ins Bürgerlich-Beschauliche, ja ins Anekdotenhafte, konfrontiert. Aus diesem Grund ist lange Zeit die Untersuchung von Einzelaspekten in den Büchern von Horst Bienek mitunter auf der Strecke geblieben. Die Bedeutung der eigenen Familie, aber auch der Schule und anderer Institutionen ist ebenso wenig ausführlich behandelt worden wie die der Kirchen, des Katholizismus und der Religion<sup>14</sup> sowie der Landschaft im allgemeinen, wodurch sich übrigens synchron auch eine Beschäftigung mit der historisch sich verändernden Position eben dieser Kultur- und Sinnstifter während der nationalsozialistischen Diktatur, aber auch schon der Weimarer Republik oder der frühen Bundesrepublik und des Eisernen Vorhangs, hätte ergeben können. Denn die politischen und sozialen Verhältnisse innerhalb dieser verschiedenen Staatsformen haben in den Romanen und Lyriksammlungen des Autors, exemplarisch widergespiegelt am Schicksal von einzelnen Figuren und Familien, eine Verbindung miteinander erfahren, wodurch Horst Bieneks Gesamtwerk sich der Dimension eines Zyklus annähert. Ihn lohnt es, genauer zu erkunden. Eine sich sehr dialektisch ausgestaltende Ambivalenz ist bei dem Verhältnis von narrativer Historiographie, Autobiographie und der Heimat als Erzählstoff bzw. –Modus jedoch immer wieder zu beachten und auch von Horst Bienek in seinen Notizen auf den Punkt gebracht worden. Über seinen Heimatort Gleiwitz schreibt er:

Gleiwitz, ist es noch mein Gleiwitz, die Stadt meiner Kindheit, so wie ich sie jetzt beschreibe? Ich bin ursprünglich von ihr ausgegangen, ganz akribisch, und ich bin nicht wenig stolz darauf, daß man mit diesen Büchern die Straßen und Plätze und Parks dieser Stadt durchstreifen kann wie mit einem Stadtplan. Und doch hat sie sich in meinem Kopf selbständig gemacht, mit anderem Leben, anderem Geist erfüllt, ist jetzt ganz aus der Phantasie gespeist. (BIENEK 1983:149)

---

<sup>14</sup> Ihrer Bedeutung für das Werk Bieneks hat sich FRÜHWALD (2008:265-279) angenommen.

Das mutet einerseits beinahe tragisch an. Andererseits erklärt es den besonderen Tenor der Schriften Bieneks und die Abhängigkeit der Erinnerung von den Potentialen der Einbildungskraft, ja von dichterischer Phantasie und den Strategien des Fingierens. Die Wiederentdeckung oder Wiedergeburt der Heimat ist zugleich auch immer ihre Erschaffung. Zwischen diesen Grenzpolen bewegt sich Bieneks Narration von einer Grenzlandschaft. Darin liegt sein die Gattungsgrenzen wiederum überschreitendes Projekt begründet:

Jeder Tag köpft eine Stunde der Kindheit/- ich rück näher den Stuhl/an den Schreibtisch heran/rauch eine Malboro/die Bilder erzittern auf meiner Netzhaut/verwischen/ich will sie festhalten/ich schreibe: [...] ewige Kindheit/wo deine Bilder wachsen aus Rauch und Traum und Flamme. (BIENEK 1975:83)

## Auswertung/Synopse

Der Auseinandersetzung mit der oft verlorenen Heimat im fortgeschrittenen Alter – und das ist bei Bienek und auch Kempowski oft der Fall – macht eines deutlich, trotz aller durch die Sprache der Erinnerung simulierten Authentizität. Günter Kunert hat das in seinen gesammelten *Aufzeichnungen* pointiert:

Jenseits der Altersgrenze von sechzig Jahren zwar keine Bilanz, aber doch Überdenken dessen, was man tat oder unterließ: Künftig reduzierte Möglichkeiten. Eine Straße, die man vielleicht zum letzten Mal fuhr, eine Stadt auf Niewiedersehen, eine unwiederbringliche Landschaft: Das Leben wird zum Erinnern von Erinnerungen, deren Unwiederholbarkeit unabweislich wird. (KUNERT 2004:158)<sup>15</sup>

Aus der Unwiederholbarkeit wird die Unüberschreitbarkeit einer Grenze deutlich, sowohl in spatialer als auch in temporärer Hinsicht. Grenzraum und Grenzzeit bedingen einander. So muss auch der heranwachsende Josel in den finalen Passagen von *Die erste Polka* durch den auktorialen Erzähler begreifen:

Josel machte selbst die Tür auf und ging hinaus, ohne sich noch einmal umzusehen. Er ging noch einen Schritt, dann war er von der Dunkelheit aufgesogen. Er war älter geworden in dieser Nacht [also in der Nacht seiner ersten Polka und des SS-Überfalls auf den Nachrichtensender Gleiwitz, T.V.], aber noch nicht alt genug. Er wußte plötzlich, er hatte seine Kindheit hinter sich gelassen, und er drehte sich rasch um, als könne er sie noch einmal mit einem Blick zusammenfassen und von ihr Abschied nehmen, aber sie hatte sich in tausend kleine Teile der Trauer, der Melancholie, des Schmerzes und der Finsternis aufgelöst. Er stieg über den Zaun und ging über das abgeerntete Weizenfeld, die Stoppeln knackten unter seinen Schuhen. (BIENEK 1975:341)

---

<sup>15</sup> Der Eintrag stammt aus dem Jahr 1992.

Der Zaun steht geradezu paradigmatisch und stereotyp für die liminale Überschreitung einer Grenze, hinter welche das aufgrund seiner Unwiederholbarkeit Unerreichbare liegt und das durch die jugendliche Initiation des Tanzes und das historische Ereignis synchron, also im Sinne KOSELLECKS (2003) in zwei *Zeitschichten*, die parallel verlaufen sind, seinen Abschluss gefunden hat. Insofern vermittelt der Roman auch das Erfahren von Zeit in seiner Narration. Und Zeitgeschichte als unmittelbare Erfahrung verknüpft die Individual- mit der Universalhistorie.

Diese allgemeine Erkenntnis ist zugleich die eigentliche antizipierende Ausgangslage, vor deren Hintergrund sich der weitere Romanzyklus bewegt: Heimat und Kindheit werden dadurch zu Fiktionen, die dank literarischer Produktivität (wieder) erstellt werden können, was auch zu einer Relativierung von grenzorientierter Wahrnehmung und Denkweise führen könnte, sowohl räumlich als auch zeitlich. Die Grenze würde dann nicht mehr von einem „harten und eindeutigen Schnitt“ (WOKART 1995:284) reguliert werden, sondern könnte als Konstruktionselement von Begriffen, Imaginationen, Erinnerungen und damit von Narrationen begriffen werden. Für Autoren aus dem bzw. über den Grenzbereich heißt das in einer beinahe dialektischen Konstellation: Durch die Unwiederholbarkeit werden sie quasi fiktiv und damit zu Projekten der Imagination. In ihrer Abwesenheit werden sie durch Prozesse des Fingierens anwesend und bürgen somit für die Qualität des Erzählers, welcher Geschichte als (durch Erzählung) erlebtes Geschehen lebendig werden lässt. So konstatiert auch die alte Fürstin Wetternich nach der Aufgabe ihres böhmischen Schlosses und vor der Flucht in den Westen beinahe versöhnlich: „Was ist Besitz? [...] Nichts! Die Wetternichts haben schon vieles verloren in ihrer Geschichte. Sie haben aber auch vieles gewonnen. Das Leben. Nämlich das Leben! Sie warf die Hände in die Luft!“ (BIENEK 1984:113)

## **Literatur**

AHRENS, THOMAS B. (2003): *Heimat in Horst Bieneks Gleiwitzer Tetralogie. Erinnerungsdiskurs und Erzählverfahren*. Frankfurt a. M. / Bern / New York u. a.

ÅRSTEIN, MALFRID (1988): *Die erste Polka. Eine Interpretation des Romans auf dem Hintergrund der neuen Heimatliteratur*. Bergen, unveröffentlichte Staatsexamensarbeit.

BAUSINGER, HERMANN / KÖSTLIN KLAUS (eds.) (1980): *Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur*. Neumünster.

BERGER, KARINA (2015): *Heimat, Loss and Identity. Flight and Expulsion in German Literature from the 1950's to the Present*. Bern.

- BIENEK, HORST (1975): *Die erste Polka. Roman*. München / Wien.
- BIENEK, HORST (1976): *Gleiwitzer Kindheit. Gedichte aus zwanzig Jahren*. München / Wien.
- BIENEK, HORST (1983): *Beschreibung einer Provinz. Aufzeichnungen – Materialien – Dokumente*. München/Wien.
- BIENEK, HORST (1984): *Königswald. Eine Novelle*. München/Wien.
- BIENEK, HORST (ed.) (1985): *Heimat: Neue Erkundungen eines alten Themas*. München.
- BIENEK, HORST (2000): *Gleiwitz. Eine oberschlesische Chronik in vier Bänden*. München / Wien.
- BIENEK, HORST (2013): *Workuta*. Hrsg. und mit einem Nachwort von MICHEL KRÜGER. Göttingen.
- BROSZAT, MARTIN (1990): *Eine zeitgeschichtliche Roman-Tetralogie*. In: URBACH, TILMAN (ed.): *Horst Bienek. Aufsätze – Materialien – Bibliographie*. München, 102-111.
- BULLIVANT, KEITH / KLAUS BRIEGLEB (1992): *Die Krise des Erzählens – ,1968‘ und danach*. In: KLAUS BRIEGLEB / SIGRID WEIGEL (eds.): *Gegenwartsliteratur seit 1968. Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. München / Wien, Band 12:302-339.
- CHARGAFF, ERWIN (2002): *Abscheu vor der Weltgeschichte*. In: ERWIN CHARGAFF: *Abscheu vor der Weltgeschichte. Fragmente vom Menschen*. Stuttgart, fünfte Auflage: 66-89.
- FRANCOIS, ETIENNE / JÖRG SEIFAHRT / BERNHARD STRUCK (eds.) (2007): *Die Grenze als Raum. Erfahrung und Konstruktion*. Frankfurt a. M. / New York.
- FRÜHWALD, WOLFGANG (2008): *Passionsfrömmigkeit: Horst Bienek, Peter Huchel, Tankred Dorst*. In: FRÜHWALD, WOLFGANG (ed.): *Das Gedächtnis der Frömmigkeit. Religion, Kirche und Literatur in Deutschland vom Barock bis zur Gegenwart*. Frankfurt a. M. / Leipzig, 265-279.
- HERMELINGMEIER, ANNA-LENA (2015): *Wahrnehmung von Heimat und Exil – am Beispiel von Texten deutschsprachiger Exilautorinnen und –autoren des 20. Jahrhunderts*. München.
- KEMPOWSKI, WALTER (1996): *Tadelloser & Wolff. Ein bürgerlicher Roman*. München, achte Auflage.
- KEMPOWSKI, WALTER (2011): *Hamit. Tagebuch 1990*. München.
- KOSELLECK, REINHART (2003): *Zeitschichten. Studien zur Historik*. Mit einem Beitrag von HANS-GEORG GADAMER. Frankfurt a. M.
- KUNERT, GÜNTER (2004): *Die Botschaft des Hotelzimmers an den Gast. Aufzeichnungen*. München/Wien.
- LAUBE, REINHART / VERENA NOLTE (eds.) (2012): *Horst Bienek. Ein Schriftsteller in den Extremen des 20. Jahrhunderts*. Göttingen.



*Die Wiedergeburt der verlorenen Heimat aus dem Geist des Romans...*

- LEJEUNE, PHILIPPE (1994): *Der autobiographische Pakt*. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer und Dieter Hornig. Frankfurt a. M.
- LEJEUNE, PHILIPPE (2014): „*Liebes Tagebuch*“. *Zur Theorie und Praxis des Journals*. Hrsg. von LUTZ HAGESTEDT. Aus dem Französischen von Jens Hagestedt. München.
- LENZ, SIEGFRIED (1984): *So zärtlich war Suleyken*. Frankfurt a. M.
- MECKLENBURG, NORBERT (1987): *Die grünen Inseln. Zur Kritik des literarischen Heimatkomplexes*. München.
- MOOSMANN, ERNEST (1980): *Heimat. Sehnsucht nach Identität*. Berlin.
- PIVERT, BENOÎT (2008): *Josef Winkler oder das Gefängnis der Vergangenheit*. In: CORBIN, ANNE-MARIE / ASPETSBERGER, FRIEDBERT (eds.): *Tradition und Modernen. Historische und ästhetische Analysen der österreichischen Kultur*. Innsbruck (Schriftenreihe Literatur des Instituts für Österreichkunde 19):178-187.
- POTT, HANS-GEORG (ed.) (1986): *Literatur und Provinz. Das Konzept ‚Heimat‘ in der neueren Literatur*. Paderborn.
- WINKLER, JOSEF (1995): *Das wilde Kärnten. Menschenkind – Der Ackermann aus Kärnten – Muttersprache. Drei Romane*. Frankfurt a. M.
- WOKART, NORBERT (1995): *Differenzierungen im Begriff ‚Grenze‘*. In: FABER, RICHARD / NAUMANN, BARBARA (eds.): *Literatur der Grenze – Theorie der Grenze*. Würzburg, 275-298.



EWA TURKOWSKA

## **Entgrenzung der Erinnerung. Digitale Erinnerungskultur an den Holocaust**

Der Artikel präsentiert die digitale Erinnerungskultur zum Holocaust als Beispiel für diverse Prozesse und Phänomene der Entgrenzung in der heutigen Kultur- und Medienlandschaft. Im theoretischen Teil werden die Phasen der Erinnerung an den Holocaust in Deutschland und Polen dargestellt. Dann werden Webformate der digitalen Erinnerungskultur besprochen, acht Gattungen der Erinnerungsprojekte unterschieden und kurz dargestellt. Das dritte Kapitel stellt drei Erinnerungsprojekte vor, die diverse Entgrenzungsphänomene widerspiegeln. Das vierte Kapitel enthält allgemeine Schlussfolgerungen.

### **Dissolution of memory. Digital culture of remembrance of the Holocaust**

The article presents the digital memory culture of the Holocaust as an example of various processes and phenomena of the erasure of borders that occur in today's cultural and media landscape. In the theoretical section, the phases in remembrance of the Holocaust in Germany and Poland are presented. Next, the web formats of digital memory culture are discussed. Then, eight types of remembrance projects are distinguished and briefly presented. The investigation section in Part 3 presents three remembrance projects which reflect the various phenomena of the erasure of borders. Part 4 contains general conclusions.

### **Zniesienie granic pamięci. Cyfrowa kultura wspomnień o Zagładzie**

Artykuł prezentuje cyfrową kulturę pamięci o Zagładzie jako przykład różnorodnych procesów zaniku granic, występujących w dzisiejszym świecie mediów i globalnej kultury. W części teoretycznej zaprezentowano fazy pamięci Holocaustu w Niemczech i Polsce. Następnie wyróżniono i omówiono 8 typów projektów pamięci opartych na formatach Web. W rozdziale 3 przedstawiono trzy projekty pamięci jako przykłady rozmaitych procesów zniesienia granic. Rozdział 4 zawiera ogólne wnioski.

Die Erinnerung an den Holocaust erlebt heute eine Hochkonjunktur. Nach einigen Jahrzehnten des Desinteresses beobachtet man seit den 1990er Jahren in der Geschichtsforschung wie in der Erinnerungskultur ein verstärktes Interesse für diese Thematik. Dazu hat im großen Maße die Medienentwicklung beigetragen, insbesondere der Eintritt der digitalen Medien in die Erinnerungskultur. In den neuen Medien wird die Erinnerung an den Holocaust von zahlreichen internationalen, nationalen, lokalen Kultur- und Bildungsorganisationen und Stiftungen in diversen Webformaten gepflegt. Im vorliegenden Aufsatz werden Webprojekte dargestellt, die die Spezifik dieser Erinnerung und ihre charakteristischen Wesenszüge präsentieren sowie vielfache Phänomene der Entgrenzung verdeutlichen.

## 1. Phasen der Erinnerung an den Holocaust

1. 1945-1949: Bestrafung der NS-Führung. Das Wissen über Naziverbrechen, darunter über den Massenmord am jüdischen Volk, gelangte infolge der Nürnberger Prozesse an die Öffentlichkeit, erreichte aber nicht das allgemeine Bewusstsein. Die Schuld daran wurde ausschließlich der politischen Elite zugeschrieben (vgl. WOLFRUM 2009:365, BROCHHAGEN 1994).
2. 1949-1960: Verdrängung. Der Kalte Krieg und das Wirtschaftswunder ließen Entnazifizierung und Verfolgung der NS-Verbrechen in den Hintergrund treten. Das vorherrschende Erinnerungsmodell an den Nationalsozialismus beruhte auf der Hervorhebung eigener Kriegsoffer und der Verdrängung der Schuldfrage (vgl. WOLFRUM 2009:365-366, FREI / STEINBACH 2001).
3. 1960-1970: Abrechnung und Erforschung. Einen Einschnitt im Bewusstsein der internationalen Öffentlichkeit bildeten der Eichmann-Prozess in Jerusalem (1961) und die Auschwitz-Prozesse in Frankfurt a. M. (1963-1968). Die geschichtswissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema, die in dieser Phase erfolgte, hatte ihre Wurzeln in juristischen Dokumentationen und Beweismaterialien. Es entstanden Grundlagenwerke über den NS-Staat und seine Verbrechen, die v.a. auf die Staatsstrukturen und Formen der Machtausübung ausgerichtet waren.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Zu den damals entstandenen Forschungsarbeiten, die zu mehrmals aufgelegten Standardwerken geworden sind, gehören z. B. BROSZAT / BUCHHEIM / JACOBSEN 1965, BRACHER 1969, ADAM 1972.

4. 1970-1985: Verdrängung. In den Gesamtdarstellungen des Nationalsozialismus gehörte der Holocaust nicht zu den Forschungsschwerpunkten der Zeitgeschichte. Daher werden diese Jahre als die „Phase der zweiten Verdrängung“ bezeichnet (HERBERT 1998:19, vgl. FISCHER / LORENZ 2007:234, 235).

5. Nach 1985: Gedenken, Dokumentation. Nach dem Fall des Kommunismus war eine Reinterpretation der Geschichte von einem neuen Blickpunkt aus nötig. Die gemeinsame Basis für die neue Deutung bot sich im Gedenken und Würdigen der Holocaust-Opfer. Die dauerhafte Memorialisierung sollte eine Brücke zwischen den Nationen der Opfer und der Täter schlagen. Durch die intensive Popularisierung und breite Einwirkung ist die Holocaust-Erinnerung zum Vorbild für andere Opfergruppen geworden (vgl. ASSMANN 2013:56-58, 187-190).

Die Erinnerung an den Holocaust in Polen verlief in zwei Phasen, zwischen denen das Jahr 1989 die Zäsur bildet.<sup>2</sup> Gleich nach dem Kriegsende wurden die Täter bei Judenpogromen vor Gericht gestellt und bestraft. Die Dokumentation der Judenverfolgung durch die Zentrale Jüdische Historische Kommission, die 1944-1947 die Holocaust-Überlebenden für juristische Zwecke befragte, endete mit der Einführung der Stalin-Diktatur, trotz der Gründung des Jüdischen Historischen Instituts 1947.<sup>3</sup> Die Erinnerung an die Massenvernichtung der Bevölkerung unter der NS-Okkupation war bis zum Ende der Volksrepublik Polen nicht in separate Erinnerungskulturen für einzelne nationale Minderheitsgruppen geteilt. Die Erinnerungskultur galt gleichermaßen für alle Bürger der multikulturellen Zweiten Republik Polen, die Opfer der Extermination waren. Dadurch wurde ihre Gleichheit im Angesicht des Nazi-Terrors hervorgehoben. Da Slawen gleichermaßen wie Juden als ‚Untermenschen‘ galten und zur Ausrottung bestimmt waren, existierte zwischen Polen und Juden eine Schicksalsgemeinschaft. Das Nicht-Beachten der Nationalität von Opfergruppen resultierte andererseits aus der Idee des Nationalstaates, die das europäische Staatsdenken im 20. Jahrhundert dominierte und welcher die sozialis-

---

<sup>2</sup> Zur wechselvollen Geschichte der polnischen Holocaustforschung und der Interpretation jüdischer und polnischer Schicksale vgl. z. B. DOBROSZYCKI 1994, TOMASZEWSKI 2000.

<sup>3</sup> 1948 wurde die Dokumentation im kommunistischen Block eingestellt. In der Sowjetunion wurden Erinnerungsberichte wie das 1948 fertiggestellte ‚Schwarzbuch‘ nicht zur Veröffentlichung freigegeben (vgl. URBAN 2015:27).

tische Führung der Volksrepublik Polen bis zu ihrem Ende treu blieb. Die Multikulturalität Polens zwischen den Jahren 1918 bis 1939 wurde in der sozialistischen Geschichtsschreibung nicht für wertvoll gehalten, sondern unter die gravierenden Probleme beim Zusammenwachsen der von den Teilungsmächten zurückeroberten Gebiete eingereiht.<sup>4</sup> Ein weiterer Entscheidungsfaktor war die feindliche Politik des Stalinismus den nationalen Minderheiten gegenüber. Aus diesen Gründen entstand keine separate Erinnerungskultur an jüdische Opfer der Nazi-Okkupation. Die ausbleibende Beachtung der Holocaust-Problematik in den ersten zwei Nachkriegsjahrzehnten war außerdem international die Regel. Die Geschichtsforschung war auf nationale Fragestellung fokussiert, die Erfahrungen nationaler Minderheiten wie der Juden gehörten nicht zum Forschungsfeld, die Überlebenden wollten das Trauma verdrängen und schwiegen Jahrzehnte lang.<sup>5</sup>

Die Entstehung der Nationalstaaten nach dem Zerfall des Ostblocks lenkte die Aufmerksamkeit auf kleine Nationalitäten, führte zur Veränderung des Erinnerungsparadigmas von der Nation zur Nationalität bzw. Ethnie und schärfte die Wahrnehmung spezifisch jüdischer Erfahrungen im okkupierten Polen (vgl. Anm. 2). Die internationale Shoah-Erinnerung aus der jüdischen Opferperspektive gelangte zunehmend in das Bewusstsein der polnischen Öffentlichkeit. Bahnbrechend wirkten die Arbeiten der Soziologen JAN TOMASZ GROSS (2000, 2008) und DANIEL GOLDHAGEN (1996). Sie suchten die Quelle der Verfolgung im paneuropäischen Antisemitismus, wobei sie willige Vollstrecker in Betracht zogen und die Täter nicht nur unter den Deutschen, sondern auch unter anderen Nationalitäten sahen. In der heutigen polnischen Erinnerungskultur dominieren vielseitige Geschichtsdarstellungen und Würdigungen aller Opfer. Die Bereitstellung von Information darüber ist die Domäne historischer Institutionen wie des Forschungszentrums Instytut Pamięci Narodowej [Institut für Nationales Gedächtnis]. Die Würdigung der Opfer wird sowohl seitens zentraler Staatsinstitutionen wie durch das Muzeum Historii Żydów Polskich [Museum für die Geschichte polnischer Juden] *Polin* als auch seitens lokaler Kulturzentren und Behörden unternommen. Die zunächst un-

---

<sup>4</sup> Vgl. z. B. im Standardwerk für die Geschichte Polens aus der Spätzeit der Volksrepublik Polen von BUSZKO 1989: 235-236, 250-252.

<sup>5</sup> Vgl. *Omer Bartov im Gespräch mit Henryk Jarczyk*: [http://die-quellen-sprechen.de/Omer\\_Bartov.html](http://die-quellen-sprechen.de/Omer_Bartov.html) (19.04.2017).

terlassene Aufarbeitung der Schattenseiten der polnisch-jüdischen Geschichte wurde schnell nachgeholt, sowohl in der Geschichtswissenschaft als auch in der Erinnerungskultur und dem breiten historischen Bewusstsein.<sup>6</sup>

## **2. Erinnerungsprojekte: Webformate der digitalen Erinnerungskultur**

Die digitale Erinnerungskultur bedient sich internetspezifischer Formen des Erinnerns, die durch technisch-mediale Besonderheiten gekennzeichnet sind. Die Computermedien allein kreieren jedoch keine qualitativ neuen Inhalte und Modelle der Erinnerung. Diese werden von sozialpolitischen Umständen, Forschung, Geschichtspolitik, Bildungspolitik, Geschichtsunterricht bestimmt. Die Spezifik der digitalen Erinnerungskultur ist nicht qualitativer Art, sondern beruht auf der Darstellungsweise. Sie schreibt die Erinnerungsmodelle fort, die auch in anderen Medien existieren.<sup>7</sup>

Materialien zur Zeitgeschichte werden im Rahmen der digitalen Erinnerungskultur in den Webformaten organisiert, die üblicherweise zur Informationsverbreitung und Kommunikation dienen. Die Kombination der Erinnerungsthematik mit Webformaten führt zur Entstehung spezifischer digitaler Gattungen der Erinnerungskultur, die man als Erinnerungsprojekte bezeichnen kann. Dazu gehören: 1. Wissensportale und Infoseiten, 2. Zeitzeugenportale, 3. Memorialportale und Memoralseiten, 4. Erinnerungsblogs, 5. Erinnerungsmitschreibprojekte, 6. Diskussionsforen, 7. Facebook-Profile mit Erinnerungsthematik, 8. *You Tube*-Erinnerungskanäle.

Die Erinnerungsprojekte gebrauchen unterschiedliche Codierungsformen und Modalitäten zur Aufnahme und Speicherung der Erinnerungen: Texte, Tondateien, Bilder, Audio-Video-Dateien. Darin werden diverse Textsorten präsent-

---

<sup>6</sup> Vgl. die Monografien von SZAROTA 2000 und MĘDYKOWSKI 2012; WOŁOS, DANIELA: *Polacy mordowali nie tylko w Jedwabnem. Trzy pogromy, których powinniśmy się wstydić* [Polen mordeten nicht nur in Jedwabne. Drei Pogrome, für die wir uns schämen sollen]: <http://ciekawostkihistoryczne.pl/2016/02/01/polacy-mordowali-nie-tylko-w-jedwabnem-trzy-pogromy-ktorych-powinnismy-sie-wstydzic/2/> (19.04.2017); *Pogrom Żydów w Wąsoszu* [Judenpogrom in Wąsosz]: [http://e-grajewo.pl/wiadomosc,Pogrom\\_zydow\\_w\\_Wasoszu,23219.html](http://e-grajewo.pl/wiadomosc,Pogrom_zydow_w_Wasoszu,23219.html) (19.04.2017).

<sup>7</sup> Vgl. HEIN, DÖRTE: *Viruelles Erinnern*: <http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/geschichte-und-erinnerung/39866/virtuelles-erinnern?p=all> (19.04.2017).

tiert: schriftliche Dokumente, Zeitungsartikel, private Berichte, Briefe, Erinnerungserzählungen, kurze Prosatexte, Witze; Bilder, Fotos, Werbeplakate, Poster, Cartoons; Radio- und Fernsehsendungen, Videos, Filme. Es sind Web 2.0-Formate, interaktiv im Sinne von Mitmachen – die Nutzer können ihre Beiträge zusenden und die Inhalte mitgestalten.

Ad 1.: Webportale bieten außer Informationsmaterialien auf Webseiten auch Newsletter, Online-Shops, Diskussionsforen, virtuelle Besucherrundgänge, didaktische Materialien u. a. Historische Wissensportale stammen von Gedenkstätten, Museen, Instituten, Verbänden, Stiftungen; private Webseiten von Hobbyisten oder Wissenschaftlern.

Ad 2.: Zeitzeugenportale sind die meistverbreiteten Erinnerungsprojekte. Darin werden autobiografische, an die Zeitgeschichte gebundene Erzählungen als Text-, Ton-, Bild- und Videodateien gesammelt. Für die historische Kontextualisierung sorgen informative Artikel über Sachverhalte, die das Verstehen der Zeitzeugenerlebnisse erleichtern. Die Zeitzeugenportale sind entweder separate Erinnerungsprojekte oder bilden Teile von umfangreichen Portalen der Museen, Gedenkstätten u. a. Sie vermitteln auch Zeitzeugen an Schulen oder organisieren Treffen an Erinnerungsorten und Gedenkstätten. Ein musterhaftes Zeitzeugenportal für deutsche Geschichte ist *Unsere Geschichte. Gedächtnis der Nation e.V.*<sup>8</sup>

Ad 3.: Memorialseiten und -portale werden zur Pflege des Gedenkens an solche Prominente eingesetzt, die zu Symbolen historischer Ereignisse wurden. Die Memorialportale für öffentliche Persönlichkeiten werden meist von Institutionen, Organisationen oder Stiftungen betrieben. Dem Gedenken der Privatpersonen sind von Familienangehörigen, Freunden, Fanclubs gestaltete, in Inhalt und Form bescheidenere Memorialseiten gewidmet.

Ad. 4. Blogs haben sich zu wichtigen Formaten der digitalen Erinnerungskultur entwickelt (vgl. HABER / PFANZELTER 2013). Die Erinnerungsblogs der Holocaust-Erlebnissgeneration werden wie der Blog *My Grandparents' Holocaust*<sup>9</sup> von den Enkeln im Namen der Großeltern betrieben. Dieser Blog entstand bei der Arbeit an einem Buch mit Erinnerungen der Großeltern an ihre Jugend in Otwock bei Warschau (vgl. LEDERMAN 2017), er beinhaltet Videos mit Erzählungen der Großeltern und Schilderungen des in den USA lebenden Autors, wie er ihre Lebensgeschichte rekonstruierte.

---

<sup>8</sup> <http://www.gedaechtnis-der-nation.de/start.html> (19.04.2017).

<sup>9</sup> <http://mygrandparentsholocaust.blogspot.com/> (19.04.2017).



Ad 5.: Erinnerungs-Mitschreibeprojekte sind Webseiten mit Erinnerungserzählungen von mehreren Autoren. Von üblichen Zeitzeugenportalen unterscheidet sie die literarische Ausrichtung: Die in ihnen enthaltenen Texte sind nicht auf Faktentreue oder Erinnerungsprozess fokussiert, sondern auf eine literarische Strukturierung des Erzählvorgangs (vgl. TURKOWSKA 2016:140-165). Daher gehören sie zugleich zur digitalen Erzählliteratur, Autofiktion und Zeitgeschichte. In der Fachwelt wird das *GenerationenProjekt* im hohen Maße beachtet.<sup>10</sup> Es beinhaltet autobiografisch gefärbte Kurzgeschichten von verschiedenen Autorinnen und Autoren. Die Erzählungen, die sich vor dem Hintergrund wichtiger historischer Ereignisse des 20. Jahrhunderts abspielen, ereignen sich zwischen 1918 und 2001.<sup>11</sup>

Ad 6.: Zum Holocaust findet man Diskussionsforen in mehreren Sprachen. Im polnischen Forum *Historycy [Historiker]* werden im Subforum *Okupacja, ruch oporu, terror [Okkupation, Widerstand, Terror]* kontroverse Themen diskutiert: Teilnahme von Polen an Judenpogromen, der Aufstand im Warschauer Ghetto oder wenig bekannte Episoden (Verstecken von Juden im Warschauer Zoo).<sup>12</sup> Hervorzuheben sind der sachliche Ton der Postings und die fachliche Diskussion. Das Magazin *Wiedza i życie [Wissen und Leben]* führt in seinem Webportal das Geschichtsforum *Inne oblicza historii [Andere Gesichter der Geschichte]* mit dem Subforum *Holocaust i zbrodnie wojenne [Holocaust und Kriegsverbrechen]*. Die Themen beziehen sich auf polnisch-jüdische Beziehungen während der Nazi-Okkupation.<sup>13</sup> Ein Diskussionsforum zum Holocaust findet man im deutschen *Geschichtsforum* im Subthema *Das Dritte Reich*.<sup>14</sup> Die Sonderthemen sind u. a. *Wannseekonferenz, Hitler wusste nichts vom Holocaust, Babyn Jar, Anne Frank*. Ein internationales englischsprachiges Forum zum Holocaust ist *RODOH.info*.<sup>15</sup>

---

<sup>10</sup> <http://www.generationenprojekt.de/> (19.04.2017).

<sup>11</sup> Z. B. FETTEN-WINKLHOFER, ANNEMIE: *Kein Großangriff. Bombenangriff auf Bochum im Jahr 1942*: <https://www.generationenprojekt.de/1942/fetten-winklhofer-1942/> (19.04.2017).

<sup>12</sup> <http://www.historycy.org/index.php?showforum=314> (19.04.2017).

<sup>13</sup> <http://forum.ioh.pl/viewforum.php?f=76&sid=fd8e3528b2576fd174c50db9baa6f0b4> (19.04.2017)

<sup>14</sup> <http://www.geschichtsforum.de/forum/das-dritte-reich.66/> (19.04.2017).

<sup>15</sup> <https://rodoh.info/forum/viewforum.php?f=13> (19.04.2017).

Ad 7.: Soziale Netzwerke wie Facebook sind mit der Aufgabe entstanden, Informationsaustausch zwischen lebenden Personen zu ermöglichen, doch bald wurde der Dienst von Firmen oder von Drittpersonen im Namen von fiktiven oder verstorbenen Personen genutzt (vgl. Kap. 3.3).

Ad 8.: *You Tube*-Erinnerungskanäle werden von Gedenkstätten oder Zeitzeugenportalen gegründet. Sie bieten den Usern die Möglichkeit, eigene Erinnerungserzählungen als Videos hochzuladen. Einen Erinnerungskanal auf *You Tube* betreibt das größte Zeitzeugenportal für deutsche Geschichte *Gedächtnis der Nation*.<sup>16</sup> *Yad Vashem*, die weltweit größte Forschungs- und Dokumentationsstelle zur Shoah, führt kein separates Zeitzeugenprojekt durch, sondern stellt Videoaufnahmen mit Erinnerungen von Zeitzeugen in den eigenen *You Tube*-Erinnerungskanal.<sup>17</sup>

Die Erinnerungsprojekte erfüllen verschiedene Funktionen: Information, Popularisierung, Archivierung, Dokumentation, Sammeln von Biografien, Pflege von individueller und Gruppenerinnerung, Bildung und Bereitstellung von didaktischen Materialien, Gedanken- und Meinungs austausch, Veranstaltung von Treffen und Events, Information über die Tätigkeiten von Gedenkstätten und Museen. Die Funktionen sind mit den charakteristischen Merkmalen des Webformats verbunden.<sup>18</sup> Die Popularisierung der Geschichte, die Bereitstellung von didaktischen Materialien, die Archivierung und Dokumentation erfordern Webformate, die für statische Inhalte geeignet sind und nicht oft aktualisiert werden müssen. Diese Anforderung erfüllt das Format der Webseite. Die Webseiten von Forschungszentren und Bildungsinstitutionen haben einen informativen Charakter. Die Wissensbestände können mittels einer verzweigten Navigation übersichtlich dargeboten werden. Die Blogs werden für individuelle Erinnerungen genutzt, man erwartet üblicherweise Leser-Reaktionen in Form von Kommentaren. Die Informationen sind nicht streng geordnet, sondern werden nur stichwortartig in der Schlagwortwolke erwähnt. Dem Meinungs austausch dienen Diskussionsforen. Sie werden oft an historische E-Zine angeschlossen, die auf diese Weise Kontakt mit ihren Lesern pflegen. Da alle Webformate außer der Webseite zum Web 2.0 gehören, werden die Nutzer

---

<sup>16</sup> <https://www.youtube.com/user/gedaechtnisdernation> (19.04.2017).

<sup>17</sup> <https://www.youtube.com/user/yadvashemgerman> (19.04.2017).

<sup>18</sup> Zur Theorie und Praxis der digitalen Erinnerungskultur vgl. z. B. die Basisarbeiten von HEIN 2009, MEYER 2009.

zum aktiven Mitmachen aufgefordert: Kommentieren, Einsenden von Fotos, Dokumenten aus Familienarchiven, eigens aufgenommenen Videos, Zeitzeugenerzählungen u. a.

### **3. Holocaust-Erinnerungsprojekte im weltweiten Netz**

#### **3.1 Zwischen Multimedialität, Wissensvermittlung und Erlebnis: das Memorialportal *Anne Frank* (Niederlande)**

Anne Frank wurde durch ihr weltberühmt gewordenen Tagebuch zum Symbol der Kinderopfer im Holocaust. Das Museum *Anne Frank Haus* betreibt zu ihrem Gedenken ein Webportal. Ihre Lebensgeschichte wird auf gewöhnlichen Webseiten, außerdem auf einer multimedialen Zeitleiste präsentiert. Es gibt zudem die weitere Zeitleiste *Anne Franks Amsterdam*, den virtuellen Museumsrundgang *Das Hinterhaus Online*, einen Online-Shop mit diversen Medienangeboten, einen Video-Kanal auf *You Tube*, Applikationen für Mobilgeräte u.v.m. Unter allen multimedialen Angeboten verdienen zwei eine besondere Hervorhebung: die *Anne Frank-Zeitleiste* und der virtuelle Rundgang durch das Museum *Das Hinterhaus Online*.<sup>19</sup>

Die *Anne Frank-Zeitleiste* stellt die Lebensgeschichte von Anne Frank vor dem Hintergrund der europäischen Zeitgeschichte dar. Sie ist in Stationen der Familiengeschichte und in historische Abschnitte gegliedert. Auf der Zeitleiste sind Infotexte sowie multimediale Infomaterialien vorhanden: Videos, Familien- und Zeitungsfotos. Im ersten Zeitabschnitt *Die Familie Frank im Ersten Weltkrieg* vermischen sich die Informationen über die private Familiengeschichte mit denen über die politische Geschichte Europas. Es gibt viele Bilddokumente aus Nationalarchiven: Fotos von politischen Konferenzen, Fronten, vom Alltagsleben der Zivilbevölkerung. Im Abschnitt 1919-1925 werden Dokumente zum Versailler Vertrag, die Landkarte Europas mit neuen Staatsgrenzen und Dokumente zur Einstellung der deutschen Gesellschaft gegen die Juden gezeigt. Ein Plakat erinnert an 12.000 jüdische Soldaten, die im Ersten Weltkrieg für Deutschland gefallen sind. Als Schlüsseldokument, das über Judenverfolgung im ‚Dritten Reich‘ informiert, wird das Parteiprogramm der NSDAP präsentiert. Die Zeitleiste bietet insgesamt eine allseitige, umfassende Schilderung der deutschen Geschichte im europäischen Kontext. Mit den Dokumenten, die

---

<sup>19</sup> <http://www.annefrank.org/de/Subsites/Zeitleiste/>, <http://www.annefrank.org/de/Subsites/Home/> (19.04.2017).

Aufschluss über das politische Geschehen geben, vermischen sich die Fotos aus dem Familienbesitz der Familie Frank, die ihr Privatleben zeigen. Auf diese Weise wird veranschaulicht, dass sich die private Lebensgeschichte stets vor dem Hintergrund der großen politischen Geschichte abspielt, die ihr einen Rahmen verleiht sowie über die Lebensbedingungen der Menschen entscheidet. Im Teil *Otto und Edith heiraten* sehen wir die Hochzeitfotos der Eltern mit Fotos vom Hitlerputsch, Bilder der Erstausgabe von *Mein Kampf* und der NSDAP-Parteitage. Annes Geburt im Jahr 1929, in der Zeit der Weltwirtschaftskrise, wird mit den üblichen Babyfotos, antisemitischen Plakaten der NSDAP und Anti-Nationalsozialismus-Wahlplakaten der Kommunisten dokumentiert. So wird die Atmosphäre der damaligen Zeit wiedergegeben.

Den zweiten Schwerpunkt des Webportals bildet der virtuelle Museumsrundgang *Das Hinterhaus Online*. Er umfasst den Besuch im Vorderhaus, wo die Firma von Otto Frank untergebracht war, und im Hinterhaus, wo sich das Versteck befand. Die Kameraführung bietet eine gute Ansicht der Räume mit allen Details. Die Räume werden zuerst leer gezeigt, so wie sie im wirklichen Museum sind, nach einer Weile werden sie mit virtuellen Möbeln und Gegenständen des Alltagsgebrauchs eingerichtet, um die Illusion bewohnter Zimmer hervorzurufen. Die meisten Informationen bekommt der virtuelle Besucher im Wohnzimmer der Familie Frank. Die Gegenstände sind so gewählt, dass sie über Charakterzüge und Lieblingsbeschäftigungen der Bewohner Aufschluss geben. Die Personencharakteristiken wurden anhand von Annes Aufzeichnungen zusammengestellt, so dass wir die Familienangehörigen mit ihren Augen sehen. Blaue Ringe auf Gegenständen bedeuten, dass sich darunter Videos mit Zusatzinformationen befinden. So führt die Nahaufnahme eines Buches auf einem Bett zum Video *Otto liest gern*. Weitere Links geben Aufschluss über andere Personen: *Die lerneifrige Margot*, *Wie Anne und Margot wachsen*, *Edith findet Trost im Glauben*. Nicht nur das Innere und der Alltag der Bewohner werden geschildert, sondern auch das Geschehen draußen. Das Video mit den digitalisierten Archivaufnahmen *Bomben auf Amsterdam* schildert die Situation der Stadt und ihrer Bewohner während der Luftangriffe. Videos von der Landung in der Normandie am D-Day werden mit der Nahaufnahme einer aus der Zeitung ausgeschnittenen Normandie-Karte eingeleitet, die an der Wand klebt. Die Videos sind reichlich mit Familienfotos versehen, so dass die virtuellen Besucher die Anwesenheit der versteckten Personen und ihre Gefühle nachempfinden können. Das Format des virtuellen Rundgangs erlaubt das Alltagsleben im Versteck mit vielen, oft rührenden Details wirklichkeitsnah zu rekonstruieren. *Das Hinterhaus Online* bildet ein Beispiel dafür, dass

die multimediale 3D-Technik die Geschichte lebendig und anschaulich macht. Das Zusammenspiel von Text, Ton, Bild und Video bildet ein überzeugendes Gesamtbild des vergangenen Lebens. Die Narration verdeutlicht die Bemühungen der Bewohner um das innere Gleichgewicht. Der virtuelle Rundgang bereitet auf den wirklichen Museumsbesuch vor, ergänzt die Besichtigung und hat eine wichtige didaktische Bedeutung, indem Interesse an Geschichte geweckt und zum Lernen motiviert wird.

Das Portal *Anne Frank* macht die Geschichte für die Altersgenossen von Anne Frank besser verständlich. Die Inhalte sind umfangreich, werden übersichtlich dargeboten und ansprechend präsentiert. Hervorzuheben sind die vielseitige Darstellungsweise, die umfangreiche Schilderung der privaten Familiengeschichte, der breite historische Kontext. Das Portal verbindet historische Genauigkeit mit gekonnter Mediendidaktik. Die Darstellung fördert Empathie, gibt Gelegenheit, sich in die Gemütslage der Verfolgten einzufühlen. Es ist dabei gelungen, ein Gleichgewicht zwischen der Berücksichtigung emotioneller, menschlicher Seiten der Geschichte und historischer Objektivität zu erreichen. Das Memorialportal als Ganzes sowie seine Bestandteile wurden mehrmals mit internationalen Preisen ausgezeichnet.<sup>20</sup> Es stellt ein nachahmenswertes Beispiel für die Gestaltung virtueller Erinnerungsorte im Internet dar.

### **3.2 Zwischen Dokumentation, Geschichtswissenschaft und Zeitzeugnis: die Webseite *Die Quellen sprechen* (Deutschland)**

Das Webprojekt *Die Quellen sprechen*<sup>21</sup> begleitet die umfangreiche Buchedition *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945* (ALY / GRUNER / HEIM / HERBERT / HOLLMANN / KREIKAMP / MÖLLER / POHL / STEINBACHER / WALTHER-VON JENA / WIRSCHING / WEBER 2008-2018). Die Quellenedition dokumentiert in bisher vierzehn zeitlich und territorial gegliederten Bänden die Judenverfolgung von den antisemitischen Aktionen im ‚Dritten Reich‘ bis zum Holocaust in ganz Europa und umfasst eine wissenschaftlich fundierte, repräsentative Auswahl authentischer Zeugnisse der Opfer, Verfolger und der nichtjüdischen Bevölkerung. Die Höredition folgt im Aufbau der zeitlichen und territorialen

---

<sup>20</sup> 2011 gewann es zwei Lovie Awards, die jährlich den besten Online-Projekten in Europa verliehen werden. *Das Hinterhaus Online* gewann u. a. den silbernen International Design and Communication Award 2012; 2011 den Red Dot Award und den Webby Award, vgl. <http://www.annefrank.org/de/Soziale-Medien/Preise/> (19.04.2017).

<sup>21</sup> <http://die-quellen-sprechen.de/> (19.04.2017).

Struktur der Druckedition. Vorgelesen werden ausgewählte von Tätern, Opfern und Beobachtern verfasste Dokumente: Zeitungsberichte, Verordnungen, Befehle, Tagebuchaufzeichnungen und Privatbriefe. Aktuell gibt es online acht Bände, davon drei, die Polen betreffen. Die Höredition besteht aus drei Reihen: *Dokumente*, *Diskurs*, *Zeitzeugen*. Die Reihe *Dokumente* beinhaltet Tondateien mit ausgewählten Dokumenten der Druckpublikation. Die Besonderheit der Höredition beruht darauf, dass den Opferdokumenten Zeitzeugen und Zeitzeuginnen ihre Stimmen geben. In der Navigation stehen zu jedem Dokument fünf Links zur Wahl: *Chronologie* / *Personen* / *Orte* / *Stichworte* / *Skript*. Die *Chronologie* gibt Orientierung, aus welcher Phase der Verfolgung das jeweilige Dokument stammt. Lokale Orientierungshilfe bieten historische Landkarten, worauf der Ort, auf den sich das Dokument bezieht, markiert wird. Die Rubrik *Stichworte* enthält eine Auswahl aus den Registern der Institutionen, Firmen, Zeitschriften, Orte und Personen. Unter dem Link *Skript* kann das Dokument zusätzlich zur Tonaufnahme gelesen werden. Das Dokument 04-206<sup>22</sup> aus dem vierten Teil der Quellenedition ist ein Flugblatt, in dem eine oppositionelle Gruppe im Ghetto Litzmannstadt (Łódź) zu einer Hungerdemonstration aufruft. Auf der Webseite sind der Titel der Tondatei und darunter die Links zu sehen. Unter *Chronologie* wird auf der Zeitleiste das Datum der Hungerdemonstration, d.h. der 04.12.1940 markiert. Unter dem Link *Skript* kann das Flugblatt gleichzeitig mit der Tondatei gelesen werden. Unter dem Link *Stichworte* befindet sich der Begriff *Widerstand*, darunter eine Liste der Dokumente aus allen Bänden zu diesem Thema. Der Text wird von der Zeitzeugin Bea Green vorgelesen. Der Link mit ihrem Namen unter dem Wiedergabe-Button führt zu ihrer Webseite. Beim Anklicken kommt der Nutzer vom Teil *Dokumente* zum Teil *Zeitzeugen*, einem typischen Zeitzeugenprojekt. Darin erzählen die an der Höredition Mitwirkenden, wie sie die Verfolgung erlebt und überlebt haben. Es gibt insgesamt 62 Zeitzeugenberichte zu verschiedenen Zeitabschnitten. In der Reihe *Diskurs* erläutern Historiker und Historikerinnen politische Hintergründe und diskutieren Forschungsfragen.

Die dokumentarische Höredition *Die Quellen sprechen* ist ein beachtenswertes Webprojekt, welches zugleich zur Erinnerungskultur und Geschichtswissenschaft gehört. Im Gegensatz zu vielen digitalen Erinnerungsprojekten, die wie das Anne-Frank-Portal auf Multimedialität setzen und ihre Darbietungsmöglichkeiten zum konstitutiven Prinzip des Projekts machen, verzichtet es auf

---

<sup>22</sup> <http://die-quellen-sprechen.de/04-206.html> (19.04.2017).

eine attraktive visuelle Aufmachung, ein anziehendes Webdesign und eine verzweigte Navigation. Es präsentiert eine herausfordernd schlichte Visualgestaltung: einfacher schwarzer Druck auf weißem Hintergrund, keine Farben, keine Bildelemente außer Personenfotos der Zeitzeugen, nur Dokumente und Interviews in Ton und Schrift. Als Quellen stehen gleichwertig Zeitzeugenberichte und institutionelle Schriftdokumente nebeneinander. Sie ergänzen einander, indem sie sowohl die offizielle Politik der Behörden als auch die privaten Schicksale der Menschen präsentieren. In der Regel gibt es separate Projekte für die beiden Arten der historischen Zeugnisse, sie werden ggf. einander gegenübergestellt und separat bewertet. Dabei werden schriftliche Dokumente der Behörden oft höher gestellt als Erinnerungserzählungen der Zeitzeugen. In der deutschen Geschichtswissenschaft ist ihr Rang als geschichtliche Quelle niedrig: hervorgehoben wird ihre Unzuverlässigkeit.<sup>23</sup> *Die Quellen sprechen* hebt diese Grenzen auf.

Am Projekt sind die Zeitzeugen und Zeitzeuginnen anders als in typischen Zeitzeugenportalen (wie das nationale Erinnerungsprojekt *Zeitzeugenportal*<sup>24</sup>) auf zweifache Weise beteiligt. Sie geben den Dokumenten, die sie vorlesen, ihre Stimme und darüber hinaus erzählen sie von ihren eigenen Erfahrungen. Ihre Erinnerungen lösen durch die individuelle Ich-Perspektive bei den Rezipienten Betroffenheit aus. Mit ihrer Authentizität verleihen sie der anonymen politischen Geschichte Lebendigkeit. Hervorhebenswert ist das Auswahlkonzept der Edition. Sie präsentiert nicht nur die einseitige Opferperspektive, sondern bietet eine vielseitige Sichtweise, indem sie nicht nur die Stimmen der Opfer, sondern auch der Täter und Beobachter vermittelt: Zeitungsberichte, Verordnungen und Befehle. Im Dokument 09-144 vom 21. September 1942<sup>25</sup> verkündet der SS- und Polizeiführer im Distrikt Radom, dass polnischen Helfern die Todesstrafe droht, wenn sie den Juden Unterschlupf oder Nahrungsmittel gewähren. Ebenso bedeutend für die internationale Kontextualisierung der Shoah sind präsentierte Hilferufe der Exterminierten und Beobachter. Das

---

<sup>23</sup> Vgl. WELZER 2001; NEITZEL, SÖNKE: *Zeitzeugeninterviews als Quelle? Herausforderung an die Geschichtswissenschaft*. <http://www.gedaechtnis-der-nation.de/bilden/wissenschaft> (19.07.2017); WENZEL, BIRGIT: *Zu viele Probleme oder Bereicherung? Oral History und Zeitzeugeninterviews in der historisch-politischen Bildungsarbeit*. <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/9304> (19.07.2017).

<sup>24</sup> <https://www.zeitzeugen-portal.de/> (19.04.2017).

<sup>25</sup> <http://die-quellen-sprechen.de/09-144.html> (19.04.2017).

Dokument 04-090 enthält den berühmten Bericht von Jan Karski, der im Februar 1940 die polnische Exilregierung über die Lage der Juden im besetzten Polen informierte.<sup>26</sup> Die Opferstimmen werden in öffentlichen Texten wie Zeitungsartikeln sowie privaten Tagebuchaufzeichnungen und Briefen präsentiert.

Das Erinnerungsprojekt *Die Quellen sprechen* verbindet wissenschaftliche Genauigkeit mit Subjektivität, Wissen der Historiker mit Erlebnissen der Betroffenen, politische Geschichte mit individueller Erinnerung. Dank dieser Vielseitigkeit nimmt es einen wichtigen Platz in der digitalen Holocaust-Erinnerungskultur ein.

### **3.3. Zwischen Bildung, Event und medialer Kommunikation: das Facebook-Profil *Henio Żytomirski* (Polen)**

Das Facebook-Profil *Henio Żytomirski* entstand als Begleitprojekt zum Bildungsevent *Briefe an Henio*, welches seit 2005 in Lublin stattfindet. Das Event wird vom Kulturzentrum *Brama Grodzka–Teatr NN [Grodzka-Tor – Theater NN]* organisiert. Der 9-jährige Henio fand in der Gaskammer des Vernichtungslagers Majdanek den Tod. Am 19.04., dem Gedenktag an die Holocaust-Opfer, schreiben ihm Schülerinnen und Schüler vor dem heute noch stehenden Haus in der Lubliner Hauptstraße Krakowskie Przedmieście, wo er zum letzten Mal fotografiert wurde, Briefe. Als Fortsetzung der Aktion wurde das Facebook-Profil *Henio Żytomirski* gegründet, wo in seinem Namen ein fiktives Tagebuch geführt wurde. Sein Leben im Ghetto wurde anhand von Erinnerungen der am Leben gebliebenen Zeitgenossen, Dokumenten, historischen Informationen und Familienfotos rekonstruiert und in den Tagebucheinträgen des vermeintlichen Henio wieder belebt. Zum Profilfoto wurde das letzte Bild von Henio gewählt, das kurz vor seiner Einschulung gemacht wurde. Der Junge sieht dort anmutig und strahlend aus, das Sinnbild einer glücklichen Kindheit. Der Kontrast zwischen seinem heiteren Aussehen und dem düsteren Inhalt der Postings unterstreicht die Tragödie seiner Ermordung und sorgt für eine beeindruckende Wirkung des Projekts. Die Nutzer, die bei Facebook eigentlich Zerstreuung suchen, wurden durch dieses Profil unerwartet mit der Erinnerung an eine menschliche Tragödie und an einen Genozid konfrontiert. Das Profil erfreute sich riesiger Popularität, hatte fast 5000 Fans aus aller Welt, die die Texte kommentierten und mit großer Anteilnahme auf Henios Schicksal reagierten. Das

---

<sup>26</sup> <http://die-quellen-sprechen.de/04-090.html> (19.04.2017).



Profil bestand bei Facebook über ein Jahr (2009-2010), danach wurde es gelöscht. Der Erfinder des Projekts wollte damit den Verlust des kleinen Jungen erfahrbar machen: Ebenso unerwartet wie er bei Facebook erschien, so plötzlich verschwand er – das symbolisierte seinen plötzlichen Tod.<sup>27</sup>

In der Fachwelt stieß das Projekt auf große Resonanz. Nicht alle Reaktionen waren positiv. Man hielt es für problematisch, dass ein Avatar als Freund die FB-LeserInnen darüber informierte, was man vor 60 Jahren über die Ereignisse im Ghetto dachte. Auch sei Facebook, wo über unwichtige Alltagsdinge geplaudert wird, kein passender Ort für das Gedenken an die Holocaust-Opfer. Der Projektautor erkannte jedoch gerade in der Flüchtigkeit und Banalität des Mediums die größte Erfolgchance des Projekts. Mit dem ständigen Kommunizieren, Schreiben und Beantworten der Briefe stand die Tatsache, dass Henio die zahlreichen ihm zugeschickten Postings nicht beantwortete, im auffallenden Kontrast (vgl. Anm. 27).

Die außerschulischen Projekte von öffentlichen Organisationen und Kulturstätten spielen eine immer größere Rolle in der historischen Bildung. Der knappe Geschichtsunterricht an polnischen Schulen vermag kein geschichtliches Bewusstsein auszubilden. Die neuen Medien können beim fachmännischen Einsatz die geschichtliche Bildung erfolgreich unterstützen. Initiativen wie das Facebook-Profil von Henio bringen den Gedanken an die zerstörte jüdische Welt dorthin, wo die Menschen ihn am wenigsten erwarten: auf die belebten Straßen, wo jeder seinen Beschäftigungen nachgeht, oder in den virtuellen Raum der Unterhaltung bei Facebook und zwingen sie zur Reflexion.

#### **4. Digitale Erinnerungskultur an den Holocaust als Inbegriff der Entgrenzung**

Die Erinnerungskultur an den Holocaust in den neuen Medien ist ein gutes Beispiel für mehrfache Entgrenzungsprozesse, die in der Wissenschaft und Kultur der globalisierten Welt vorkommen.

Der internationale Charakter der Erinnerungskultur an den Holocaust ergibt sich aus der weltweiten Präsenz der jüdischen Diaspora und dem europäischen Umfang der Judenermordung. Sie überschreitet politische Grenzen und Sprachbarrieren. Die Erinnerungsprojekte sind international und mehrsprachig, benutzen

---

<sup>27</sup> Vgl. JANZEN, CORNELIUS: *Erinnerung 2.0. Ein Holocaust-Opfer bei Facebook*: <http://www.3sat.de/page/?source=/kulturzeit/themen/142553/index.html> (19.04.2017).

Englisch, Hebräisch, Jiddisch, Deutsch sowie die Sprachen aller Länder Mittel- und Osteuropas, in denen die Juden am Vorabend des Zweiten Weltkrieges lebten.

Die Erinnerungskultur an den Holocaust überschreitet die Generationengrenzen. Die Generation der Zeitzeugen stirbt aus, ihre Lebenserfahrungen und -geschichten werden von den Kinder- und Enkelgenerationen weitergetragen und gepflegt.

Die Erinnerungskultur verwischt die Grenze zwischen Geschichtswissenschaft und populärer Kultur. Die Zeitgeschichte selbst steht im Übergangsbereich zwischen lebendiger Erinnerung und medial gespeicherten Zeugnissen und Dokumenten der Vergangenheit. Die Erinnerungserzählungen, aus denen die Zeitgeschichte zu einem beträchtlichen Teil besteht, oszillieren wiederum zwischen Autobiografie und Geschichtsschreibung, zwischen Schrift und gesprochenem Wort. Die Forschung über die Erinnerungskultur ist im Einflussbereich von vielen Disziplinen verortet: Geschichts-, Kultur-, Medienwissenschaft, Didaktik u. a. Als ein interdisziplinäres Forschungsgebiet ist sie ein Entgrenzungsphänomen per se.

Die Ausweitung des Forschungsspektrums um den Aspekt der Medialität vervielfacht die Phänomene der Entgrenzung. Die Aufhebung der Grenze zwischen Geschichtswissenschaft und populären Darstellungen der Geschichte manifestiert sich in allen heute existierenden Medien: Zeitung, Buch, Radio, Film, Fernsehen und Computermedien. Darunter sind digitale Medien wegen ihrer breiten Reichweite von größter Bedeutung. Durch ihre hohe Frequentierung üben sie großen Einfluss auf die ganze Gesellschaft aus, insbesondere auf die junge Generation. Die Konvergenz aller traditionellen, bisher eher separat auftretenden Medien im Rahmen der Multimedialität des World Wide Web bedeutet die Entgrenzung der einzelnen Medien. Die Aufhebung der Grenzen von Raum und Zeit ist für das Internet konstitutiv. Sie erlaubt, die Einschränkungen zu überbrücken, die der Erinnerungskultur in analogen Medien traditionell gesetzt sind. Diverse Internetdienste ermöglichen direkte Kommunikation zwischen Usern in Echtzeit weltweit und lassen die bisher existierenden Schranken im Übersenden und Kommentieren von Informationen fallen.

Das heutige World Wide Web besteht aus 2.0-Formaten, was auch eine Verwischung der Rezipienten- und Produzentenrollen mit sich bringt. Die Generierung der Inhalte in den sozialen Medien von allen WebnutzerInnen macht die Einteilung in Autoren und Leser der Webtexte ungültig. Mitmachen,

Kommunikation, Meinungs Austausch sind Merkmale des Internets und bilden die wichtigsten Vorteile der digitalen Erinnerungskultur, denn aktive Beteiligung erhält die Zeitgeschichte lebendig.

Die Erinnerungskultur an den Holocaust entsteht in der Zusammenarbeit von Institutionen und Privatpersonen. Sie ist im gleichen Maße individuell, auf Einzelpersonen und ihr Leiden konzentriert und universell, indem sie die historische Perspektive einschließt. Die meisten Webprojekte verbinden mehrere Funktionen: Wissensvermittlung, Dokumentation, Zeitzeugenberichte, Kommunikation über Geschichte, Erlebnis, Bildung. Zu betonen sind der hohe Bildungs- und Informationswert sowie hohe Ausführungsstandards der Webprojekte.

Die Computermedien haben weitgehend zum Boom der Holocaust-Problematik in der Erinnerungskultur beigetragen. Sie bieten die am häufigsten benutzten Informationsquellen und Kommunikationswege. Damit bestimmen sie nachhaltig unser Verständnis der Welt. Das Internet ist auch in Bezug auf diese Thematik zu einem wirkungsmächtigen Medium für Informationen und Didaktik geworden. Alle einschlägigen Gedächtnisinstitutionen wie Archive, Museen, Forschungs- und Gedenkstätten nutzen es zur Selbstdarstellung oder als Diskussionsforum.

Die virtuelle Welt ist für die Generation der ‚native user‘ zur natürlichen Umwelt geworden. Es ist notwendig, die jungen Leute mit ihrem Lieblingsmedium zu erreichen und ihnen darin mit den dafür typischen Ausdrucksmitteln Geschichte zu vergegenwärtigen. Die digitale Erinnerungskultur ist wichtig für die Zukunft und für die Herausbildung des historischen Bewusstseins von Heranwachsenden. Das Internet spielt durch die schnelle Verbreitung von Informationen, Publikationen und Rezensionen in Fachportalen, Diskussionsforen, Blogs u. a. auch eine wichtige Rolle in wissenschaftlichen Holocaust-Debatten. Alle Merkmale der digitalen Erinnerungskultur an den Holocaust machen sie zum Phänomen der Entgrenzung schlechthin.

Der am jüdischen Volk von den deutschen NationalsozialistInnen begangene Massenmord ist das blutigste Verbrechen in der ohnehin tragischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Gedenken der Opfer und Mahnen vor den Folgen des Völkerhasses sind zum Dauerauftrag der Nachkommen, zur moralischen Verpflichtung von HistorikerInnen und ErzieherInnen in der ganzen Welt und zu allen Zeiten geworden. Der Holocaust ist heute das wichtigste Thema der modernen Erinnerungskultur und bildet zugleich ihr grundlegendes Paradigma

(vgl. ASSMANN 2013). Er wurde zum Maßstab und Prüfstein von Entwicklungstendenzen in der Geschichtsschreibung und populären Auffassung der jüdischen, nationalen und europäischen Geschichte.

## Literatur

- ADAM, UWE DIETRICH (1972): *Judenpolitik im Dritten Reich*. Düsseldorf.
- ALY, GÖTZ / GRUNER, WOLF / HEIM, SUSANNE / HERBERT, ULRICH / HOLLMANN, MICHAEL / KREIKAMP, HANS-DIETER / MÖLLER, HORST / POHL, DIETER / STEINBACHER, SYBILLE / WALTHER-VON JENA, SIMONE / WIRSCHING, ANDREAS / WEBER, HARTMUT (eds.) (2008-2018): *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945*. Berlin/ München.
- ASSMANN, ALEIDA (2013): *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention*. München.
- BRACHER, KARL-DIETRICH (1969): *Die deutsche Diktatur. Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus*. Köln.
- BROCHHAGEN, ULRICH (1994): *Nach Nürnberg. Vergangenheitsbewältigung und Westintegration in der Ära Adenauer*. Hamburg.
- BROSZAT, MARTIN / BUCHHEIM, HANS / JACOBSEN, HANS-ADOLF (eds.) (1965): *Anatomie des SS-Staates*. Olten.
- BUSZKO, JÓZEF (1989): *Historia Polski 1864-1948 [Die Geschichte Polens 1864-1948]*. Warszawa.
- DOBROSZYCKI, LUCJAN (1994): *Polska historiografia na temat Zagłady [Polnische Historiographie zum Thema Holocaust]*. In: GRINBERG, DANIEL / SZAPIRO, PAWEŁ (eds.): *Holocaust z perspektywy półwiecza [Holocaust aus der Perspektive einer Jahrhunderthälfte]*. Warszawa, 180-183.
- FISCHER, TORBEN / LORENZ, MATTHIAS N. (eds.) (2007): *Lexikon der Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945*. Bielefeld.
- FREI, NORBERT / STEINBACH, SYBILLE (eds.) (2001): *Beschweigen und Bekennen. Die deutsche Nachkriegsgesellschaft und der Holocaust*. Göttingen.
- GOLDHAGEN, DANIEL (1996): *Hitler's Willing Executioners. Ordinary Germans and the Holocaust*. New York.
- GROSS, JAN TOMASZ (2000): *Sąsiedzi. Historia zagłady żydowskiego miasteczka. [Nachbarn. Der Mord an den Juden von Jedwabne]*. Sejny.
- GROSS, JAN TOMASZ (2008): *Strach. Antysemityzm w Polsce tuż po wojnie. Historia moralnej zapaści. [Angst. Antisemitismus nach Auschwitz in Polen]*. Kraków.
- HABER, PETER / PFANZELTER, EVA (eds.) (2013): *Historyblogosphere. Bloggen in den Geschichtswissenschaften*. München.

- HEIN, DÖRTE (2009): *Erinnerungskulturen online. Angebote, Kommunikatoren und Nutzer von Websites zu Nationalsozialismus und Holocaust*. Konstanz.
- HERBERT, ULRICH (1998): *Vernichtungspolitik. Neue Antworten und Fragen zur Geschichte des Holocaust*. In: HERBERT, ULRICH (ed.): *Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939-1945. Neue Forschungen und Kontroversen*. Frankfurt a. M.: 9-66.
- LEDERMAN, NOAH (2017): *A World Erased. A Grandson's Search for His Family's Holocaust Secrets*. Lanham (Maryland).
- MĘDYKOWSKI, WITOLD (2012): *W cieniu gigantów. Pogromy 1941 r. w byłej sowieckiej strefie okupacyjnej*. [Im Schatten der Giganten. Pogrome 1941 in der ehemaligen sowjetischen Besatzungszone]. Warszawa.
- MEYER, ERIK (ed.) (2009): *Erinnerungskultur 2.0: Kommemorativ Kommunikation in digitalen Medien*. Frankfurt a. M.
- SZAROTA, TOMASZ (2000): *U progu Zagłady. Zajścia antyżydowskie i pogromy w okupowanej Europie*. [An der Schwelle des Holocaust. Antijüdische Exzesse und Pogrome im okkupierten Europa]. Warszawa.
- TOMASZEWSKI, JERZY (2000): *Historiografia polska o Zagładzie* [Polnische Historiografie zum Holocaust]. *Biuletyn Żydowskiego Instytutu Historycznego* 194:155-170.
- TURKOWSKA, EWA (2016): *Literatur auf der Datenautobahn. Zur Rolle der digitalen Literatur im Kommunikations- und Medienzeitalter*. Baltmannsweiler.
- URBAN, SUSANNE (2015): *Zeugnis ablegen. Narrative zwischen Bericht, Dokumentation und künstlerischer Gestaltung*. In: KNELLESSEN, DAGI / POSSEKEL, RALF (eds.): *Zeugnisformen: Berichte, künstlerische Werke, Erzählungen von NS-Verfolgten*. Berlin, 22-42.
- WELZER, HARALD (ed.) (2001): *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg.
- WOLFRUM, EDGAR (2009): *Die Anfänge der Bundesrepublik, die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit und die Fernwirkungen für heute*. In: BITZEGEIO, URSULA / KRUIKE, ANJA/ WOYKE, MEIK (eds.): *Solidargemeinschaft und Erinnerungskultur im 20. Jahrhundert. Beiträge zu Gewerkschaften, Nationalsozialismus und Geschichtspolitik*. Bonn, 363-377.



KAROL SAUERLAND

## ***Der Tod in Venedig* eine Entgrenzung?**

Im vorliegenden Aufsatz versucht der Verfaaser die Frage, inwieweit wir es im Falle der Novelle *Tod in Venedig* mit einer Entgrenzung zu tun haben, zu beantworten, wobei er sehr genau Aschenbachs Versuche verfolgt, mit Tazio in einen näheren Kontakt zu treten, was jedes Mal misslingt.

### ***Death in Venice* – the dissolution of boundaries?**

In the following article, the author discusses the extent to which the phenomenon of ‘Entgrenzung’ occurs in the novella *Death in Venice*. To do so, he carefully interprets Aschenbach’s attempts to establish a closer relationship with Tazio, which fail every time.

### **Nowela *Śmierć w Wenecji* – zniesienie granic?**

W niniejszym artykule autor podejmuje próbę odpowiedzi na pytanie, w jakim stopniu mamy w noweli *Śmierć w Wenecji* do czynienia ze zjawiskiem ‘Entgrenzung’; w tym celu poddaje on dokładniej interpretacji prób Aschenbacha nawiązania bliższego kontaktu z Taziem. Kończą się one jednak każdorazowo niepowodzeniem.

Kann man Gustav Aschenbachs Liebe zu Tazio mit dem Begriff Entgrenzung umschreiben? Sie flammte in ihm plötzlich auf, so wie die des 72-jährigen Goethe zu der siebzehnjährigen Ulrike von Levetzow, die Thomas Mann ursprünglich als Vorwurf zu einer Erzählung nehmen wollte.<sup>1</sup> Der Unterschied ist jedoch nicht nur, dass Aschenbach etwa zwanzig Jahre jünger ist, als es Goethe 1821 war, und dass es sich im *Tod in Venedig* um einen sehr jungen, etwa vierzehnjährigen Knaben handelt, sondern dass Goethe seine Liebe keineswegs als etwas Ausschließendes, Verbotenes empfand. Schließlich hatte er Großherzog Carl

---

<sup>1</sup> Vgl. Thomas Manns Brief an Carl Maria Weber vom 4. Juli 1920 (MANN 1979:179).

August 1823 gebeten, um die mittlerweile neunzehnjährige Ulrike von Levetzow zu werben. Im Falle von Thomas Mann könnte man dagegen von Entgrenzung sprechen, wenn man die Situation der Homosexualität in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in Betracht zieht. Die Forschung verweist sowohl auf den Fall Oscar Wilde, den Selbstmord Friedrich Alfred Krupps 1902 wegen des Umgangs mit ‚Lustknaben‘, die Eulenburg-Affäre, die Maximilian Harden ‚aufgedeckt‘ hatte, als auch darauf, wie vorsichtig sich sowohl André Gide wie auch Proust zu dieser Zeit noch äußerten.<sup>2</sup> „Im wilhelminischen Reich war“, konstatiert TERENCE J. REED, mithin „die homosexuelle Liebe, gelinde gesagt, ein heikles Thema“ (MANN 2004:366; vgl. auch BAHR 1991:54-58). Aber Thomas Mann hat sich dem Heiklen, das die körperliche Berührung dargestellt hätte, geschickt entzogen. Zwar erwarten mit Homosexualität vertraute Leser und Leserinnen ständig, dass es dazu kommt, jedoch immer wieder zieht sich Aschenbach im letzten Augenblick zurück.<sup>3</sup> Es ist mit einem Wort eine eigenartige Entgrenzung.<sup>4</sup>

Aschenbach bemerkt den Jungen gleich am ersten Abend: „Mit Erstaunen“ stellt er fest, „daß der Knabe vollkommen schön war“. Sofort denkt er an griechische Jünglingsstatuen aus der klassischen Epoche: „Sein Antlitz, bleich und anmutig verschlossen, von honigfarbenem Haar umringelt, mit der gerade abfallenden Nase, dem lieblichen Munde, dem Ausdruck von holdem und göttlichem Ernst, erinnerte an griechische Bildwerke aus edelster Zeit, und bei reinsten Vollendung der Form war es von so einmalig persönlichem Reiz, daß der

---

<sup>2</sup> Heinrich Detering versucht recht überzeugend, Thomas Manns Novelle *Tonio Kröger* mit Oscar Wildes *Das Bildnis Dorian Grays*, das 1902 ins Deutsche übersetzt wurde, in einen Zusammenhang zu bringen (vgl. DETERING 1994).

<sup>3</sup> Für die meisten in der Thomas-Mann-Kritik und -Forschung scheint es selbstverständlich zu sein, dass es zu keiner Berührung und auch zu keinem Wortwechsel kommt, dass Keuschheit und Tadzio als ‚Sinnbild‘ des schönen Knaben oberste Gebote bleiben. Auf Seiten der erklärten Homosexuellen dürfte dagegen Stephan Georges Urteil über die Novelle charakteristisch sein: das Heiligste bzw. Höchste wird „in die Sphäre des Verfalls hinabgezogen“ (BÖHM 1991:21).

<sup>4</sup> Der Begriff Entgrenzung suggeriert die Aufhebung aller Grenzen. Im Falle der Homosexualität wird für die heterosexuell eingestellte Gesellschaft die von ihr bestimmte Geschlechterordnung überschritten. Mit einer wirklichen Entgrenzung haben wir es erst dann zu tun, wenn alles erlaubt wäre. Die Orgie, das dionysische Fest oder die Walpurgisnacht wären Beispiele hierfür.



Schauende weder in Natur noch bildender Kunst etwas ähnlich Geglücktes angetroffen zu haben glaubte“. Aschenbach setzt ihn auch gleich in Gegensatz zu seinen Schwestern, deren Kleidung „jede Gefälligkeit der Gestalt“ verhindert. „Das glatt und fest an den Kopf geklebte Haar ließ die Gesichter nonnenhaft leer und nichtssagend erscheinen“. Dagegen hatte man „sich gehütet, die Schere an sein schönes Haar zu legen; wie beim ‚Dornauszieher‘ lockte es sich in die Stirn, über die Ohren und tiefer noch in den Nacken“ (MANN 1965:481). Der Vergleich mit dem Dornauszieher lässt natürlich aufhorchen. Es handelt sich immerhin um eine nackte Jünglingsgestalt, die als die schönste bewundert wurde. Zu den fallenden Locken wurde allerdings immer wieder bemerkt, dass diese nicht der geneigten Kopfhaltung folgen würden (vgl. FUCHS 1983:286).<sup>5</sup> Aschenbach will jedoch den schönen Körper und die gelockten Haare in einem sehen. Der Dornauszieher erscheint ihm hierfür als eines der besten Symbole.

Als Aschenbach den Knaben am nächsten Morgen wieder erblickt, lenkt er sein Hauptaugenmerk erneut auf dessen Kopf, den er „die Blüte des Hauptes in unvergleichlichem Liebreiz“ nennt, mehr noch, es sei „das Haupt des Eros, vom gelblichen Schmelze parischen Marmors, mit feinen und ernsten Brauen, Schläfen und Ohr vom rechtwinklig einspringenden Geringel des Haares dunkel und weich bedeckt“ (MANN 1965:485).

Auch für den Namen dieses Knaben kann sich Aschenbach begeistern. Vorerst hört er den mehr italienisch klingenden Namen Adgio, aber etwas später erfährt er, dass ein T hinzuzufügen ist. Es handle sich um den polnischen Kosenamen für Tadeusz.<sup>6</sup> Den Kosenamen vernehmend, sucht er den Knaben und entdeckt ihn weit im Meer, wo er wohl als einziger schwimmt: Anfänglich erblickt er nur „seinen Kopf, seinen Arm, mit dem er rudern ausholte“. Sogleich rufen besorgte Frauenstimmen „Tadzio, Tadzio“ und auch „Tadziu“. Er kostet

---

<sup>5</sup> WERNER FRIZEN macht darauf aufmerksam, dass Tadzio anfänglich wie der Dornauszieher nach unten blickt, aber schließlich Aschenbach anschaut. Noch dazu sei der erste Blick mit dem letzten verbunden, „der Aschenbach über die Schwelle des Todes locken wird“ (FRIZEN 1993:53).

<sup>6</sup> Das Vorbild für Tadzio war Władysław Moes, in Wirklichkeit muss Thomas Mann mithin Władzio bzw. Władziu gehört haben. Auf die Spur von Tadzio/Tadeusz hat ihn Olga Meerson gebracht. Sie berief sich sowohl auf den Nationalhelden Tadeusz Kościuszko als auch auf das polnische Nationalepos *Pan Tadeusz* von Adam Mickiewicz, was sicherlich bewirkte, dass Mann jegliche Zweifel an dem Namen, den er vernommen hatte, in den Wind schlug, zumal sie ihm schrieb, dass Tadeusz viel schöner klinge als Władysław (vgl. MANN 2004:463-465). Der Brief ist abgebildet in MANN 2004:464.

deren Rufe als eine schöne Melodie aus: die „weichen Mitlaute[]“ mit dem „gezogenen U-Ruf am Ende“, was in Aschenbachs Ohren „etwas zugleich Süßes und Wildes hatte: ‚Tadziu! Tadziu!‘“. (MANN 1965:490). Der Junge kehrt von weit draußen im Meer zurück, und Aschenbach sieht, wie Tadzio „mit den Beinen zu Schaum schlagend, hintübergeworfenen Kopfes durch die Flut“ zum Strand eilt. Er erkennt in ihm eine „vormännlich hold[e] und herb[e]“ Gestalt, „mit triefenden Locken und schön wie ein zarter Gott, herkommend aus den Tiefen von Himmel und Meer, dem Elemente“ entsteigend. Dieser Anblick gibt ihm „mythische Vorstellungen“ ein: Der Junge „war wie Dichterkunde von anfänglichen Zeiten, vom Ursprung der Form und von der Geburt der Götter“ (MANN 1965:490). Die Lesenden werden erst einmal an Aphrodite, die „Schaumgeborene“, bzw. ihre römische Entsprechung Venus denken und nicht an das Aufsteigen eines männlichen Wesens aus dem Meere.<sup>7</sup>

Aschenbach schließt nun die Augen und lauscht einem „in seinem Innern an-tönenden Gesang“ (MANN 1965:490). Hier beginnt eine Verinnerlichung des Ganzen, die bis zum Ende der Novelle nicht abbricht, obwohl, wie gesagt, die Lesenden erwarten, dass es schließlich zu einer körperlichen Nähe zwischen beiden kommen wird.

Kurz darauf sieht Aschenbach Tadzio „vom Bade ausruhend, im Sande, gehüllt in sein weißes Laken, das unter der rechten Schulter durchgezogen war“, den Kopf hatte er „auf den bloßen Arm gebettet“ (MANN 1965:490). Man ist an Gemälde erinnert, die Frauen und nicht junge Männer nach dem Bade zeigen. Man merkt, dass es in der Malerei einfach an homoerotischen Bildern und Motiven fehlt.<sup>8</sup>

Der Blick von weitem scheint nun ein Ende zu nehmen. Tadzio tritt in einen engen Raum ein, so dass sich beide in nächster Nähe befinden. Zum „ersten Male so nah“, heißt es, so dass Aschenbach „ihn nicht in **bildmäßigen** Abstand, sondern genau, mit den Einzelheiten seiner Menschlichkeit wahrnahm

---

<sup>7</sup> FRIZEN (1993:55) verweist darauf, dass die Liebesgöttin „in den antiken Quellen nicht selten in zwiegeschlechtlicher Gestalt“ auftrete, „als Aphrodite-Aphroditos oder schon als Hermaphrodit“. Das ist richtig, aber der Erzähler verwendet eindeutig eine männliche Form, wenn er von der „Geburt der Götter“ spricht.

<sup>8</sup> JOHN MARGETTS meint, dass die antikisierenden homoerotischen Fotos Wilhelm von Gloedens, die Thomas Mann höchstwahrscheinlich kannte, eine Inspirationsquelle haben bilden können (vgl. MARGETTS 1989).

und erkannte“ (MANN 1965:491).<sup>9</sup> Das Wort Menschlichkeit erstaunt. Soll es von Männlichkeit abgehoben werden?

Aschenbach bewundert Tazio nun nicht mehr wie ein Bildnis, eher wie eine antike Plastik<sup>10</sup>, an Winckelmann erinnernd.<sup>11</sup> Doch es bleibt bei einem kurzen Augenblick der Nähe. Jemand hat den Knaben angedreht, worauf dieser „mit unbeschreiblich lieblichem Lächeln“ antwortet, wengleich „mit niedergeschlagenen Augen“. Aschenbach kommentiert das Gesehene innerlich mit den Worten, dass Schönheit „schamhaft“ mache, um dann allerdings – ein wenig überraschend – zu bemerken, „daß Tadzios Zähne nicht recht erfreulich waren: etwas Zackig und blaß, ohne den Schmelz der Gesundheit und von eigentümlich spröder Durchsichtigkeit, wie zuweilen bei Bleichsüchtigen“, ja, er sei „zart“ und zugleich „kränklich“, er werde „wahrscheinlich nicht alt werden“ (MANN 1965:491).

Wir haben es hier mit einem typischen Fin-de-siècle-Motiv zu tun.<sup>12</sup> Tazio erweist sich als eine leicht morbide Schönheit! Und Aschenbach durchdringt ein „Gefühl der Genugtuung oder Beruhigung“ (MANN 1965:491). Dieses Gefühl wird nicht weiter kommentiert. Tadzios Zähne werden in der Erzählung nicht noch einmal erwähnt. Es ist die umgekehrte Situation zu Goethes *Der Mann von fünfzig Jahren*, in dem der Verlust eines oberen Vorderzahns darüber entscheidet, dass der Major endgültig auf eine Verbindung mit seiner jungen, in ihn verliebten Nichte Hilarie verzichtet (GOETHE 1991:448). Von ihren Zähnen erfahren wir dagegen nichts, man soll sie sich als die tadellose Schöne vorstellen, obwohl ihr Äußeres an keiner Stelle geschildert wird.

Nach seiner gewollt-ungewollten Rückkehr nach Venedig sucht Aschenbach noch intensiver Tazio mit den Augen, um ihn zu bewundern:

---

<sup>9</sup> Hervorhebung von mir, K.S.

<sup>10</sup> Der Knabe sei ein „göttliches Bildwerk“, erklärt Aschenbach entzückt nach einer ausführlichen Beschreibung seines nur mit einem Badeanzug bekleideten Körpers (MANN 1965:505).

<sup>11</sup> EBERHARD BAHR verweist in seinem Stellenkommentar auf ARNOLD HIRSCHS entsprechende Bemerkung in dessen Buch *Der Gattungsbegriff „Novelle“* (vgl. HIRSCH 1928:139) und fügt hinzu: „Winckelmanns Beschreibung der griechischen Altertümer in den Villen und Palästen Roms scheint Thomas Mann als stilistisches Vorbild gedient zu haben“ (BAHR 1991:48).

<sup>12</sup> „Wir wissen“, erläutert HELMUT KOOPMANN, „wie sehr die schlechten Zähne seit den ‚Buddenbrooks‘ ein Verfallssymptom sind, und wissen auch, daß dieser Verfall nicht nur biologischen Verfall signalisiert“ (KOOPMANN 1975:43).

Viel, fast beständig sah Aschenbach den Knaben Tadzio; ein beschränkter Raum, eine jedem gegebene Lebensordnung brachten es mit sich, daß der Schöne ihm tagsüber mit kurzen Unterbrechungen nahe war. Er sah, er traf ihn überall: in den unteren Räumen des Hotels, auf den kühlenden Wasserfahrten zur Stadt und von dort zurück, im Gepränge des Platzes selbst und oft noch zwischenein auf Wegen und Stegen, wenn der Zufall ein übriges tat. Hauptsächlich aber und mit der glücklichsten Regelmäßigkeit bot ihm der Vormittag am Strande ausgedehnte Gelegenheit, der holden Erscheinung Andacht und Studium zu widmen. Ja, diese Gebundenheit des Glückes, diese täglich gleichmäßig wieder anbrechende Gunst der Umstände war es so recht, was ihn mit Zufriedenheit und Lebensfreude erfüllte, was ihm den Aufenthalt teuer machte und einen Sonntagtag so gefällig hinhaltend sich an den anderen reihen ließ. (MANN 1965:500)

Und es sind nur drei oder vier Stunden, „in denen die Sonne zur Höhe stieg und furchtbare Macht gewann, in denen das Meer tiefer und tiefer blaute und in denen er Tadzio sehen durfte“ (MANN 1965:500).

Schließlich ergibt sich noch einmal die Möglichkeit eines unmittelbaren Treffens, eines Gesprächs oder gar einer Berührung. Doch Aschenbach schreckt im letzten Augenblick zurück:

Es war am folgenden Morgen, daß er, im Begriff das Hotel zu verlassen, von der Freitreppe aus gewahrte, wie Tadzio, schon unterwegs zum Meere – und zwar allein –, sich eben der Strandsperrre näherte. Der Wunsch, der einfache Gedanke, die Gelegenheit zu nutzen und mit dem, der ihm unwissentlich so viel Erhebung und Bewegung bereitet, leichte, heitere Bekanntschaft zu machen, ihn anzureden, sich seiner Antwort, seines Blickes zu erfreuen, lag nahe und drängte sich auf. Der Schöne ging schlendernd, er war einzuholen, und Aschenbach beschleunigte seine Schritte. Er erreicht ihn auf dem Brettersteig hinter den Hütten, er will ihm die Hand aufs Haupt, auf die Schulter legen und irgendein Wort, eine freundliche französische Phrase schwebt ihm auf den Lippen: da fühlt er, daß sein Herz, vielleicht auch vom schnellen Gang, wie ein Hammer schlägt, daß er, so knapp bei Atem, nur gepreßt und bebend wird sprechen können; er zögert, er sucht sich zu beherrschen, er fürchtet plötzlich, schon zu lange dicht hinter dem Schönen zu gehen, fürchtet sein Aufmerksamwerden, sein fragendes Umschauen, nimmt noch einen Anlauf, versagt, verzichtet und geht gesenkten Hauptes vorüber. (MANN 1965:505)

Zu einer wirklichen Nähe soll es nicht mehr kommen, doch Aschenbach bildet sich ein, dass „Teilnahme und Aufmerksamkeit nicht völlig unerwidert blieben“. Was mag ihn wohl bewogen haben, fragt er sich, wenn Tadzio „morgens am Strande erschien“, nicht „den Brettersteg an der Rückseite der Hütten zu benützen, sondern nur noch auf dem vorderen Wege, durch den Sand, an Aschenbachs Wohnplatz vorbei und manchmal unnötig dicht an ihm vorbei, seinen Tisch, seinen Stuhl fast streifend, zur Hütte der Seinen zu schlendern?

Wirkte so die Anziehung, die Faszination eines überlegenen Gefühls auf seinen zarten und gedankenlosen Gegenstand?“ (MANN 1965:509). Und zuweilen treffen sich ihre Blicke:

Sie waren beide tiefernst, wenn das geschah. In der gebildeten und würdevollen Miene des Älteren verriet nichts eine innere Bewegung; aber in Tadzios Augen war ein Forschen, ein nachdenkliches Fragen, in seinen Gang kam ein Zögern, er blickte zu Boden, er blickte lieblich wieder auf, und wenn er vorüber war, so schien ein Etwas in seiner Haltung auszudrücken, daß nur Erziehung ihn hinderte, sich umzuwenden. (MANN 1965:509)

Und dann kommt die „Sekunde“, in der sich Aschenbach angelächelt fühlt: „[...] sprechend, vertraut, liebeizend und unverhohlen, mit Lippen, die sich im Lächeln erst langsam öffneten“. Es sei das „Lächeln des Narziß“ gewesen, „der sich über das spiegelnde Wasser neigt, jenes tiefe, bezauberte, hingezogene Lächeln, mit dem er nach dem Widerscheine der eigenen Schönheit die Arme streckt, – ein ganz wenig verzerrtes Lächeln, verzerrt von der Aussichtslosigkeit seines Trachtens, die holden Lippen seines Schattens zu küssen, kokett, neugierig und leise gequält, betört und betörend“ (MANN 1965:510).

Aschenbach hält dies nicht aus. Er flieht in das Dunkel des Parks und ruft innerlich: „Du darfst so nicht lächeln! Höre, man darf so niemandem lächeln!“, um dann aber „Ich liebe dich!“ zu flüstern (MANN 1965:510f.). Nun wird er nicht mehr nur „die holden Lippen seines Schattens“ küssen wollen. Mit dem leidenden Liebesbekenntnis endet das vierte und vorletzte Kapitel.

Das Nicht-Zustande-Kommen einer Nähe erklärt Aschenbach mit dem Wunsch nach Aufrechterhaltung des Rauschhaften, das er in sich fühlt. Körperliche Berührung könnte den geistigen Rausch aufheben. Dieser ist zwar ohne den Körper nicht denkbar, aber als schöne Gestalt ist er hier nur dem Blick vorbehalten. Sie ist für Aschenbach „Standbild und Spiegel“, das „Schöne selbst“, die als „Gottesgedanken“, „reine Vollkommenheit“ erscheint, welche „im Geiste lebt“ und „zur Anbetung“ auffordert (MANN 1965:502). Gerade das ist der Rausch, dem sich Aschenbach „unbedenklich, ja gierig“ unterwirft. „Sein Geist kreiße, seine Bildung geriet ins Wallen, sein Gedächtnis warf uralte, seiner Jugend überlieferte und bis dahin niemals von eigenem Feuer belebte Gedanken auf. Stand nicht geschrieben“, reflektiert Aschenbach, „daß die Sonne unsere Aufmerksamkeit von den intellektuellen auf die sinnlichen Dinge wendet? Sie betäube und bezaubere, hieß es, Verstand und Gedächtnis dergestalt, daß die Seele vor Vergnügen ihres eigentlichen Zustandes ganz vergesse und mit staunender Bewunderung an dem schönsten der besonnenen Gegenstände hangen bleibe: ja, nur mit Hilfe eines Körpers vermöge sie

dann noch zu höherer Betrachtung sich zu erheben“ (MANN 1965:502f.). Dieser Körper werde dann aber zu etwas Abstraktem, könnte man sagen, wenn Amor „es den Mathematikern“ gleichtue, „die unfähigen Kindern greifbare Bilder der reinen Formen vorzeigen“. So auch Gott, der sich, „um uns das Geistige sichtbar zu machen, gern der Gestalt und Farbe menschlicher Jugend“ bediene, „die er zum Werkzeug der Erinnerung mit allem Abglanz der Schönheit schmückte und bei deren Anblick wir dann wohl in Schmerz und Hoffnung entbrannten“ (MANN 1965:503).

Hier kann sich Aschenbach auf Platons *Phaidros* berufen, den er im Geiste, sich in die Rolle des Sokrates versetzend, persönlich anspricht: „Denn die Schönheit, mein Phaidros, nur sie, ist liebenswürdig und sichtbar zugleich: sie ist, merke das wohl! die einzige Form des Geistigen, welche wir sinnlich empfangen, sinnlich ertragen können.“ (MANN 1965:503) Gleich darauf fügt er „das Feinste“ hinzu, welches Sokrates, der „verschlagene Hofmacher“ ausgesprochen habe: „daß der Liebende göttlicher sei als der Geliebte“, denn in jenem sei Gott, in diesem dagegen nicht (MANN 1965:504). Und der Schriftsteller habe das Glück, das Gefühl in Gedanken zu überführen. Dessen gewiss spürt Aschenbach plötzlich den Wunsch zu schreiben, in „Tadzios Gegenwart“. Er will beim Schreiben „den Wuchs des Knaben zum Muster“ nehmen, „seinen Stil den Linien dieses Körpers folgen“ lassen, „der ihm göttlich schien, und seine Schönheit ins Geistige“ tragen, „wie der Adler einst den troischen Hirten zum Äther trug“ (MANN 1965:504). Der Eros sei im Worte! Und es gelingt ihm, „nach Tadzios Schönheit seine kleine Abhandlung“ zu formen, „jene anderthalb Seiten erlesener Prosa, [...] deren Lauterkeit, Adel und schwingende Gefühlsspannung binnen kurzem die Bewunderung vieler erregen sollte“ (MANN 1965:505).

Trotz der Erkenntnis, dass es nur die Liebe zur schönen Gestalt – abstrakt ausgedrückt: zur Schönheit – ist, die den Dichter Worte formulieren lässt, eilt Aschenbach nach den gelungenen niedergeschriebenen anderthalb Seiten Tazio nach, um ihn zu berühren oder wenigstens mit ihm ins Gespräch zu kommen. Es gelingt nicht, wie bereits oben geschildert. Er ist bestürzt, „bestürzt wie ein Hahn, der angstvoll seine Flügel im Kampfe hängen lässt“ (MANN 1965:506). Er scheint sich einen Hahnenkampf vorzustellen, etwas ganz Entgegengesetztes zu seinen erhabenen Gedanken zuvor.<sup>13</sup>

---

<sup>13</sup> Hahnenkampf ist die klassische Metapher für Kämpfe zwischen Männern, aber solch ein Kampf wäre hier unvorstellbar. Die hängenden Flügel illustrieren sein

Es kommt soweit, dass Aschenbach den Knaben bis hin zu der Tür seines Zimmers verfolgt. „[S]pätabends von Venedig heimkehrend“, macht er „im ersten Stock des Hotels an des Schönen Zimmertür halt“ und lehnt „seine Stirn in völliger Trunkenheit an die Angel der Tür“, gemeint ist wohl die Türklinke, die immer wieder seine Hand berührt hatte. Er vermag „sich lange von dort nicht zu trennen“, sogar auf die Gefahr, „in einer so wahnsinnigen Lage ertappt und betroffen zu werden“ (MANN 1965:515).

Man ist nicht verwundert, dass das, was man bis dahin platonische Liebe nennen konnte, am Ende mit seinem Traum völlig zusammenbricht, in dem, um im gelehrten Diskurs zu sprechen, das Dionysische über das Apollinische siegt.<sup>14</sup>

Angst war der Anfang, Angst und Lust und eine entsetzte Neugier nach dem, was kommen wollte. Nacht herrschte, und seine Sinne lauschten; denn von weither näherte sich Getümmel, Getöse, ein Gemisch von Lärm: Rasseln, Schmetterern und dumpfes Donnern, schrilles Jauchzen dazu und ein bestimmtes Geheul im gezogenen U-Laut, alles durchsetzt und grauenhaft süß übertönt von tief girrendem, ruchlos beharrlichem Flötenspiel, welches auf schamlos zudringende Art die Eingeweide bezauberte. Aber er wußte ein Wort, dunkel, doch das benennend, was kam: „*Der fremde Gott!*“ Qualmige Glut glomm auf: da erkannte er Bergland, ähnlich dem um sein Sommerhaus. Und in zerrissenem Licht, von bewaldeter Höhe, zwischen Stämmen und moosigen Felstrümmern wälzte es sich und stürzte wirbelnd herab: Menschen, Tiere, ein Schwarm, eine tobende Rotte, – und überschwemmte die Halde mit Leibern, Flammen, Tumult und taumelndem Rundtanz. Weiber, strauchelnd über zu lange Fellgewänder, die ihnen vom Gürtel hingen, schüttelten Schellentrommeln über ihren stöhnend zurückgeworfenen Häuption, schwangen stiebende Fackelbrände und nackte Dolche, hielten züngelnde Schlangen in der Mitte des Leibes erfaßt oder trugen schreiend ihre Brüste in beiden Händen. Männer, Hörner über den Stirnen, mit Pelzwerk geschürzt und zottig von Haut, beugten die Nacken und hoben Arme und Schenkel, ließen eiserne Becken erdröhnen und schlugen wütend auf Pauken, während glatte Knaben mit umlaubten Stäben Böcke stachelten, an deren Hörner sie sich klammerten und von deren Sprüngen sie sich jauchzend schleifen ließen. Und die Begeisterten heulten den Ruf aus weichen Mitlauten und gezogenem U-Ruf am Ende, süß und wild zugleich wie kein jemals erhörter: – hier klang er auf, in die Lüfte geröhrt wie von

---

Gefühl, eine Niederlage erlitten zu haben, wenngleich das von ihm Niedergeschriebene einen Sieg darstellt.

<sup>14</sup> So erklärt ANDREA KOTTOW (2004:224) im *Das Scheitern der Körper/Geist-Dichotomie in Thomas Manns „Der Tod in Venedig“* betitelten Kapitel ihrer Dissertation: „Die Geschichte Gustav von Aschenbachs kann als der allmähliche Verlust des apollinisch ausgerichteten Künstlers an die Verlockungen des Dionysischen gelesen werden.“

Hirschen, und dort gab man ihn wieder, vielstimmig, in wüstem Triumph, hetzte einander damit zum Tanz und Schleudern der Glieder und ließ ihn niemals verstummen. Aber alles durchdrang und beherrschte der tiefe, lockende Flötenton. Lockte er nicht auch ihn, den widerstrebend Erlebenden, schamlos beharrlich zum Fest und Unmaß des äußersten Opfers? Groß war sein Abscheu, groß seine Furcht, redlich sein Wille, bis zuletzt das Seine zu schützen gegen den Fremden, den Feind des gefaßten und würdigen Geistes. Aber der Lärm, das Geheul, vervielfacht von hallender Bergwand, wuchs, nahm Überhand, schwoll zu hinreißendem Wahnsinn. Dünste bedrängten den Sinn, der beizende Ruch der Böcke, Witterung keuchender Leiber und ein Hauch wie von faulenden Wassern, dazu ein anderer noch, vertraut: nach Wunden und umlaufender Krankheit. Mit den Paukenschlägen dröhnte sein Herz, sein Gehirn kreiste, Wut ergriff ihn, Verblendung, betäubende Wollust, und seine Seele beehrte, sich anzuschließen dem Reigen des Gottes. Das obszöne Symbol, riesig, aus Holz, ward enthüllt und erhöht: da heulten sie zügelloser die Losung. Schaum vor den Lippen, tobten sie, reizten einander mit geilen Gebärden und buhlenden Händen, lachend und ächzend, stießen die Stachelstäbe einander ins Fleisch und leckten das Blut von den Gliedern. Aber mit ihnen, in ihnen war der Träumende nun und dem fremden Gotte gehörig. Ja, sie waren er selbst, als sie reißend und mordend sich auf die Tiere hinwarfen und dampfende Fetzen verschlangen, als auf zerwühltem Moosgrund grenzenlose Vermischung begann, dem Gotte zum Opfer. Und seine Seele kostete Unzucht und Raserei des Unterganges. (MANN 1965:528-530)<sup>15</sup>

Fleischlicher lässt es sich nicht vorstellen.<sup>16</sup> „Die Sprache der Körper“ scheint „alles zu beherrschen“, wie es ROLF GÜNTER RENNER (1987:21) formuliert. In der Hervorhebung des U-Lauts verbirgt sich der Wunsch, Tadzio möge wild werden; heißt es doch an einer Stelle in der Erzählung, dass dieses „Tadziu, Tadziu“ mit seinen „weichen Mitlauten, seinem gezogenen U-Ruf am Ende,

---

<sup>15</sup> JOSEF HOFMILLER (1966:312f.) zeigt in seiner Interpretation der Mann'schen Erzählung, wie man diesen Traum in Daktylen auflösen kann. FRIZEN empfindet den Traum „wie eine künstlich in den Süden transportierte nordische Walpurgisnacht, vertont von dem Meister des *Tannhäuser*, parodiert durch den an Nietzsches Parodien geschulten Thomas Mann, weshalb auch der röhrende Hirsch [...] nicht fehlen darf“ (FRIZEN 1993:86f.).

<sup>16</sup> Für GERHARD HÄRLE ist dieser „ausschweifende[] Traum‘ von gewaltiger phallicher, homosexueller Plastizität“ der „Höhepunkt“ der Novelle. In ihm verschmelzen „ästhetischer, kultureller und sexueller Exotismus zur Einheit der Zweideutigkeit“; „in ihr wird, in ‚tiefstem‘ triebhaftestem Sinn, das Objekt der Ausschweifung einbekannt als *der Knabe*, allerdings erst im Angesicht des dafür gern erduldeten Todes, der auch dieser Sünde Sold ist“ (HÄRLE 1988:158).



etwas zugleich Süßes und **Wildes** hatte“ (MANN 1965:490).<sup>17</sup> Es ist so, als würde das u auf Unzucht und Untergang im letzten Satz hinstreben. Im Traum ist von „grauenhaft süß“ die Rede. Und endlich erscheint das obszöne Symbol, das über homoerotischen Beziehungen schwebt und jahrhundertlang nicht benannt werden durfte<sup>18</sup>, während die Alten damit furchtlos umzugehen wussten. Im Schaffen von Thomas Mann durfte es höchstens im Traum erscheinen. Das in ihm Geschilderte ist Entgrenzung schlechthin.

Der Traum nimmt jedoch insofern körperliche Gestalt an, als Aschenbach danach versucht, sich zu „verjüngen“. In Goethes *Der Mann mit fünfzig Jahren* hatte sich der Major gleich zu Beginn der Erzählung einer ‚Verjüngungskunst‘ unterworfen, die er aber bald aufgab. Im *Tod in Venedig* ist die Reihenfolge umgekehrt. Obwohl Aschenbach sicher sein kann, dass Tadzios Familie in Kürze abreisen wird, wünscht er, wie „irgendein Liebender“ zu gefallen und „empfand bittere Angst, daß es nicht möglich sein möchte. Er fügte seinem Anzuge jugendlich aufheiternde Einzelheiten hinzu, er legte Edelsteine an und benutzte Parfums, er brauchte mehrmals am Tage viel Zeit für seine Toilette und kam geschmückt, erregt und gespannt zu Tische“ und besucht nun häufiger den „Coiffeur des Hauses“, lässt sich sogar sein Haar färben (MANN 1965:530f.). Damit stellt er sein bisher seriöses Künstlertum in Frage. Er ist sich dessen bewusst und macht aus der Not eine Tugend.

Die Künstler, meint er nun, müssen „notwendig in die Irre gehen, notwendig liederlich und Abenteurer des Gefühles“ bleiben. Zwar ist diese Konstatierung mit einem Fragezeichen versehen, aber es folgt der von Aschenbach ausgesprochene Satz: „Die Meisterhaltung unseres Stiles ist Lüge und Narrentum, unser Ruhm und Ehrenstand eine Posse, das Vertrauen der Menge zu uns höchst lächerlich, Volks- und Jugenderziehung durch die Kunst ein gewagtes,

---

<sup>17</sup> Hervorhebung von mir (K.S.). HEINZ KOHUT meint, der Traum zeige, dass die „narzißtische Identifizierung“ mit Tazio unvollkommen bleibe, Aschenbachs Neid richte sich aber nicht gegen ihn, sondern gegen den „schlechten Vater“, verkörpert im „fremde[n] Gott‘ der Barbaren“ (KOHUT 1982:152f.). Gegen KOHUTS Interpretation des Traums spricht m.E. die Betonung des U-Lauts, der eindeutig auf Tazio verweist.

<sup>18</sup> Ich übergehe hier die recht zahlreichen psychoanalytischen Interpretationen dieses Traums (vgl. WIDMAIER-HAAG 1999). Es sei an dieser Stelle nur auf die Interpretation von PETER DETTMERING verwiesen, demzufolge im Traum Aschenbachs tiefster Wunsch, sexuell erobert zu werden, zum Ausdruck komme (vgl. DETTMERING 1987:30).

zu verbotenes Unternehmen. Denn wie sollte wohl der zum Erzieher taugen, dem eine unverbesserliche und natürliche Richtung zum Abgrunde eingeboren ist?“ (MANN 1965:534).

Man hat den Eindruck, dass Aschenbach nach dieser Erkenntnis zu einer wirklichen homoerotischen Beziehung imstande gewesen wäre, hätte er nicht bereits seine Lebenskräfte verloren.<sup>19</sup> Es ist eine Erkenntnis kurz vor dem Tode. Bis dahin hat ihm eine im Grunde genommen höchst keusche Auslegung der platonischen Schriften, vor allem des *Phaidros*, dazu gedient, seine Furcht vor einem Versuch, ein – wenn auch unschuldig, schamhaft zurückhaltendes – Verhältnis mit dem Knaben anzuknüpfen, mit den platonischen Ausführungen über die Liebe als Enthusiasmus zur Schönheit zu begründen. Dabei verstand er jedoch die Schönheit als ein Abstraktum bzw. erhob sie zu einem Abstraktum. Dass die Liebe zu einem schönen Knaben in den platonischen Texten als etwas Selbstverständliches gegolten hatte, wird verschwiegen. Aschenbach oder besser Thomas Mann tut so, als hätte es sie nicht gegeben, als hätte Sokrates nur das entwickeln wollen, was man später als platonische Liebe hinstellte, die mit der ursprünglichen Bedeutung nur wenig gemein hat. Dessen Ausgangsfrage war schließlich, was man vorziehen sollte: zu lieben oder geliebt zu werden.

Summa summarum, die Berufung auf Platon dient Thomas Mann letztendlich dazu, die homoerotischen Neigungen Aschenbachs und wohl auch die eigenen<sup>20</sup> durch Berufung auf höhere, geistige Werte zu kaschieren.<sup>21</sup>

---

<sup>19</sup> INGE DIERSEN ist dagegen der Meinung, Aschenbach „unterliegt, nicht weil er liebt, auch nicht weil er homoerotisch liebt, sondern weil er seiner Leidenschaft nicht gewachsen ist“ (DIERSEN 1985:96).

<sup>20</sup> HERMANN KURZKE bemerkt hierzu: „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Gelungenheit des *Tod in Venedig* der Wiederzulassung des verdrängten Themas der Homoerotik zu verdanken ist. Ein Krampf hat sich gelöst, frühere Bilder sind wiedergekommen, die aus der Lübecker Schulzeit“. KURZKE nennt namentlich Arnim Martens und Franz Wassermann (2001:193f.).

<sup>21</sup> JOSEF HOFMILLER erklärt in seiner aus dem Jahre 1913 (!) stammenden Interpretation der Mann'schen Erzählung, dass es ein Knabe sein musste, denn wenn Aschenbach in Liebe zu einem jungen Mädchen entbrannt wäre, hätte er sich lächerlich gemacht. Wörtlich schreibt er: „Es durfte überhaupt keine Frau, kein Mädchen sein, jeder Schatten geschlechtlicher Sinnlichkeit hätte dies träumerisch-sehnsüchtige Zögern vor der Pforte des Todes ins Empfindsame verzerrt, es wäre bestenfalls eine schwache und elegante Flirtgeschichte in der Art Bourgets geworden. Es mußte sein wie eine letzte Liebeserklärung an das schöne Leben

Man setze Goethes *Mann von fünfzig Jahren dem Tod in Venedig* entgegen, d.h. jene Erzählung, die zu Thomas Manns Inspirationsquellen gehörte. Dort erklärt ein (nach heutigem Verständnis nicht volljähriges) Mädchen, die Nichte Hilarie, ihre Liebe zu dem Älteren. Eine Verbindung zwischen beiden wird als möglich angesehen, aber im weiteren Handlungsverlauf als unvernünftig abgelehnt. Es kommt zu einer nicht gerade heiß erwünschten Liaison mit dem jungen Flavio, dem Sohn des Majors, der sich nicht zu alt fühlt, eine neue Ehe einzugehen. Das ist alles möglich, weil heterosexuelle Beziehungen, zumal wenn sie mit einer Heirat besiegelt werden, keinem Verbot unterliegen. Das einzig Problematische sind die recht nahen Verwandtschaftsbeziehungen (Nichte/Onkel, Nichte/Neffe), die aber in der Erzählung selber nicht thematisiert werden. Goethe braucht keinerlei antike Quellen zu Hilfe zu nehmen, denn nichts ist zu kaschieren. Thomas Mann, der wie gesagt ursprünglich eine Novelle über die Liebe des fast 72 Jahre alten Goethe zu der siebzehnjährigen Ulrike von Levetzow verfassen wollte,<sup>22</sup> kann dagegen seinen homoerotischen Neigungen, personifiziert im Schriftsteller Aschenbach, keinen freien Lauf lassen. Sie sind von Anfang an wortwörtlich dem Tode geweiht. Während im *Phaidros* der Eros die Liebenden in den antiken Götterhimmel fahren lässt,

---

selbst, das in der Gestalt eines schönen, fremdländischen Knaben verkörpert schien.“ (1966:308). HOFMILLER scheint sich mit dieser, wenn auch platonischen Liebe nicht abfinden zu wollen, denn sie brachte seiner Meinung nach Aschenbach in eine im Grunde genommen unakzeptable Verwirrung: „Dieser Schriftsteller, mehr als fünfzig Jahr alt, berühmt, sollte gefeit sein gegen krankhafte Torheit des täuschenden Gefühls, und siehe! ein paar Begegnungen werfen ihn aus dem Gleis, ein schöner Knabe, der etwas vom *bel idiot* hat, macht ihn zum Sklaven unziemlicher Triebe, zerstört all die mühsam geordnete Welt bürgerlicher Würde und Selbstbeherrschung, macht ihn zum kindischen Stutzer, läßt ihn, wie durch einen stupiden, höhnischen Zufall, auf dem Sande, vor einem verlassenen Badehotel enden. Der Künstler bleibt im Grunde Phantast und Zigeuner, ist seinem innersten Wesen nach ein ausschweifender, unberechenbarer Abenteurer!“ „Diese Meinung“, setzt HOFMILLER fort, „vertreten von einem der ersten Dichter unserer Zeit“, habe „etwas Niederdrückendes“ (1966:314). Es ist wohl das Homoerotische, für das HOFMILLER nicht das geringste Verständnis aufbringt. Immerhin schrieb er in einer Zeit, als Homosexualität noch strafbar war. Sie blieb es in der Bundesrepublik bis 1969 für Männer unter 21 Jahren, 1973 wurde das Schutzalter auf 18 Jahre reduziert. Bis 1969 waren über 50000 Männer wegen homosexuellen Verkehrs verurteilt worden. In Polen gab es seit 1929 keinen Paragraphen 175 mehr.

<sup>22</sup> Vgl. Thomas Manns Brief an Carl Maria Weber vom 4. Juli 1920 (MANN 1979:179).

gibt er in Manns Novelle die umgekehrte Richtung vor. Der Tod ist der Handlung von Anfang an eingeschrieben, wie es viele Interpreten an einzelnen Gestalten, die immer wieder am Rande erscheinen, aufgezeigt haben. An die Stelle des Hedonismus tritt die Tragik.<sup>23</sup>

Gleichzeitig ist die Novelle so konstruiert, dass man sich ein homoerotisches Verhältnis zwischen Aschenbach und Tadzio kaum vorstellen kann. Wir sehen den Knaben nur spielen und brav – wengleich mit einiger Verspätung – zum Frühstück oder Abendmahl in den Speisesaal kommen. Interessante Fragen erwartet man aus seinem Munde kaum. Es gibt nur ein interessantes Moment, als er an einer russischen Familie mit zorniger Verachtung vorbeiläuft.

Seine Stirn verfinsterte sich, sein Mund ward emporgehoben, von den Lippen nach einer Seite ging ein erbittertes Zerren, das die Wange zerriß, und seine Brauen waren so schwer gerunzelt, daß unter ihrem Druck die Augen eingesunken schienen und böse und dunkel darunter hervor die Sprache des Hasses führten. Er blickte zu Boden, blickte noch einmal drohend zurück, tat dann mit der Schulter eine heftig wegwerfende, sich abwendende Bewegung und ließ die Feinde im Rücken. (MANN 1965:487f.)

Aschenbach ist ein wenig „beglückt“. Diese Reaktion lässt „ein kostbares Bildwerk der Natur, das nur zur Augenweide getaucht hatte, einer tieferen Teilnahme wert erscheinen“, sie verleiht der „ohnhin durch Schönheit bedeutenden Gestalt des Halbwüchsigen eine“ – politisch-geschichtliche – „Folie, die gestattete, ihn über seine Jahre ernst zu nehmen“ (MANN 1965:488).<sup>24</sup> Die antirussische Haltung des kleinen Polen imponiert Aschenbach offensichtlich.

Das ist aber auch die einzige Stelle, in der Tadzio ein geistiges Interesse weckt. Insgesamt bleibt er der reine Narziss. Thomas Mann hat einmal selbst gesagt, er hätte mit dem Jungen „im Ernste gar nichts anzufangen gewußt“ (zitiert nach KURZKE 2001:196), fügte aber nicht hinzu: Dessen ungeistige Art ist Voraussetzung dazu, dass man sich als Leser ganz und gar auf Aschenbach konzentriert, dem der Tod eingeschrieben ist.

Als Schriftsteller hat er seinen Höhepunkt erreicht. Eine Krise ist die natürliche Folge. Aschenbach kommt sich alt vor, es fällt ihm schwer, weiterhin eiserne

---

<sup>23</sup> KURZKE bezeichnet die Novelle als Tragödie, einerseits im klassischen Sinn, andererseits im Sinn von Nietzsches *Geburt der Tragödie* (vgl. KURZKE 1985:121f.).

<sup>24</sup> Werner FRIZEN übersieht diese Bemerkung. Für ihn unterstreicht der Erzähler, indem er die Formulierung „kindlicher Fanatismus“ gebraucht, dass Tadzio keineswegs ein „Bildwerk“, sondern ein zur „Sterblichkeit“ bestimmtes „Menschenkind“ sei (FRIZEN 1993:57).

Disziplin zu wahren, ohne die er seinen Ruhm nicht erlangt hätte, und weiterhin der Losung des Durchhaltens wie einst Friedrich der Große zu folgen. Durchhalten war, wie wir erfahren, Aschenbachs „Lieblingswort“ (MANN 1965:462f.). Doch er bricht in sich zusammen, wird immer willenloser (er „war zur Selbstkritik nicht mehr aufgelegt“, heißt es an einer Stelle im vierten Kapitel, MANN 1965:506), meint allerdings durch den Anblick der Schönheit Tadzio einen geistigen Aufschwung zu erfahren. Eine kleine Abhandlung ist, wie bereits erwähnt, das Ergebnis. Es sei aber gut, kommentiert der Erzähler, dass „die Welt nur das schöne Werk, nicht auch seine Ursprünge, nicht seine Entstehungsbedingungen kennt; denn die Kenntnis der Quellen, aus denen dem Künstler Eingebung floß, würde sie oftmals verwirren, abschrecken und so die Wirkungen des Vortrefflichen aufheben“ (MANN 1965:505). Aschenbach erhofft sich, durch die Verinnerlichung der im *Phaidros* entwickelten Ideen vom Eros, der zu geistigen Höhen führt, wieder zu sich zu kommen, was aber Illusion bleibt.

Gleichzeitig wird von den Lesern und Leserinnen verlangt, Aschenbachs Weg in den Tod in die Kategorien Nietzsches zu übersetzen, ihn als einen Wechsel vom Apollinischen ins Dionysische auszulegen, wobei man Letzteres zwangsläufig als einen Todestrieb zu begreifen hat. In den Kommentaren heißt es bezeichnenderweise, dass man die vier Todesboten auch als Verkörperungen des Dionysischen, mithin der Entgrenzung, ansehen könne.<sup>25</sup> In seinem Essay *Über die Ehe* von 1925 nennt Mann Aschenbach einen „Dionysier des Todes“

---

<sup>25</sup> Zu dem ersten Todesboten („eine nicht ganz gewöhnliche Erscheinung“) bemerkt BAHR: „Durch ihr fremdländisches Aussehen [...] und durch ihre Haltung [...] verweist die Figur auch auf Dionysos, den ‚fremden Gott‘“, was durch den Hinweis auf den Stock, Hut und Efeukranz unter Berufung auf DIERKS (vgl. DIERKS 1972) erhärtet wird (BAHR 1991:13). Ähnliche Verweise finden wir auch in Bezug auf die weiteren ‚Todesboten‘. EDUARD HITSCHMANN glaubt dagegen in den vier „Todesboten“ jeweils „Repräsentanten des Objekts einer invertierten Neigung, einer infantilen Angstfigur“ (zitiert nach WIDMAIER-HAAG 1999:85) zu erkennen, die dann noch einmal im Traum ihren Ausdruck findet. Bedenkenswert ist allerdings auch KOHUTS Konzeption, in den männlichen Gestalten Widerspiegelungen der Ängste Aschenbachs (bzw. Manns) vor dem Vater zu sehen, wobei Goethe als der eigentliche Vater erscheint (vgl. KOHUT 1977:186-188 und KOHUT 1982:150-153), was auch erklärt, warum aus Manns ursprünglichem Plan, eine Goethe-Novelle zu schreiben, der *Tod in Venedig* entstanden ist.

(MANN 1986:684).<sup>26</sup> Zuvor zitiert er die beiden ersten berühmten Verse aus Platens *Tristanlied*:

Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,  
Ist dem Tode schon anheimgegeben. (MANN 1986:681)

*Der Tod in Venedig* wirkt wie eine erzählerische Illustration dieser Verse.

Ich unterlasse es, Thomas Manns Bemühungen zu verfolgen, das Homoerotische mittels der Antike, die für ihn das Geistige darstellt, zu überspielen.<sup>27</sup> Er nahm intensive Studien antiker Quellen und moderner Erklärungen der Antike auf sich. In diesem Sinne schrieb er Ernst Bertram am 16.10.1911, er sei „von einer Arbeit gequält, die sich im Laufe der Ausführung immer mehr und mehr als eine unmögliche Composition herausstellt und an die ich doch schon zuviel Sorge gewandt habe, um sie aufzugeben“ (zitiert nach BAHR 1991:121). Die Arbeit verlief jedoch erfolgreich, so dass er am 2. April 1912 seinem Bruder Heinrich mitteilen konnte: ihm sei besonders „ein antikisierendes Kapitel“ (zitiert nach BAHR 1991:122) gelungen. Allgemeiner formuliert: Durch die Einarbeitung der antiken Motive und die zahlreichen Verweise auf den griechischen Mythos hat die Novelle ihre Tiefe und besondere, einmalige Form erlangt. Auf einem anderen Blatt steht, dass Aschenbachs Verständnis von Plato mit dessen Konzeption von Schönheit nur wenig gemein hat.<sup>28</sup> Seine Ideenlehre wird aus dem für Menschen Unzugänglichen, dem ‚Jenseits‘, ins Innere verlegt. Sie wird psychologisiert, was letztlich im Fall von Aschenbach zur Selbstzerstörung, zu einer absoluten Entgrenzung führt.

## Literatur

BAHR, EHRHARD (1991): *Erläuterungen und Dokumente. Thomas Mann, Der Tod in Venedig*. Stuttgart.

---

<sup>26</sup> Der Artikel war ursprünglich unter dem Titel *Die Ehe im Übergang. Ein Brief an den Grafen Hermann von Keyserling* erschienen.

<sup>27</sup> Gemeint ist natürlich vor allem das Homoerotische Aschenbachs, aber es ist unmöglich so gänzlich den Autor aus dem Spiel zu lassen, so zu tun, als sei der Erzähler eine autorunabhängige Instanz. Darauf hat unlängst VINCENZ PIEPER (2017:25-64) in Verbindung mit Thomas Mann aufmerksam gemacht.

<sup>28</sup> ERNST A. SCHMIDT hat in seinem Aufsatz ‚Platonismus‘ und ‚Heidentum‘ in *Thomas Manns „Tod in Venedig“* gezeigt, dass der Mann'sche Platonismus kein ‚genuiner‘ sei, sondern eine Alibifunktion erfülle (SCHMIDT 1974:151-178, vgl. hierzu auch DEUSE 1992:41-62).

- BÖHM, KARL WERNER (1991): *Zwischen Selbstzucht und Verlangen. Thomas Mann und das Stigma Homosexualität*. Würzburg.
- DETERING, HEINRICH (1994): *Das offene Geheimnis. Zur literarischen Produktion eines Tabus von Winckelmann bis zu Thomas Mann*. Göttingen.
- DETTMERING, PETER (1987): *Dichtung und Psychoanalyse. Thomas Mann, Rainer Maria Rilke, Richard Wagner*. Frankfurt am Main.
- DEUSE, WERNER (1992): „Besonders ein antikisierendes Kapitel scheint mir gelungen“: *Griechisches in Der Tod in Venedig*. In: HÄRLE, GERHARD (ed.): „Heimsuchung und süßes Gift“. *Erotik und Poetik bei Thomas Mann*. Frankfurt am Main, 41-62.
- DIERKS, MANFRED (1972): *Studien zu Mythos und Psychologie bei Thomas Mann. An seinem Nachlaß orientierte Untersuchungen zum „Tod in Venedig“, zum „Zauberberg“ und zur „Joseph“-Tetralogie*. Bern / München.
- DIERSEN, INGE (1975 / <sup>3</sup>1985): *Thomas Mann. Episches Werk, Weltanschauung, Leben*. Berlin.
- FRIZEN, WERNER (1993): *Der Tod in Venedig. Interpretation*. München.
- FUCHS, WERNER (1983): *Die Skulptur der Griechen*. Darmstadt.
- GOETHE, JOHANN WOLFGANG (1991): *Wilhelm Meisters Wanderjahre. Maximen und Reflexionen*. Hrsg. von Gonthier-Louis Fink, Gerhart Baumann und Johannes John (Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe Bd. 17). München.
- HÄRLE, GERHARD (1988): *Männerweiblichkeit. Zur Homosexualität bei Klaus und Thomas Mann*. Frankfurt am Main.
- HIRSCH, ARNOLD (1928): *Der Gattungsbegriff „Novelle“*. Berlin (=Germanische Studien 64).
- HOFMILLER, JOSEF (1966): *Thomas Manns „Tod in Venedig“*. In: SCHILLEMEIT, JOST (ed.): *Deutsche Erzählungen von Wieland bis Kafka. Interpretationen* Bd. IV. Frankfurt am Main/Hamburg, 303-318.
- KOHUT, HEINZ (1977): *Thomas Manns „Tod in Venedig“*. *Zerfall einer künstlerischen Sublimierung*. In: KOHUT, HEINZ: *Introspektion, Empathie und Psychoanalyse. Aufsätze zur psychoanalytischen Theorie, zu Pädagogik und Forschung und zur Psychologie der Kunst*. Frankfurt am Main (=suhrkamp taschenbuch wissenschaft 207), 173-194.
- KOHUT, HEINZ (1982): *Thomas Manns „Tod in Venedig“*. *Zerfall einer künstlerischen Sublimierung*. In: MITSCHERLICH, ALEXANDER (ed.): *Psycho-Pathographien des Alltags. Schriftsteller und Psychoanalyse*. Frankfurt am Main (=suhrkamp taschenbuch 762), S. 137-159.
- KOOPMANN, HELMUT (1975): *Thomas Mann. Konstanten seines literarischen Werks*. Göttingen.
- KOTTOW, ANDREA (2004): *Der kranke Mann. Zu den Dichotomien Krankheit/Gesundheit und Weiblichkeit/Männlichkeit in Texten um 1900*. Diss. Berlin.
- KURZKE, HERMANN (1985): *Thomas Mann. Epoche – Werk – Wirkung*. München.
- KURZKE, HERMANN (2001): *Thomas Mann. Das Leben als Kunstwerk. Eine Biographie*. Frankfurt am Main.

- MANN, THOMAS (1965): *Gesammelte Werke Bd. IX: Erzählungen*. Berlin / Weimar.
- MANN, THOMAS (1979): *Briefe I (1889-1936)*. Hrsg. von Erika Mann. Frankfurt am Main.
- MANN, THOMAS (1986): *Aufsätze. Reden. Essays. Bd. 3. 1919-1925*. Hrsg. von Harry Matter. Berlin / Weimar.
- MANN, THOMAS (2004): *Frühe Erzählungen 1893-1912. Kommentar von Terence J. Reed unter Mitarbeit von Malte Herwig (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe Bd. 2.2)*. Frankfurt am Main.
- MARGETTS, JOHN (1989): Die „scheinbar herrenlose“ Kamera. Thomas Manns „*Tod in Venedig*“ und die Kunstphotographie Wilhelm von Gloedens. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift 70 (Neue Folge 39)*:326-337.
- PIEPER, VINCENZ (2017): Was heißt es, eine fiktionale Erzählung zu verstehen? Überlegungen am Beispiel von *Der Tod in Venedig, Der Erwählte und Felix Krull*. In: ZELLER, REGINE / EWEN, JENS / LÖRKE, TIM (eds.): *Der Geist der Erzählung. Narratologische Studien zu Thomas Mann*. Würzburg, 25-63.
- RENNER, ROLF GÜNTER (1987): *Das Ich als ästhetische Konstruktion. „Der Tod in Venedig“ und seine Beziehung zum Gesamtwerk Thomas Manns*. Freiburg im Breisgau.
- SCHMIDT, ERNST A. (1974): ‚Platonismus‘ und ‚Heidentum‘ in Thomas Manns „*Tod in Venedig*“. In: *Antike und Abendland 20*:151-178.
- WIDMAIER-HAAG, SUSANNE (1999): *Es war das Lächeln des Narziß: die Theorien der Psychoanalyse im Spiegel der literaturpsychologischen Interpretationen des „Tod in Venedig“*. Würzburg.



# LITERATURWISSENSCHAFT

<http://dx.doi.org/10.18778/2196-8403.2017.04>

KATARZYNA JAŚTAŁ

## **„Where writing runs into death...” *Ars moriendi nova* in Wolfgang Herrndorfs Blog *Arbeit und Struktur* (2010-2013)**

Der vorliegende Beitrag setzt sich zum Ziel, das 2013 in Buchform veröffentlichte Weblog Wolfgang Herrndorfs (1965-2013) *Arbeit und Struktur* als eine Autothanatographie zu analysieren, d.h. als einen Text, in dessen Zentrum die Auseinandersetzung des Ichs mit seinem Sterben und Tod steht. Dabei wird das Online-Diarium als ein literarisches Dokument der *ars moriendi nova* betrachtet. Diese begegnet dem Phänomen der Sterblichkeit mit der Infragestellung althergebrachter religiös vermittelter Konzepte, klammert die Hoffnung auf ein Jenseits aus, verwandelt das in der traditionellen *ars moriendi* dominierende religiöse Bekenntnis in ein „Bekenntnis zur eigenen Biografie und den darin gelebten Glaubensvorstellungen“ und plädiert für das Recht auf einen selbstbestimmten Tod angesichts einer irreversiblen Krankheit und unerträglich gewordener Leiden.

### **„Where writing runs into death...” – *Ars moriendi nova* in Wolfgang Herrndorfs Blog *Arbeit und Struktur* (2010-2013)**

The aim of this article is to discuss Wolfgang Herrndorf's (1965-2013) weblog *Arbeit und Struktur*, published in book form in 2013, as an autothanatographic text, i.e. autobiographical writing that focuses on the individual's coming to terms with terminal illness and death. *Arbeit und Struktur* is an account of the last three years of Herrndorf's life (from when he was diagnosed with a brain tumor until his death). His blog is analyzed as a literary document of *ars moriendi nova*, which questions religious traditions, abandons the hope for life after death, pleads for the right for euthanasia in the face of an unbearable suffering and irreversible illness, and substitutes the need to reconfirm the link with God, which is characteristic of traditional forms of *ars moriendi*, with the need to reconfirm the values held throughout one's life.

**„Where writing runs into death...” – *Ars moriendi nova* w blogu Wolfganga Herrndorfa *Arbeit und Struktur* (2010-2013)**

Cel artykułu stanowi analiza opublikowanego w roku 2013 w formie książkowej bloga *Arbeit und Struktur* autorstwa niemieckiego pisarza Wolfganga Herrndorfa (1965-2013) jako tekstu o charakterze autotanograficznym, w którym autor mierzy się z doświadczeniem śmiertelnej choroby i perspektywą bliskiej śmierci. Prowadzony przez Herrndorfa online, a następnie wydany w formie książkowej dziennik protokołujący trzy ostatnie lata jego życia (od czasu zdiagnozowania u niego guza mózgu do śmierci) analizowany jest w artykule jako zapis kwestionującej tradycje religijne, rezygnującej z nadziei na życie po śmierci i opowiadającej się za prawem cierpiącego, śmiertelnie chorego do eutanazji. *ars moriendi nova*, w której miejsce tradycyjnej potrzeby potwierdzenia związku z Bogiem zajmuje potrzeba potwierdzenia wartości i wzorców wyznawanych w dotychczasowym życiu.

Als am 6. Dezember 2013 WOLFGANG HERRNDORFS Online-Tagebuch *Arbeit und Struktur* in Buchform erschien, stand es wegen zahlloser Vorbestellungen auf amazon.de bereits auf der Bestsellerliste (vgl. PAUER 2013). Der Ruhm des Schriftstellers war neueren Datums: Bis zur Erscheinung seines Bestsellers *Tschick* Ende 2010 war der 1965 geborene Autor nur einem schmalen Leserkreis bekannt. Nach dem Kunststudium in Nürnberg arbeitete er zunächst als freischaffender Illustrator. Sein Debütroman *In Plüschgewittern* (2002) erhielt glänzende Kritiken, war aber kein Publikumserfolg. Auch der 2008 veröffentlichte und mit literarischen Preisen prämierte Erzählband *Diesseits des Van-Allen-Gürtels* erreichte keine hohen Verkaufszahlen. In den folgenden Jahren widmete sich der durch seinen Formfanatismus bekannte Autor einer intensiven literarischen Arbeit, vom Publizieren sah er allerdings vorerst ab.

Das Jahr 2010 brachte einen tiefen Einschnitt in HERRNDORFS Leben: Anfang des Jahres wurde bei ihm ein maligner Hirntumor, Glioblastoma multiforme, diagnostiziert, bei dem die statistische Lebenserwartung ab dem (meist plötzlichen) Auftreten der ersten Symptome anderthalb Jahre beträgt. Die mit der Diagnose einhergehende Einsicht der nunmehr kurzen Lebenserwartung veranlasste den Schriftsteller, die begonnenen literarischen Arbeiten zu Ende zu bringen. Dem oben genannten Jugendroman *Tschick*, welcher mit einer Milliionenaufgabe in Deutschland zu einem in 24 Sprachen übersetzten Bestseller werden sollte<sup>1</sup>, folgte 2011 der voluminöse Spionageroman *Sand*. In den letzten Monaten seines Lebens arbeitete der Schriftsteller intensiv an einer Fortsetzung von *Tschick* aus der Perspektive der darin durch die Gegend irrenden

---

<sup>1</sup> Der Roman wurde 2016 von Fatih Akin verfilmt.

Mädchenfigur Isa. Das Ergebnis wurde als Romanfragment unter dem Titel *Bilder deiner großen Liebe* posthum (2014) veröffentlicht.

Die mit der Diagnose einsetzende, von schwerer Krankheit und manischer Produktivität geprägte letzte Lebensphase des Autors fand ihre literarische Entsprechung in HERRNDORFS Weblog *Arbeit und Struktur*, das im Zentrum des vorliegenden Beitrags steht. Das zunächst nur für HERRNDORFS Freunde einsehbare Online-Tagebuch wurde auf Bitten der von der literarischen Qualität des Journals beeindruckten ersten Leser im September 2010 öffentlich zugänglich gemacht (GÄRTNER/PASSIG 2015:461). Es ist auch heute noch unter der ursprünglichen Internetadresse abrufbar: <http://www.wolfgang-herrndorf.de/>. HERRNDORFS Wunsch entsprechend wurde *Arbeit und Struktur* von den befreundeten Autoren Kathrin Passig und Martin Gärtner lektoriert und in Buchform herausgegeben.

Der vorliegende Beitrag setzt sich zum Ziel, *Arbeit und Struktur* als eine Autothanatographie, d.h. einen sich auf den Tod des Ichs hinbewegenden autobiographischen Text und zugleich ein literarisches Dokument der *ars moriendi nova* zu analysieren. Als konstitutiv für diese literarische Form gilt, dass sie dem Phänomen der Sterblichkeit mit der Infragestellung althergebrachter religiös vermittelter Konzepte begegnet, eine Hoffnung auf ein Jenseits ausklammert und das in der traditionellen *ars moriendi* dominierende religiöse Bekenntnis in ein „Bekenntnis zur eigenen Biografie und den darin gelebten Glaubensvorstellungen“ (ROSER 2012:173) verwandelt. Die ‚neue Kunst des Sterbens‘ verbindet das Plädoyer für das Recht des Individuums auf einen selbstbestimmten Tod angesichts unerträglicher Leiden im Endstadium einer Erkrankung mit der Bemühung, als reife und mit sich selbst versöhnte Persönlichkeit zu sterben, welche vor dem Tode ihre Lebensaufgabe erfüllt und ihren Reifeprozess vollendet hat (vgl. STREECK 2016:154). Somit wird das Sterben als eine Herausforderung und Aufgabe dargestellt, an deren Bewältigung die Lebensleistung des Individuums gemessen wird.

Als eine der Strategien, die zur Erfüllung dieser Aufgabe beitragen können, erscheint das autobiografische Erzählen der vom Tod gezeichneten letzten Lebensphase. Zu dieser Perspektivierung trägt die traditionelle Auffassung des Erzählens als jene sinnstiftende Tätigkeit bei, zu deren grundlegenden Funktionen die Bewältigung existenzieller Brüche und Herausforderungen gerechnet wird. Die Versprachlichung von belastenden Erfahrungen im Rahmen einer Erzählung erlaubt es dem Subjekt, sich von existenziellen Belastungen durch das Erschaffen eines narrativen Gestaltungsraums zu distanzieren. Das autobi-

ografische Erzählen, bei dem das Subjekt über die Herstellung von Bedeutungen, Kausalitäten und über die Ausgliederung von besonders problematischen Aspekten entscheidet, ermöglicht die Einordnung der Erlebnisse in einen biografischen Zusammenhang; es gestattet das Durchspielen und Plausibilisieren von verbleibenden Handlungsoptionen und erlaubt die Wiederherstellung verlorengegangener Autonomie und Handlungsmacht. Somit werden dem Subjekt sowohl die Aneignung von Angst und Leid als auch die Identitätsvergewisserung möglich (vgl. LUCIUS-HOENE/SCHIEDT 2017:236-240).

Bei der Lektüre des Blogs *Arbeit und Struktur*, das den Prinzipien des autobiografischen (diaristischen) Schreibens folgt, werden die Leser mit der narrativen Bewältigung der letalen Krankheit und des Sterbens im Sinne der *ars moriendi nova* konfrontiert, in der all die genannten Funktionen des Erzählens realisiert werden.

Im Zentrum des Online-Diariums steht der nahende Tod des Autors. Die letale Krankheit wird vom Autor in folgender Passage als unmittelbares Motiv für das Schreiben des Journals benannt: „Was Status betrifft, ist Hirntumor natürlich der Mercedes unter den Krankheiten. Und das Glioblastom der Rolls-Royce. Mit Prostatakrebs oder einem Schnupfen hätte ich dieses Blog jedenfalls nie begonnen“ (HERRNDORF 2015:9).

Mit der durch die Art und Schwere der Erkrankung motivierten Entscheidung, ein Online-Tagebuch zu führen, wendet sich HERRNDORF einer Gattung zu, der von Philippe Lejeune ein besonderes Potential des Todesaufschubs attestiert wird. Lejeune bemerkt nämlich, dass die potentielle Offenheit des diaristischen Formats den Autor, der zugleich das Subjekt des Tagebuchs darstellt, gegen die Todesangst zu immunisieren scheint:

The diarist is protected from death by the idea that the diary will continue. There is always writing to be done, for all eternity. The intention to write one more time presupposes the possibility of doing it. You enter into a phantasmagoric space where writing runs into death” (LEJEUNE 2009:189; vgl. auch DUSINI 2005:85).

Diese auf das traditionelle Tagebuch bezogene Behauptung ließe sich *mutatis mutandis* auch auf das Online-Journal, wie es von *Arbeit und Struktur* repräsentiert wird, anwenden.<sup>2</sup> In seinen auf die spezifische Gegenwärtigkeit des jeweiligen Tages bezogenen Aufzeichnungen verbindet HERRNDORF so heterogene Elemente wie Werkstattbericht, Traumjournal, Aufzeichnungen intensiver Augenblickswahrnehmungen, Schilderungen von Alltagsausschnitten und

---

<sup>2</sup> Zu Analogien der Strategien von Subjektbildung durch chronologische Aufzeichnung im Tagebuch und Weblog vgl. RUCHARZ 2013:8.

Reflexionen. Er nutzt das Potential des Mediums Internet, indem er in den Text Fotos und eine Videoaufnahme von sich selbst integriert (vgl. SIEGEL 2016:359 sowie MICHELBAACH 2016).<sup>3</sup> In klaren Sätzen protokolliert er, wie er sein bisheriges Leben fortsetzt. Er verzeichnet Lektüreeindrücke, Kinobesuche und Sportaktivitäten.<sup>4</sup> Im Zentrum seines Berichts stehen allerdings das Fortschreiten der Krankheit, der nahende Tod und die Intensivierung der Arbeit, welche dem Alltag des Erzählers Ordnung und Struktur verleihen soll. An ein Ereignis kurz nach der schockierenden Diagnose, das über diese Form des Umgangs mit der Krankheit entschieden hat, erinnert sich HERRNDORF folgendermaßen:

Es ist vor allem dieses Gespräch mit einem Unbekannten, das mich aufrichtet. [...] T. hat als einer der ersten in Deutschland Temodal bekommen. Und es ist schon *dreizehn* Jahre her. Seitdem kein Rezidiv. Er ist ein Richter.

Er fing sofort wieder an zu arbeiten. Informierte alle Leute, daß ihm jetzt die Haare ausgingen, sich sonst aber nichts ändere und alles weiterlief wie bisher, keine Rücksicht, bitte. [...] Und wenn mein Entschluß, was ich machen wollte, nicht schon vorher festgestanden hätte, dann hätte er nach diesem Telefonat festgestanden: Arbeit. Arbeit und Struktur. (HERRNDORF 2015:120)

Mit diesen Worten wird die Zuwendung zur Arbeit in Zusammenhang mit dem Verhalten eines anderen Kranken gebracht, der zu den wenigen Langzeitüberlebenden des Glioblastoms gehört. Dieses Verhalten wird im Text dem Tod entgegengestellt und darüber hinaus implizit mit einer leisen Hoffnung auf den Aufschub des Todes verbunden.<sup>5</sup> Arbeiten ist für HERRNDORF gleichbedeutend mit dem Schreiben von literarischen Texten, womit sich der Autor zur konsequenten Weiterführung des Lebensmodells bekennt, für das er sich nach dem Verzicht auf die Ausübung des im Kunststudium erlernten Berufs entschloss.<sup>6</sup>

---

<sup>3</sup> Vgl. auch MICHELBAACH (2016).

<sup>4</sup> Dass und wie hier verbissen für die Lebensqualität und gegen die fortschreitende körperliche Beeinträchtigung gespielt wird, zeigt u. a. das Notat vom 22.06.2012: „Fußball gespielt. Ball ins Gesicht bekommen, umgefallen. Aufgehört. Weitergespielt, wieder umgefallen. Aufgehört. Mit dem Fahrrad nach Haus, nicht umgefallen. Gebadet mit Ausblick über Berlin und auf den Sonnenuntergang. Der Rechner auf der Waschmaschine zeigt Deutschland – Griechenland. Mein Leben, immer noch mein Leben“ (HERRNDORF 2015:351).

<sup>5</sup> Eine sehr geringe Zahl Glioblastom-Patienten überlebt mehr als fünf Jahre nach der Diagnose. Das Phänomen des Langzeitüberlebens ist bis heute wissenschaftlich nicht geklärt.

<sup>6</sup> Obwohl HERRNDORF vor seinem Tode mehrere Werke vernichtete, besteht sein Nachlass aus ca. 600 Objekten (Ölgemälde, Zeichnungen, Projekte für Buchcover

Die Kohärenz seiner Blogbeiträge erzeugt der Autor, indem er auf die Kontinuität seiner Biografie verweist und sich zugleich über seine Identität mit dem Satz „Ich bin ein Schriftsteller“ (HERRNDORF 2015:109) vergewissert. Angesichts der letalen Krankheit definiert sich HERRNDORF hier explizit über das als Beruf und Lebenszentrum verstandene literarische Schaffen. Das Schreiben definiert er als eine Tätigkeit, welche es ihm ermöglicht, der Gegenwart seiner Krankheit und der Zukunftsangst zu entfliehen:

Am besten geht's mir, wenn ich arbeite. Ich arbeite in der Straßenbahn an den Ausdrücken, ich arbeite im Wartezimmer zur Strahlentherapie, ich arbeite die Minute, die ich in der Umkleidekabine stehen muß, mit dem Papier an der Wand. Ich versinke in der Geschichte, die ich da schreibe, wie ich mit zwölf Jahren versunken bin, wenn ich Bücher las. (HERRNDORF 2015:46)

Seinen medialen und finanziellen Erfolg, der ihm nach mehreren erfolglosen Jahren das Gefühl einer „Existenzberechtigung“ (HERRNDORF 2015:350)<sup>7</sup> verschafft, erwähnt der Schriftsteller spärlich und am Rande.<sup>8</sup> Wenn er sein körperliches und psychisches Leiden thematisiert, so erfasst er die letzte Lebensphase auch als eine Zeit der Steigerung der Lebensintensität angesichts des nahen Todes. In einer undatierten späten Aufzeichnung, in der die Aufzählung der vermeintlichen Misserfolge durch eine unerwartete Pointe gekrönt wird, zieht der Schriftsteller folgende Bilanz:

---

und Karikaturen). Über die Zerstörung eines Teils seiner Bilder und Zeichnungen berichtet der Autor in der Aufzeichnung vom 12.06.2012 (vgl. HERRNDORF 2015:349).

<sup>7</sup> An die Zeit vor der Veröffentlichung von *Tschick* erinnert sich HERRNDORF folgendermaßen: „2002 dann die *Plüschgewitter*, die mir meiner Meinung nach aufhelfen sollten, endlich irgendwas zu sein (Schriftsteller). 5000 Euro für zehn Jahre Arbeit, null Auflage trotz guter Kritiken in SZ und FAZ, am Gefühl nicht existenzberechtigt zu sein, änderte das alles natürlich nichts“ (HERRNDORF 2015:350).

<sup>8</sup> Am 05.03.2013 notiert HERRNDORF „Zum ersten Mal in meinem Leben eine richtige Wohnung, schön und groß und licht und still. Ein Fenster mit Blick über die Stadt, und alles, was man durch dieses Fenster sieht, ist groß wie großes Kino. Ein Liter Tee, ein Buch, blauer Himmel, Sonne.“ (HERRNDORF 2015:409). In diesen Kontext gehört aber auch folgende bittere Bemerkung: „25 Jahre am Existenzminimum rumgekrebst und gehofft, einmal eine 2-Zimmer-Wohnung mit Ausblick zu haben. Jetzt könnte ich sechsstellige Summen verdienen, und es gibt nichts, was mir egal wäre.“ (HERRNDORF 2015:190)

Ich kann kein Instrument spielen. Ich kann keine Fremdsprache. Ich habe den Vermeer in Wien nie gesehen. [...] Ich habe nie geglaubt. Ich war nie in Amerika. Ich stand auf keiner Bergspitze. Ich hatte nie einen Beruf. Ich hatte nie ein Auto. Ich bin nie fremdgegangen. Fünf von sieben Frauen, in die ich in meinem Leben verliebt war, haben es nie erfahren. Ich war fast immer allein. Die letzten drei Jahre waren die besten. (HERRNDORF 2015:455)

Mit dieser Behauptung entspricht HERRNDORF den Postulaten der *ars moriendi nova*, indem er das Porträt eines Subjekts zeichnet, das, ungeachtet aller früheren Irrwege, in der letzten, vom Leiden gezeichneten Lebensphase seine Lebensaufgabe erfüllt und seinen Reifungsprozess als Schriftsteller und Mensch vollendet.

Als zentrales Element des auf die Bewältigung der Traumatisierungen gerichteten autobiografischen Erzählens gilt die durch Thematisierung von Werthaltungen, Überzeugungen und normativen Vorstellungen erfolgende Selbstvergewisserung des Ich. In diesen Zusammenhang lässt sich die dezidierte Ablehnung von religiösen Erklärungsmustern durch HERRNDORF einordnen. Auch hier schreibt sich der Autor in die *ars moriendi nova* ein, als deren Grundlage der Verzicht auf transzendente Erklärungen erachtet wird. In diesem Sinne schreibt NINA STRECK:

Wird jeglicher Jenseitsglaube [...] ausgeklammert, verzichtet man allerdings nicht bloss [sic] auf einen Aspekt der traditionellen *ars moriendi*, sondern auf ihr Fundament, nimmt also eine grundlegende Umdeutung vor. Ihre Bedeutung gewann die frühere Sterbekunst ausschließlich aus der Sorge um das Schicksal der Seele nach dem Tod. Nichts weniger als das ewige Heil stand in der Sterbestunde auf dem Spiel. (STRECK 2016:157f.)

Dass dieser von STRECK als grundlegend für die ‚neue Kunst des Sterbens‘ angeführte Aspekt für die Auseinandersetzung des Autors von *Arbeit und Struktur* mit dem kommenden Tod relevant erscheint, wird bereits zu Anfang des Textes deutlich: Zu den Merkmalen von HERRNDORFS Krankheit, d.i. des Glioblastoms gehört, dass sich dessen Auftreten nicht auf wissenschaftlich nachweisbare Begründungen wie bestimmbar genetische Voraussetzungen, falsche Lebensgewohnheiten oder bekannte Umweltfaktoren zurückführen lässt. Der Autor, der nach dem aktuellen medizinischen Wissensstand mit seiner Erkrankung einem kontingenten Umstand ausgesetzt wurde, führt den Lesern seines Blogs vor, dass er die Religion als Kontingenzbewältigungspraxis ausschließt. So begegnet er der Erkrankung nicht mit der Frage: „Warum ich?“, deren Beantwortungsversuche potentiell zu einer Auseinandersetzung mit metaphysischen Fragestellungen veranlassen und die unheilbare Krankheit als ein

Verhängnis bzw. eine Strafe oder Berufung subjektiv deutbar machen würden.<sup>9</sup> Stattdessen betont HERRNDORF dass er diese gängige Frage nicht stellt, indem er am 11.01.2011 schreibt: „Eine ganz andere Frage, die sich Krebskranke angeblich häufiger stellen, die Frage ‚Warum ich?‘, ist mir dagegen noch nicht gekommen. Warum ich? Warum denn nicht ich? Willkommen in der biochemischen Lotterie.“ (HERRNDORF 2015:9)

Vermeidet das Ich des Blogs metaphysische Anklagen, so verzichtet es auch dezidiert auf religiösen Trost. Es bekräftigt konsequent, dass es weder an die Existenz Gottes noch an die der Seele glaubt. Dies belegen, neben den bereits zitierten, zahlreiche weitere Blogposts wie u. a. der ungläubige Gottesanruf vom 13.03.2010: „Gib mir ein Jahr, Herrgott, an den ich nicht glaube, und ich werde fertig mit allem“ (HERRNDORF 2015:23); der Eintrag vom 5.10.2011: „Das Wort Pietät [ist; K.J.] für mich immer eine ähnliche Leerstelle gewesen wie Ehre oder Seele. Im Zusammenhang mit dem Tod sowieso absurd“ (HERRNDORF 2015:265); oder die Notiz vom 17.08.2011, worin im Kommentar zu einem Telefonat mit einer Leidensgenossin die Seele noch deutlicher als zuvor zu einem imaginären Konstrukt erklärt wird: „Langes Telefonat mit G. [...] Bestattung, Gefühle der Angehörigen, die Frage, was übrigbleibt in Gedanken und wie lange. Die Seele, (sie hat eine, ich nicht), das Zeitfenster, in dem man lebt und plant“ (HERRNDORF 2015:236). HERRNDORF verheimlicht nicht, dass der omnipräsente Gedanke an den Tod und die mit ihm einhergehenden Panikattacken sein Leben beschatten.<sup>10</sup> Er zeigt aber auch, HERRNDORF dass die Bewältigung dieser Krisen durch das Niederschreiben und Aufsagen eines eigens konstruierten *Abendgebets* (HERRNDORF 2015:117) möglich wird:

---

<sup>9</sup> Zur Religion als herkömmlich bedeutendster Kontingenzbewältigungspraxis vgl. LÜBBE (1998:35-47). Ein eindrückliches Beispiel der Deutung der Krebserkrankung als Mission im (unorthodox verstandenen) religiösen Kontext liefert 2009 Christoph Schlingensiefel in dem u.d.T. *So schön wie hier kanns im Himmel gar nicht mehr sein. Tagebuch einer Krebserkrankung* herausgegebenen autobiografischen Bericht (vgl. SCHLINGENSIEFEL 2009:25). Der Titel von Schlingensiefels Veröffentlichung erscheint in *Arbeit und Struktur* im Zusammenhang einer Liste von Büchern, von denen sich HERRNDORF distanziert (vgl. HERRNDORF 2015:207).

<sup>10</sup> „Wenn ich lese, ergänzt mein Gehirn jeden Satz: Lee Harvey Oswald ging die Straße entlang, und du wirst sterben. Er sah die Autos, und du wirst sterben. An allen Gegenständen und Menschen haften jetzt kleine Zettel mit der Aufschrift Tod, wie mit Reißzwecken dahingepinnt. C. legt ihren Arm um meine Schulter: Tod. Sie lächelt: Tod“ (HERRNDORF 2015:114).



Niemand kommt an mich heran  
bis an die Stunde meines Todes.  
Und auch dann wird niemand kommen.  
Nichts wird kommen, und es ist in meiner Hand (HERRNDORF 2015:117)

Im Kontext anderer Mitteilungen des Autors ist der Inhalt des Textes nicht erstaunlich; instruktiv erscheint indes, dass HERRNDORF die im zitierten Vierzeiler erfolgende Artikulation des Nihilismus in die Tradition jener christlichen Gebete stellt, welche Hoffnung auf transzendentes Geleit und göttliches Erbarmen in der Stunde des Todes ausdrücken.<sup>11</sup>

Einer der wichtigsten Aspekte der neuen *ars moriendi*, die Anerkennung des Rechts des Individuums auf einen selbstbestimmten Tod angesichts von unerträglich gewordenen Leiden, spielt eine besondere Rolle in HERRNDORFS Text. Der Autor bewältigt diesen Aspekt narrativ, indem er im Schreiben diverse Handlungsoptionen darstellt, diese hinterfragt und evaluiert, um die von ihm letztendlich gewählte zu plausibilisieren.<sup>12</sup>

Bald nach der Diagnose entscheidet sich der Autor, seinem Leben durch Suizid ein Ende zu setzen, bevor er zu einem Pflegefall wird. Er erklärt: „die Gewiss-

---

<sup>11</sup> Die Kenntnis der entsprechenden Gebetsformate und biblischer Intertexte ist bei HERRNDORF, der sich zum „protestantischen Arbeitsverständnis“ bekennt, vorauszusetzen. Am 25.02.2012 bekennt sich der Autor im Zusammenhang eines eklektischen Lesepenums lakonisch zur Bibellektüre. Der von ihm nur unter Angabe der Zahl genannte Psalm 88 wurde gezielt gewählt: Er gehört in die Reihe *Klagelieder der Einzelnen* und trägt die Überschrift *Klage eines Vereinsamen im Angesicht des Todes*. M.E. scheint sich HERRNDORF mit seinem nihilistischen Gebet auf einen wichtigen Text der protestantischen Tradition zu beziehen, den er, wie anzunehmen ist, gut kannte. Es handelt sich um das Kirchenlied PAUL GERHARDTS *O Haupt voll Blut und Wunden*, dessen einzelne Strophen von JOHANN SEBASTIAN BACH für den Text eines der Choräle in die *Matthäuspasion* aufgenommen wurden. In einem der Blogeinträge teilt HERRNDORF mit, BACHS Choräle würden bei ihm „in Endlosschleife laufen“ (HERRNDORF 2015:20). HERRNDORFS ablehnender Satz „Niemand kommt an mich heran...“ erscheint m.E. als eine Negation der von BACH übernommenen neunten Strophe aus dem Text GERHARDTS, die folgendermaßen lautet: „Wenn ich einmal soll scheiden,/ so scheid nicht von mir,/ wenn ich den Tod soll leiden,/ so tritt du dann herfür;/ wenn mir am allerbängsten/ wird um das Herze sein,/ so reiß mich aus den Ängsten / kraft deiner Angst und Pein./ Erscheine mir zum Schilde,/ zum Trost in meinem Tod,/ und lass mich sehn dein Bilde/ in deiner Kreuzesnot./ Da will ich nach dir blicken,/ da will ich glaubensvoll/ dich fest an mein Herz drücken./ Wer so stirbt, der stirbt wohl.“ (GERHARDT, 27.09.2018).

<sup>12</sup> Zu diesen Funktionen des Erzählens vgl. LUCIUS-HOENE/SCHIEDT 2017:239.

heit, es selbst in der Hand zu haben, war von Anfang an notwendiger Bestandteil meiner Psychohygiene“ (HERRNDORF 2015:52). HERRNDORFS Absicht entspringt der Tragik seiner Lebenslage. Es ist ihm wichtig, nicht auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein und autonom über seinen Tod entscheiden zu können (vgl. SIEGEL 2016:363, NEUFELD 2016:84, CADUFF 2013:119). Auch hierbei widersetzt er sich explizit dem Standpunkt der Theologie, indem er die Meinung der Landesbischöfin Käßmann folgendermaßen thematisiert: „Die Landesbischöfin von Hannover, Margot Käßmann, sieht eine große Gefahr darin, Patienten einen schnellen effektiven Tod zur Verfügung zu stellen. ‚Es führt dazu, zu meinen, man könne mal eben über den Tod entscheiden.‘ Mit-leiderregende Dummheit [...].“ (HERRNDORF 2015:66) Mit NORA BERNING wäre in diesem Zusammenhang festzustellen, dass HERRNDORF die unheilbare Krankheit als eine Erfahrung betrachtet, die ihm eine Deutungshoheit über die Fragestellung des Freitods verleiht (vgl. BERNING 2017:138). HERRNDORFS Auseinandersetzung mit dem Suizid berücksichtigt sowohl die seiner Meinung nach ungenügend geregelte rechtliche Lage als auch den technischen Aspekt des Suizids. In diesem letzteren Kontext steht u. a. das Notat vom 05.03.2012, eine Zusammenfassung der auf YouTube zugänglichen einstündigen Dokumentation *Choosing to Die*, in der der Schriftsteller Terry Pratchett einen an amyotropher Lateralsklerose leidenden Patienten „zum Sterben in die Schweiz“ (HERRNDORF 2015:321) begleitet. Sachlich und detailliert schildert HERRNDORF die im Film gezeigten letzten Lebensminuten des Kranken, wobei er sich eigener Kommentare enthält. Die in seinem nüchternen Protokoll festgehaltenen Details belegen allerdings, dass der Sterbende in den letzten Minuten seines Leidens entmündigt wird (vgl. HERRNDORF 2015:322). HERRNDORFS Ausführungen hinterlassen keinen Zweifel daran, dass seiner Meinung nach der sog. assistierte Suizid kein gänzlich selbstbestimmter Tod ist. Deswegen insistiert HERRNDORF: „So will ich nicht sterben, so kann ich nicht sterben, so werde ich nicht sterben. Nur über meine Leiche“ (HERRNDORF 2015:323).

Die Einstellung HERRNDORFS gegenüber der Krankheit und dem Sterben prägt neben dem Bemühen um Treue sich selbst gegenüber eine geradezu martialische Haltung, die sich u. a. auf der sprachlichen Ebene des Textes im Gebrauch von militärischen Metaphern widerspiegelt. Hier folgt HERRNDORF einer sprachlichen Konvention, die sich laut Susan Sontag in der Medizin, insbesondere im Umgang mit Krebserkrankungen, seit dem 19. Jahrhundert eingebürgert hat (vgl. SONTAG 1981:79). Der Schriftsteller verwendet die einschlägigen Metaphern u. a. in Kommentaren wie jenem zur Strahlenbehandlung vom 22.04.2010, wo es heißt: „Ich mochte es, daß da auf diese Stelle in meinem Kopf

geschossen wurde“ (HERRNDORF 2015:48); in der Stellungnahme zur Diagnose des Rezidivs vom 16.09.2011: „Endlich Klarheit. Der Feind tritt aus der Deckung. Letzte Materialschlacht“ (HERRNDORF 2015:257); ferner in der Forderung vom 11.05.2010: „Priester sind mit Waffengewalt von mir fernzuhalten“ (HERRNDORF 2015:57) oder in der Bemerkung vom 26.08.2011: „Was ich vermutlich gut fände: Starb in Erfüllung seiner Pflicht“ (HERRNDORF 2015:245).

Diesem semantischen Feld entspricht die vom Autor im Blog reflektierte, von ihm gewählte Suizidform durch Kopfschuss. Bald nach der Diagnose beginnt im Text eine reale Pistole als Selbstmordwaffe an Bedeutung zu gewinnen. Die illegal erworbene „377 Smitz & Wesson, unregistriert, kein Beschusszeichen“ (HERRNDORF 2015:84) wird zum ersten Mal im Eintrag vom 10.08.2010 im Kontext der Suizid-Pläne des Autors erwähnt. Die mit der Präsenz verbundene Vorstellung vom selbstbestimmten Sterben erklärt der Schriftsteller zu einem notwendigen Teil seiner seelischen Gesundheit. Er schreibt:

25.08.2010 16:31 Ich habe mich damit abgefunden, dass ich mich erschieße. Ich könnte mich nicht damit abfinden, vom Tumor zerlegt zu werden, aber ich kann mich damit abfinden, mich zu erschießen. Das ist der ganze Trick. Schon seit Tagen keine Beunruhigung mehr. Sobald ein Gedanke kommt, höre ich das geschmeidig klickende und einrastende Geräusch der Abzugsgruppe, und Ruhe ist. (HERRNDORF 2015:90-91)

HERRNDORF führt vor, wie er die Ausführung des Suizids als eine technische Aufgabe betrachtet, indem er die (heute noch auf dem Portal LiveLeak zugängliche) Video-Dokumentation vom Suizid des unschuldig angeklagten amerikanischen Politikers Budd Dwyer (1939-1987) herunterlädt und mehrere Male „Bild für Bild“ (HERRNDORF 2015:220)<sup>13</sup> ansieht und versucht, im Moment des Todes das Gesicht von Dwyer zu erkennen, um daraus Schlüsse auf den Sterbevorgang ziehen zu können. Er antizipiert seinen eigenen Suizid indem er zeigt, wie er zu Hause den Umgang mit der Waffe trainiert: „Polanskis Pianist, auch beim dritten oder vierten Wiedersehen kaum zu ertragen. Sitze mit der Magnum vor dem Fernseher und Sorge für Gerechtigkeit: Klickklick-klickklick-klick. Hinterher den Lauf in den Mund gesteckt“ (HERRNDORF 2015:315). Dabei erklärt der Autor, dass er keineswegs vom Todeswunsch schlechthin getrieben wird, sondern in einer tragischen Situation nach einem für ihn annehmbaren Ausweg sucht. Er schreibt: „Weil, ich wollte ja nicht sterben, zu

---

<sup>13</sup> Die gesamte Dokumentation dauert 1 Minute, 20 Sekunden. Der von HERRNDORF immer wieder, „zwanzig mal“, „Bild für Bild“ „geguckte“ (HERRNDORF 2015:220) Teil erfasst wahrscheinlich 20 Sekunden zwischen dem Schuss und dem Tod des Politikers.

keinem Zeitpunkt, und ich will es auch jetzt nicht. Aber die Gewissheit, es selbst in der Hand zu haben, war von Anfang an notwendiger Bestandteil meiner Psychohygiene. Ich muss wissen, dass ich Herr im eigenen Haus bin“ (HERRNDORF 2015:52).

Der kaum versteckte Verweis auf Freuds berühmten Satz vom Ich, das nicht Herr im eigenen Haus ist (vgl. JAŚTAL 2018:466), mag angesichts des im Blog aufgezeichneten Fortschreitens der letalen Krankheit, der mit ihr einhergehenden motorischen und intellektuellen Einschränkungen, der Angst um Depersonalisation und dem allmählichen Sprachverlust ironisch anmuten. Doch die damit verbundene Idee vom selbstbestimmten Tod als Sieg über die Krankheit und über den Körper, d.h. laut HERRNDORF die Idee vom „letzte[n] Triumph des Geistes über das Gemüse“ (HERRNDORF 2015:389), wird in *Arbeit und Struktur* mit dem für die *ars moriendi nova* grundlegenden Leitgedanken der Selbstverantwortung des Individuums verbunden.

Am 15.07.2013 notiert HERRNDORF: „Befund schlecht wie erwartet. [...] Glioblastom beiderseits progressiv. Ende der Chemo. OP sinnlos“ (HERRNDORF 2015:436). Noch am selben Tag trägt der Autor in das Blog das bereits zitierte, von ihm als trostreich bezeichnete *Abendgebet* ein. Zu diesem Zeitpunkt werden die Aufzeichnungen immer deprimierender. Bereits am 03.07.2013 heißt es: „Ich bin nicht der Mann, der ich einmal war. Meine Freunde reden mit einem Zombie, es kränkt mich, ich bin traurig, ich will weg“ (HERRNDORF 2015:434). Nach dem letzten Befund beginnt HERRNDORF, wie Neufeld treffend feststellt, auf der Textebene seinen Tod zu inszenieren, indem er sich als gewesen betrachtet (vgl. NEUFELD 2016:85). So spricht der Autor am 16.07.2013 über sich und seine Ehefrau, die im Blog als C. auftretende Kinderbuchautorin Carola Wimmer, unter Verwendung des Perfekts: „Es gibt uns nicht mehr. Wir sind schon vergangen“ (HERRNDORF 2015:437). Der Sprachduktus eines bereits Verstorbenen kehrt in dem am 19.07.2013 geäußerten Wunsch zurück: „Am liebsten das Grab in dem kleinen Friedhof im Grunewald [...]. Und, wenn es nicht vermessen ist, vielleicht ein kleines aus zwei T-Schienen stümperhaft zusammengeschweißtes Metallkreuz mit Blick aufs Wasser, dort, wo ich starb“ (HERRNDORF 2015:438). Hier spricht der Autor über sich im Präteritum, auf der Textebene hat sein Tod also bereits stattgefunden. Eine der eindringlichsten Passagen des gesamten Journals findet sich im Eintrag vom 23.07.2013, die Beschreibung des Todes einer auf der Terrasse gefundenen Libelle:

Die Libelle, die ich gestern am Terrassenfenster sah und der ich den Weg ins Freie gewiesen habe, bis sie für mich nicht mehr zu finden war. Jetzt liegt sie auf den Fliesen. Ich beobachte das Wunderwerk auf dem Boden. Es liegt in letzten Zügen. [...] Ich platziere einen winzigen Wassertropfen nah an seinen Mund und beobachte lange die vielleicht nur noch vom Wind bewegten Arme. Sie ist tot. Ich schiebe den Leichnam in eine Streichholzschatel. Mit C. bestatte ich die Libelle am Ufer. (HERRNDORF 2015:440)

Dieser Stelle, die sich wie die metonymische Vorwegnahme der eigenen Bestattung liest (vgl. NEUFELD 2013:85), folgt am 02.08.2013 die knappe eindringliche Vergegenwärtigung der letzten Abende des Autors: „Jeden Abend der gleiche Kampf. Lass mich gehen, nein, lass mich gehen, nein. Lass mich“ (HERRNDORF 2015:440). Die Identität der Teilnehmenden dieser schmerzlichen Auseinandersetzung bleibt eine Leerstelle, die sich mit den Namen HERRNDORFS und seiner Frau füllen lässt.

Der Zustand des Autors wird unerträglich, die epileptischen Anfälle dauern stundenlang (vgl. HERRNDORF 2015:441), er kann seine Frau nicht wiedererkennen, und der Sprachzerfall schreitet rapide voran. Am 26. August 2013 verlässt HERRNDORF seine Wohnung und nimmt sich – wie seit dem Beginn der Erkrankung geplant – am Ufer des Hohenzollernkanals durch Kopfschuss das Leben.

Die zuerst in Form eines Online-Tagebuchs und später in Buchform materialisierten Aufzeichnungen bezeichnet WOLFGANG HERRNDORF als das letzte Kapitel seines Lebens, als eine Zeit der Intensivierung des Lebensvollzugs, in der er seine eigenen Vorstellungen, Wünsche und Werte verwirklichen kann, und zugleich als eine vom Körperzerfall gezeichnete Phase, in der sein Leben immer beschwerlicher wird.

*Arbeit und Struktur* zeigt konsequent ein Subjekt, das hohe Anforderungen an die eigene Leistungsfähigkeit stellt, um ein stimmiges und auf Selbstbestimmung ausgerichtetes Leben zu führen, in dessen Zentrum die Arbeit an literarischen Texten steht. Eine Existenz, in der die Fortsetzung dieses Lebensmusters krankheitsbedingt unmöglich geworden ist, lehnt das Subjekt vehement ab. Seine in wiederholter Distanzierung von religiösen Deutungsmustern erfolgende Einübung in das Unabänderliche wird begleitet von der Forderung nach einem selbstbestimmten Tod. Die Ausführung dieses Wunsches erscheint als Bestätigung und konsequente Weiterführung des dargestellten Lebensentwurfes. Das autobiografische Werk, in dem der Autor die letzten Monate seines Lebens darstellt, spricht die Lesenden aufgrund des existenziellen Gewichts seiner Thematik an, doch ebenso entscheidend für dessen Wirkung ist

seine Form. Die Fähigkeit des Autors zur Distanzierung gegenüber den belastenden Erfahrungen und eigenen Gefühlen sowie sein Vermögen, diese in einem klaren, analytischen Sprachduktus verdichtet zum Ausdruck zu bringen, macht sein Tagebuch zu einem jener Werke, die, so HERRNDORF bei der Reflexion eigener Lektüren, beim Lesen das Gefühl verleihen, „dass man teilhat an einem Dasein und an Menschen und am Bewusstsein, worüber man sonst im Leben etwas zu erfahren nicht viel Gelegenheit hat, selbst, um ehrlich zu sein, in Gesprächen mit Freunden nur selten und noch seltener in Filmen, und dass es einen Unterschied gibt zwischen [...] dem existenziellen Trost einer großen Erzählung und dem Müll“ (HERRNDORF 2015:109-110).

## Literatur

ARNOLD, UWE-CHRISTIAN (2014): *Letzte Hilfe. Ein Plädoyer für das selbstbestimmte Sterben*. Reinbek bei Hamburg.

BERNING, NORA (2017): *Critical Ethical Narratology as an Emerging Vector of Narrative Theory and Autobiographical End-of-Life Stories*. In: HANSEN, PER KROGH / PIER, JOHN / ROUSSIN, PHILIPPE (eds.): *Emerging Vectors of Narratology*. Berlin, 127-152.

BURK, MAXIMILIAN (2015): ‚*dem Leben wie einem Roman zu Leibe rücken*‘. *Wolfgang Herrndorfs Blog Arbeit und Struktur*. In: KLAPPERT, ANNINA (ed.): *Wolfgang Herrndorf*. Weimar, 85-100.

CADUFF, CORINNE (2013): *Szenen des Todes. Essays*. Basel.

DUSINI, ARNO (2005): *Tagebuch. Möglichkeiten einer Gattung*. München.

GÄRTNER, MARCUS / PASSIG, KATHRIN (2015): *Nachwort*. In: HERRNDORF, WOLFGANG: *Arbeit und Struktur*. Berlin, 461-463.

GERHARDT, PAUL: *O Haupt voll Blut und Wunden*. In: <http://www.bach-cantatas.com/Texts/Chorale071-Eng3.htm> (27.09.2018).

HERRNDORF, WOLFGANG (2015): *Arbeit und Struktur*. Berlin. Auch online einsehbar unter der Adresse <http://www.wolfgang-herrndorf.de/> (30.09.2016).

JAŚTAL, KATARZYNA (2018): *Wolfgang Herrndorfs Arbeit und Struktur. Autobiografisches Schreiben am Rande des Lebens*. In: KITA-HUBER, JADWIGA / KUPCZYŃSKA, KALINA (eds.): *Autobiografie intermedial*. Bielefeld, 459-469.

KALFF, SABINE / VEDDER, ULRIKE (2016): *Tagebuch und Diaristik seit 1900*. In: *Zeitschrift für Germanistik* 53, H. 2:235-242.

LEJEUNE, PHILIPPE (2009): *On Diary*. Translated by Katherine Durnin. Honolulu.

LUCIUS-HOENE, GABRIELE / SCHEIDT, CARL EDUARD (2017): *Bewältigen von Erlebnissen*. In: MARTÍNEZ, MATÍAS (ed.): *Erzählen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, 235-242.

- LÜBBE, HERMANN (1998): *Kontingenzerfahrung und Kontingenzbewältigung*. In: GRAEVENITZ, GERHART VON / MARQUARD, ODO (eds.): *Kontingenzen*, Bd. XVIII. *Poetik und Hermeneutik*. München, 35-47.
- MANGOLD, IJOMA (2013): *Wolfgang Herrndorf: 17.9.2011 18: 29 Ich schlafe mit der Waffe in der Faust, ein sicherer Halt, als habe jemand einen Griff an die Realität geschraubt*. In: *Zeit Online* vom 13. Dezember 2013. <http://www.zeit.de/2013/49/wolfgang-herrndorf-tagebuch> (02.10.2016).
- MICHELBAACH, ELISABETH (2016): „*Dem Leben wie einem Roman zu Leibe rücken*“. *Wolfgang Herrndorfs Blog und Buch Arbeit und Struktur zwischen digitalem Gebrauchstext und literarischem Werk*. In: KREKNIJ, INNOKENTIJ / MARQUARD, CHANTAL (eds.): *Das digitalisierte Subjekt. Grenzbereiche zwischen Fiktion und Alltagswirklichkeit*. Sonderausgabe von *Textpraxis. Digitales Journal für Philologie*. <http://www.uni-muenster.de/textpraxis/elisabeth-michelbach-wolfgang-herrndorfs-arbeit-und-struktur> (02.10.2016).
- NEUFELD, ANNA KATHARINA (2016): *Zwischen Sprachzerfall und Spracherhalt. Zum paradoxen Stimmgefüge in Texten von Tom Lubbock und Wolfgang Herrndorf*. In: *Hermeneutische Blätter* 2/16:80-92.
- PAUER, NINA (2013): *Wolfgang Herrndorf. Er war krank, was sind wir?* In: *Zeit Online* vom 13. Dezember 2013. <http://www.zeit.de/2013/50/wolfgang-herrndorf-tagebuch> (02.10.2016).
- ROSER, TRAUGOTT (2012): *Ars moriendi nova aus Sicht von Theologie und Spiritual Care. Perspektiven zum Sterben. Auf dem Weg zu einer Ars moriendi nova?* In: SCHÄFER, DANIEL / MÜLLER-BUSCH, CHRISTOPH / FREWER, ANDREAS (eds.): *Perspektiven zum Sterben. Auf dem Weg zu einer Ars moriendi nova?* Stuttgart, 171–179.
- RUCHARZ, JENS (2013): *Vom Tagebuch zum Onlinejournal*. In: HALFT, STEFAN / KRAH, HANS (eds.): *Privatheit. Strategien und Transformationen*. Passau, 105-119.
- SCHLINGENSIEF, CHRISTOPH (2009): *So schön wie hier kanns im Himmel gar nicht sein. Tagebuch einer Krebserkrankung*. Köln.
- SIEGEL, ELKE (2016): „*Die mühsame Verschriftlichung meiner peinlichen Existenz. Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“ zwischen Tagebuch, Blog und Buch*“. In: *Zeitschrift für Germanistik*. Vol. 26/ H. 2 (2016), 348-372.
- SONNTAG, SUSAN (1981): *Krankheit als Metapher*. Aus dem Amerikanischen von Karin Kersten, Caroline Neubaur. Frankfurt a. M.
- STREECK, NINA (2016): *Nicht für immer. Ars moriendi nova – Sterbekunst ohne Jenseitsperspektive*. In: *Hermeneutische Blätter* 1/2016:150-160.
- WEHRLI, HANS / SUTTER, BERNHARD / KAUFMANN, PETER (eds.; 2012): *Der organisierte Tod. Sterbehilfe und Selbstbestimmung am Lebensende – Pro und Contra*. Zürich.





JAKUB GORTAT

## **„Berlinka“. Ein besonderer deutsch-polnischer Erinnerungsort**

„Der letzte deutsche Kriegsgefangene“, „ein Zankapfel“, „der letzte ungelöste deutsch-polnische Streit“, „Beutekunst“. Den Schätzen der Preußischen Staatsbibliothek, die seit Kriegsende in mehreren polnischen Bibliotheken, allen voran in Krakau, aufbewahrt werden, wurden verschiedene Bezeichnungen verliehen, die meisten von ihnen durch kriegerische oder affektgeladene Termini geprägt. Die Bedeutung der ‚Berlinka‘ für das kulturelle Erbe Europas sowie ihre lange und verwobene Geschichte erlauben es jedoch, einen viel moderateren und moderneren Terminus zu verwenden: Die kostbaren Bücher sind nämlich ein besonderer deutsch-polnischer Erinnerungsort.

### **„Berlinka“ – a special Polish-German site of memory**

„The last German POW“, „bone of contention“, „the last unresolved dispute between Germany and Poland“, „looted art“. The treasures of the former Prussian State Library, which since the end of the Second World War have been kept in some Polish libraries, mainly in Krakow, have often been described in a belligerent or highly emotive way. The significance of the *Berlinka* for European cultural heritage enables us to use a much subtler and more modern term: the precious works are a unique German-Polish memory space.

### **„Berlinka“ – wyjątkowe polsko-niemieckie miejsce pamięci**

„Ostatni niemiecki jeńiec wojenny“, „kość niezgody“, „ostatni nierozwiązany spór polsko-niemiecki“, „sztuka zabrana Niemcom jako łup“. Skarbom Pruskiej Biblioteki Państwowej, które od czasów zakończenia II wojny światowej są przechowywane w kilku polskich bibliotekach, przede wszystkim w Krakowie, nadano rozmaite epitety, spośród których większość odwołuje się do terminologii wojennej albo jest wysoce afektywna. Znaczenie ‚Berlinki‘ dla kulturowego dziedzictwa Europy, jak i jej długa i skomplikowana historia pozwalają jednak na sięgnięcie po znacznie łagodniejszy i nowocześniejszy termin: cenne książki są bowiem wyjątkowym polsko-niemieckim miejscem pamięci.

Die Frage nach dem rechtmäßigen Verbleib der Bestände der ehemaligen Preußischen Staatsbibliothek, umgangssprachlich auf Polnisch ‚Berlinka‘ genannt,

wurde mehrfach aus unterschiedlichen Perspektiven aufgeworfen, von deutschen und polnischen Autorinnen und Autoren. Die meisten dieser Publikationen konzentrieren sich darauf, die Geschichte der Verlagerung der ‚Berlinka‘ und die Verhandlungen zwischen der Volksrepublik Polen und der Deutschen Demokratischen Republik zu schildern. WERNER SCHOCHOW (vgl. 2003) rekonstruiert beides in seiner Monographie, die die Basis für die deutsche Forschung auf diesem Themengebiet gelegt hat, sowie in zahlreichen Artikeln. Der polnische Journalist WŁODZIMIERZ KALICKI (vgl. 2002) brachte neue Fakten aus der Geschichte der Verhandlungen ans Licht. Er erzählt im spannenden Reportagestil von einigen Eklats, die sich im Laufe der Debatte um die Rückgabe der wertvollen Kunstwerke ereigneten. Die wichtigsten Fakten und Dokumente sind in einem von BEATA JURKIEWICZ (vgl. 2015:117-130) herausgegebenen Sammelband und in der auf Englisch verfassten Arbeit von MAREK SROKA (vgl. 2007:651-664) versammelt. Der Verfasser der jüngst erschienenen Publikation zur ‚Berlinka‘, MICHAŁ J. ŻÓŁTOWSKI (vgl. 2012), legt den Schwerpunkt seiner Analyse auf die Umsetzung einer Rechtstheorie am Beispiel der ‚Berlinka‘. Ziel dieses Textbeitrages ist, die Frage der ‚Berlinka‘ erneut zu behandeln, diesmal aber aus einer neuen Perspektive, die sich auf die berühmte Konzeption der *lieux de mémoire* (Erinnerungsorte) von PIERRE NORA (vgl. 1984) bezieht.

Die in den Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts von PIERRE NORA erarbeitete Konzeption der *lieux de mémoire* erfreut sich bis heute großer Popularität in den Geisteswissenschaften. Der Idee von PIERRE NORA zufolge ist ein *lieu de mémoire* nicht unbedingt ein Ort im topographischen Sinne des Wortes; NORA betont die Bedeutung eines bestimmten Objekts für die Erinnerungskultur einer Nation, das so einen historisch-sozialen Kristallisationspunkt bilde. Ein Erinnerungsort kann daher sowohl ein topographischer Ort oder ein materielles Denkmal sein, ein Kunstwerk, eine Person, ein Ereignis oder eine bedeutsame soziale Idee. Unter den 120 auf tausenden Seiten zusammengetragenen Schlagworten nennt NORA die wichtigsten Themen aus der Geschichte und Tradition Frankreichs, darunter nicht unbedingt große historische Ereignisse, Orte und Personen, sondern auch traditionsstiftende Elemente. Das französische Projekt NORAS genoss im Heimatland des Autors hohes Ansehen und wurde schnell in viele Sprachen übersetzt. Außerdem fand es schnell Nachahmerinnen und Nachahmer in anderen europäischen Ländern, deren Historikerinnen und Historiker die innovative Erzählstrategie den jeweiligen nationalen Kontexten anpassten.

Am Anfang des 21. Jahrhunderts wurde die Idee der *lieux de mémoire* auch auf Regionen angewandt (vgl. MAJERUS 2014:125-128). Geforscht wurde beispielsweise über die kollektive Erinnerung Schlesiens (vgl. CZAPLIŃSKI / HAHN / WEGER 2005), Baden-Württembergs (vgl. STEINBACH / WEBER / WEHLING 2012) und des Saarlands (vgl. BOHR / WINTERHOFF-SPURK 2007). Darüber hinaus gibt es auch Publikationen, die einem bestimmten Land in einer bestimmten Epoche – z. B. dem antiken Griechenland (vgl. STEIN-HÖLKESKAMP / HÖLKESKAMP 2010) – oder einer Religion – z. B. dem Christentum (vgl. MARKSCHIES / WOLF 2010) – gewidmet sind.

Letztendlich hat die ursprünglich national orientierte Konzeption die nationalen Grenzen überschritten und wird angewandt, um trans- bzw. internationale Verflechtungen, Ähnlichkeiten und unterschiedliche Auffassungen von denselben Erinnerungsorten unter die historische Lupe zu nehmen. In den gegenwärtigen Studien zu Erinnerungsorten gelangen Historikerinnen und Historiker, Kulturwissenschaftlerinnen und Kulturwissenschaftler jedoch immer öfter zur Überzeugung, dass im Bereich der Erinnerungskultur klare, einheitliche Grenzen zwischen einzelnen Staaten in vielen Fällen überflüssig und veraltet scheinen. Hagen Schulze und Étienne François etwa, die Autoren von *Deutsche Erinnerungsorte*, weisen auf Fluktuationen der Grenzen und Siedlungsräume sowie auf die Vielfalt von Regionen und Orten hin, „in denen über Jahrhunderte hinweg Deutsche und Nicht-Deutsche zusammenlebten“ (FRANÇOIS / SCHULZE 2001:19), und bedienen sich dazu einer Aussage Goethes, dem zufolge der Deutsche keine nationale, sondern eine Weltbildung habe (vgl. FRANÇOIS / SCHULZE 2001:19). Der transnationale Ansatz ergibt sich BENOIT MAJERUS zufolge aus drei Faktoren. Erstens ist nach dem politischen Umbruch 1989/90 auf politischer Ebene eine Vielzahl von neuen demokratischen Staaten entstanden, die nach Jahrzehnten politischer Abhängigkeit und nach mehrmals abgebrochenen Prozessen der Staatsgründung die Geschichten ihrer Länder ergründen und popularisieren wollten. Zweitens hat sich auch die Perspektive in der historischen Erzählung erheblich gewandelt. Die Geschichte eines Landes wird heutzutage nicht nur von heimischen Historikerinnen und Historikern erzählt und kritisch erörtert. Drittens spielt gegenwärtig der traditionelle Zusammenhang zwischen Identität und geographischem Raum keine so bedeutende Rolle mehr wie zuvor. Identitätsbildung wird durch unterschiedliche, oft nicht materielle, sondern abstrakte Kategorien gefördert. Großen Interesses erfreut sich in der Identitätsforschung seit Kurzem die Region Mittel- und Osteuropa. Nennenswerte Beispiele entsprechender transnationaler Projekte sind: *Gedächtnisorte in Osteuropa. Vergangenheiten auf dem Prüfstand* (JAWORSKI

/KUSBER / STEINDORFF 2003), *Lieux de mémoire en Europe centrale* (BERNARD 2009), *Erinnerungsorte in Ostmitteleuropa: Erfahrungen der Vergangenheit und Perspektiven* (WEBER / PETRANSKÝ / PÓK / PRZEWOŹNIK 2011) und *Transnationale Gedächtnisorte in Zentraleuropa* (LE RIEDER / CSÁKY / SOMMER 2002). Der Mitherausgeber letztgenannter Publikation MORITZ CSÁKY ist einer der stärksten Fürsprecher der Entnationalisierung der Erinnerungsorte und betont, dass die Geschichte der zentraleuropäischen Region mit ihren sich stets ändernden Grenzen, Völkermigrationen und sich überlappenden Kulturen und Sprachtraditionen einer transnationalen Betrachtungsperspektive bedürfe (vgl. KOŃCZAL 2012:17).

Eine ähnliche Grundannahme bildet den Ausgangspunkt für das Projekt *Deutsch-polnische Erinnerungsorte* von HANS HENNIG HAHN und ROBERT TRABA (2015), das aus deutsch-polnischer Perspektive besonders nennenswert ist. Als Nachbarländer teilen Deutschland und Polen mehrere Erinnerungen, die jedoch in beiden Ländern oft unterschiedliche Interpretationen und Beurteilungen erfahren: Es gibt daher sowohl gemeinsame als auch getrennte Erinnerungen und Erinnerungsorte. In den Bänden *Deutsch-polnische Erinnerungsorte* sind mehrere *lieux de mémoire* zu finden, die für beide Länder einen besonderen Bezugspunkt darstellen, z. B. Nikolaus Kopernikus, Günter Grass oder die verlorene Heimat. Die Autorinnen und Autoren der mehrbändigen Publikation zeigen, dass manche Erinnerungsorte sowohl in Deutschland als auch in Polen bei der kollektiven Vorstellung eine wichtige Rolle spielen, wobei andere sich parallel auf eine bestimmte Idee oder Deutungsmuster beziehen wie große Dichterfiguren (Goethe/Mickiewicz), Verräter (Wallenstein/Radziwiłł) oder geografische Orte, die mythologisiert wurden (Rhein/Weichsel).

Die Schlüsselkategorien, die in NORAS Verständnis eher metaphorischer Art waren, lassen sich heute aufgrund der Erkenntnisse anderer Forscherinnen und Forscher näher definieren. Zu der ersten gehört die ‚kollektive Identität‘ unter besonderer Berücksichtigung der Vergangenheit. Erinnerungsorte sind demnach Überlieferungen, in denen sich die Vorstellung einer Gesellschaft (oder allgemein eines Kollektivs) von sich selbst verdichtet. Zweitens kann von einem Erinnerungsort die Rede sein, wenn ein Objekt infolge neuer Deutungen, Marginalisierung und Verdrängung oder Abneigung, aber auch aufgrund von Neuentdeckung und Hervorhebung eine neue Geschichte gewinnt. Diese Geschichte nennt NORA ‚histoire au second degré‘ (‚Geschichte zweiten Grades‘) (NORA 2002:26-30). Die Erinnerungsorte sind anfällig für Instrumentalisierungen ihrer Symbolik durch verschiedene Personen, die wie Historikerinnen und Historiker oder Politikerinnen und Politiker die kollektive Erinnerung

beeinflussen. PRZEMYSŁAW CZAPLIŃSKI erklärt das Phänomen *lieux de mémoire* folgendermaßen: „Die Geschichte der Erinnerungsorte ist also keine Geschichte all dessen, was geschehen ist, sondern dessen, was Einfluss ausübte oder weiterhin ausübt, indem Verhaltensweisen modelliert, kollektive Biografien geordnet und die Welt beschreibende Metaphern nahegelegt werden.“ (CZAPLIŃSKI 2012:30)

Es gibt keine verbindliche Liste der Erinnerungsorte eines Landes oder eines transnationalen Raumes oder anders formuliert: Die Entscheidung, welche Objekte als Erinnerungsorte anerkannt werden dürfen und welche nicht, trifft jede Wissenschaftlerin und jeder Wissenschaftler neu. Die in Polen befindlichen Bestände der ehemaligen Preußischen Staatsbibliothek sind von den Verfassern der *Deutsch-polnischen Erinnerungsorte* nicht berücksichtigt worden. Ich aber vertrete die These, dass die „Berlinka“ nicht nur als deutsch-polnischer Erinnerungsort bezeichnet werden darf, sondern auch das Potenzial hat, ein europäischer *lieu de mémoire* zu werden. Die deutsch-polnische „Geschichte zweiten Grades“ der „Berlinka“ ist zwar relativ kurz (auf ungefähr 70 Jahre begrenzt), illustriert aber ein diplomatisches und mediales Ringen um wertvolle Kulturgüter und kann als eine symbolische Betrachtung der deutsch-polnischen Nachkriegsbeziehungen dienen.

Die Preußische Staatsbibliothek war vor Kriegsbeginn 1939 die größte Bibliothek des gesamten deutschsprachigen Raumes. Sie verfügte u. a. über drei Millionen Bände Druckschriften, 360.000 Notendrucke und 7.400 Inkunabeln<sup>1</sup> und stand 1941 zum ersten Mal vor der Notwendigkeit der Evakuierung. Die Bibliothek, die 1661 von Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg gegründet worden war, war über Jahrzehnte durch zum Teil sehr kostbare Neuerwerbungen gewachsen. Zu den wertvollsten Beständen der Sammlung gehörten Musikhandschriften der wichtigsten Komponisten des deutschsprachigen Raums (darunter von Mozart, Beethoven, Bach und Haydn), Autografen u. a. von Lessing, Goethe und Kleist sowie unzählbare alte Drucke, Postkarten, mittelalterliche und neuzeitliche Handschriften, Zeitungen und Zeitschriften, Karten, Mikrofiche und andere materielle Werke, die für die deutsche Kultur von größter Bedeutung sind. Im Jahr 1784 wurde für die Bibliothek ein eigenständiges Gebäude an der Westseite des Opernplatzes in Berlin erbaut. Es blieb das Domizil der Bibliothek bis 1914, als die Errichtung des Neubaus Unter den Linden fertig war. Bis 1939 blieben die kostbaren Bestände unversehrt und

---

<sup>1</sup> Deutsche Staatsbibliothek zu Berlin: <http://staatsbibliothek-berlin.de/ueber-uns/geschichte-der-bibliothek.html> (07.07.2017).

unter einem Dach aufbewahrt. Die Auslagerung der Bestände während des Zweiten Weltkrieges ergab sich aus der Notwendigkeit, sie vor den Folgen des Luftkriegs zu schützen. Die erste Verlagerungsaktion fand am 26. August 1939 statt. Einige Teile der Sammlung wurden ins gegenüberliegende Gebäude des Reichswirtschaftsministeriums transportiert. Hierzu gehörten vor allem verschiedene Handschriften und Landkarten (vgl. SCHOCHOW 2003:4). Da Berlin zunächst von den Luftangriffen verschont worden war, fing die erste Etappe der richtigen Auslagerung erst im Frühling 1941 an. Die zweite Phase begann 1942 und dauerte bis zum Frühjahr 1943. Die dritte, prompteste und in ihrem Ausmaß größte Etappe wurde im Oktober 1943 angeordnet und durch die Winteroffensive der Roten Armee im Januar 1945 unterbrochen. Zu Depots wurden von Kriegshandlungen entfernte Burgen, Schlösser, Klöster sowie Salzgruben bestimmt, die in verschiedenen Teilen des Landes ausfindig gemacht wurden (genauer in Brandenburg, Schlesien, Pommern, Sachsen, Hessen, Franken, Württemberg und Nordböhmen).

In den später polnischen Gebieten lagen elf (von insgesamt 34) Aufbewahrungsorte der Preußischen Staatsbibliothek. Je nach Ort erlitten die Bestände sehr unterschiedliche Schicksale. In den ersten Nachkriegsmonaten blieben die Bestände in einigen Depots völlig oder fast vollständig unversehrt, wohingegen den Beständen an anderen Aufbewahrungsorten irreparable Schäden zugefügt wurden. Vom Februar 1945 bis zum Sommer 1946 wurden mindestens 300.000 Bände zerstört. Weitere 400.000 Bände musste man als verschollen erklären (vgl. SCHOCHOW 2003:122). Die größte und wertvollste Sammlung im Kloster Grüssau (heute Krzeszów) überdauerte die Kriegshandlungen und die Verschiebung der Westgrenze Polens völlig unberührt. Die dort befindlichen Bücherkisten wurden von den Benediktinern, die nach Kriegsende ins Kloster zurückgekehrt waren, bis Anfang Mai 1946 aufs sorgsamste behütet. Nach einer oberflächlichen Prüfung des Inhaltes der Kisten wurden sie auf vier Bahnwaggons geladen und nach Krakau transportiert. Dorthin kamen die Kisten vermutlich gleichzeitig mit der Zeitungssammlung aus Karpniki (ehemals Fischbach). Der Transport aus Grüssau wurde zuerst an verschiedenen Orten in Krakau ausgeladen, das Endziel war allerdings die Jagiellonen-Bibliothek der Krakauer Universität (Biblioteka Jagiellońska). Die Bestände der übrigen Depots wurden an die neu gegründeten staatlichen Institutionen übergeführt; u. a. an die Universitätsbibliotheken in Lodz und Lublin.

Mit der nach 1945 einsetzenden Teilung Deutschlands wurden zwei Nachfolgeinstitutionen der Preußischen Staatsbibliothek eingerichtet: die Deutsche

Staatsbibliothek in Berlin (Ost) und die Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin (West). Erst 1992 konnten die beiden Bibliotheken zusammengeführt werden. Der seither geführte Name lautet Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz.

Wie alle anderen durch Nazi-Deutschland besetzten Länder fiel mittlerweile auch Polen einer Kulturraubpolitik zum Opfer. Im Gegensatz aber zu den westlichen Ländern wie Frankreich oder Belgien, wo vor allem der jüdische und nicht der staatliche Kulturbesitz ‚sichergestellt‘ wurde (vgl. FREITAG 2006:29), erlitten die polnischen Kulturinstitutionen erhebliche Verluste; nicht so sehr aufgrund der Kriegshandlungen als vielmehr infolge einer vorsätzlichen, rassistischen Politik Slawen gegenüber, die nach der Nazi-Ideologie der deutschen ‚Kultur‘ untergeordnet werden sollten. Die Beschlagnahmung zahlreicher Kunstwerke und ihre Auslagerung, aber vor allem kaltblütig durchgeführte Zerstörungen der Kulturgüter als eine Art Demütigung der beherrschten Bevölkerung machten die deutsche Raubaktion in den ‚Ostländern‘ zu einem außergewöhnlichen Verbrechen (vgl. LYNN 1997:86-94). Die brutale und demütigende Haltung der deutschen Besatzung veranschaulicht ein Zitat von Heinrich Himmler:

Ich will damit sagen, dass wir nicht nur das größte Interesse daran haben, die Bevölkerung des Ostens nicht zu einen, sondern im Gegenteil in möglichst viele Teile und Splitter zu zergliedern. Aber auch innerhalb der Völkerschaften selbst haben wir nicht das Interesse, diese Einheit und Größe zu führen, ihnen vielleicht allmählich Nationalbewusstsein und nationale Kultur beizubringen, sondern sie in unzählige kleine Splitter und Partikel aufzulösen. (zit. nach Brenner 1963:131).

Auf dem besetzten polnischen Gebiet waren neben Militäreinheiten wie Wehrmacht oder SS mehrere Zivileinrichtungen tätig, die die Raubpolitik umsetzten.<sup>2</sup> Das Gesamtausmaß der Verluste in der polnischen Kultur ist bis heute schwer einschätzbar (vgl. KOWALSKI / KUHNKE 2011:9-10). Im Laufe der Zeit entstanden mehrere Berichte und Zusammenfassungen dazu.<sup>3</sup>

---

<sup>2</sup> Es handelte sich vor allem um Einrichtungen wie den Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg, den Sonderauftrag Linz, das Sonderkommando Künsberg, das ‚Ahnenerbe‘ der SS sowie die sog. Dienststelle Kajetan Mühlmann, die wertvolle Kunstwerke für wichtige Personen im Reich beschlagnahmten (vgl. VOLKERT 2007:30-36).

<sup>3</sup> Vor allem zwei Institutionen nahmen sich vor, alle Kulturverluste bereits ab November 1939 zu verzeichnen: ‚Komisja Rewindykacyjna‘ (‚Kommission für Revin-

Das polnische Beamtentum versuchte bereits vor Kriegsende die geraubten Kulturgüter zurückzuführen. Dank der großen Verdienste polnischer Kunsthistorikerinnen und -historiker wurden mehrere Objekte erfolgreich zurückgewonnen. Im Laufe der Zeit wurden ihre Bestrebungen jedoch immer erfolgloser. Die Bedingungen für die Rückführungsaktionen wurden harscher, der Eisernen Vorhang senkte sich, und es wechselten die Gesprächspartner für Polen: Nach 1949 war dies die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik und nicht mehr die Vertreterinnen und Vertreter der einzelnen Besatzungszonen. Die Übernahme der Bücher der Preußischen Staatsbibliothek durch Polen war keine wilde spontane Aktion, sondern eine Maßnahme im Rahmen einer größeren Bestrebung, alle vorher geraubten, nun aber verlassenen Kulturgüter zu identifizieren und zu befördern. Die ‚Berlinka‘ wurde zusammen mit anderen deutschen Kulturgütern dadurch inoffiziell als Ersatzrestitution übernommen (vgl. KOWALIK 2007; KALICKI 2001). Die ‚Geschichte zweiten Grades‘ der kontroversen Bibliothekssammlung beginnt nach 1945, als die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Staatsbibliothek erste Vorkehrungen trafen, um den verschollenen Teil der Bestände zu lokalisieren und zurückzugewinnen. In seinem Brief an die Verwaltung der Abtei Grüssau vom Februar 1946 wollte sich der neue Direktor der Deutschen Staatsbibliothek (Berlin-Ost) Rudolf Hoecker informieren lassen, „in welchem Zustand sich die Bücher augenblicklich befinden“.<sup>4</sup> Noch im selben Jahr wandte er sich an den Oberbürgermeister Berlins Arthur Werner mit der Bitte um Intervention bei den Militärbehörden der sowjetischen Besatzungszone, um alle evakuierten Bücher zurückzubekommen (vgl. KALICKI 2002:367). Weil der Oberbürgermeister seine Initiative billigte, bereitete Hoecker jeweils einen Brief an die lokalen polnischen Behörden der Städte vor, in die die Bücher während des Kriegs verlagert worden waren.

---

dikation‘, eine Untergrundeinrichtung) und ‚Biuro Rewindykacji Strat Kulturalnych‘ (‚Büro für Revindikation der Kulturverluste‘ bei der polnischen Exilregierung in London) unter Leitung des Kunsthistorikers Karol Estreicher. Mitte 1944 fertigte Estreicher eine Liste aller dokumentierten Verluste der polnischen Kultur an. Sie wurde noch vor dem Ausbruch des Warschauer Aufstandes erstellt, berücksichtigte also nicht die riesigen Verluste, die der Stadt durch die geplante Sprengung und Inbrandsetzung zugefügt wurden. Die Liste der vernichteten oder geraubten Kulturobjekte umfasst u. a. 22 Mio. Bücher, 459.229 Museumsexponate, 293.580 Abbildungen, 9.869 Gemälde und 5.238 Skulpturen (vgl. ESTREICHER 2003:8-9).

<sup>4</sup> Archiv IIIA der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz, A-36, Archivakt 5.



Dieser Brief wurde jedoch aus unklaren Gründen nie verschickt. Hoecker überlegte auch, sich an die polnische Militärmission zu wenden, um eine gegenseitige Rückgabeaktion anzubieten (vgl. SCHOCHOW 2003:131; KALICKI 2002:370).

1950 kam es in der Stadt Görlitz zur offiziellen politischen Aussöhnung zwischen der neu gegründeten Deutschen Demokratischen Republik und der Republik Polen. Neben der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze wurden noch zusätzliche Protokolle unterzeichnet, die die Zusammenarbeit in Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur voraussetzten. Die neue politische Konjunktur ließ Hoecker nicht ungenutzt verstreichen. Noch im selben Jahr wandte er sich an den DDR-Außenminister Georg Dertinger. Seine Bitte stieß jedoch auf taube Ohren (vgl. MATELSKI 2005:215-217). Dem vorausgegangen waren indes weitere Gespräche mit dem Delegierten aus Warschau über die Frage der Kompensation für die verlorenen Kulturgüter.<sup>5</sup> Ein solcher Austausch fand aber später nie statt. Auch eine Geschäftsreise zweier Wissenschaftler nach Warschau im Jahr 1955 ergab keinen Durchbruch.<sup>6</sup> Erst 1957 erfolgte der erste Restitutionsversuch. Das polnische Kultusministerium befahl der Jagiellonen-Universität, die preußische Sammlung zu ordnen und für die Finanzierung der Rückgabeaktion aufzukommen, doch noch in der Phase der Vorbereitung geriet diese Aktion aus unbekanntem Gründen ins Stocken.

1960 gab das Zentrale Antiquariat der DDR mit Sitz in Leipzig bekannt, dass in vielen Städten Polens Bücher mit Signaturen der Preußischen Staatsbibliothek zur Versteigerung freigegeben wurden. Diese Entdeckung ließ in der DDR vermuten, dass mindestens ein Teil der evakuierten Sammlung nicht von der Roten Armee übernommen wurde. Auf einen geharnischten Brief von Horst Kunze (seit 1950 Generaldirektor der Deutschen Staatsbibliothek in Ostberlin) entgegnete der DDR-Außenminister Lothar Bolz, dass das Anliegen ein sehr heißes Eisen sei und dass es nicht im Interesse des Ministeriums liege, sich damit zu befassen (vgl. MATELSKI 2003:42).

Augenscheinlich übte die ostdeutsche Diplomatie doch Druck auf Polen aus, da es 1965 zu einem Durchbruch im Kampf gegen die Vertuschungspolitik

---

<sup>5</sup> Das ergibt sich aus den Berichten mit dem Titel *Rückführung der nach Schlesien und Pommern verlagerten Bestände der Öffentlichen Wissenschaftlichen Bibliothek* vom Mai 1953. Die Autorschaft der Berichte ist anhand der Unterschrift nicht zu erkennen (vgl. Archiv IIIA der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz, A-36-6, Archivakte 18, 19 u. 20).

<sup>6</sup> Vgl. Archiv IIIA der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz, A-36-6, Archivakt 15.

kam. Im Mai unterzeichneten das polnische Ministerium für Hochschulwesen und das Staatssekretariat für Hoch- und Fachschulwesen der DDR einen Vertrag über die Überreichung der aus Deutschland stammenden Bücher und Zeitschriften, die sich infolge der Kriegshandlungen nun zufällig auf polnischem Boden befanden. Die Aktion wurde als ein Geschenk anlässlich des 20. Jahrestags der Volksrepublik Polen und des 15. Jahrestags der Deutschen Demokratischen Republik bezeichnet. Übergeben wurden 127.000 Bände (jedoch nicht die wertvollsten), etwa 92.000 davon aus der Preußischen Staatsbibliothek. Um den Anschein zu erwecken, dass sie sich an mehreren Orten befanden, wurden an der Aktion auch Bibliotheken in Lodz, Warschau, Breslau und Lublin beteiligt. Nach dem Transport wurde mitgeteilt, dass die Jagiellonen-Bibliothek keine Werke der Preußischen Staatsbibliothek mehr besitze.

Unabhängig von den Bemühungen der Staatsbibliothek kamen auch manche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der ‚Berlinka‘ in Krakau auf die Spur. Ihre Bestrebungen, in den von ihnen ausgewählten Teilen der Sammlungen zu forschen, erhöhten den Druck auf die Leitung der Krakauer Bibliothek. Im Juli 1975 erschien in der Zeitung *Kölnische Rundschau* ein Artikel über die Bergung des Schatzes von Grüssau in Polen (vgl. KALICKI 2002:395). Am 26. April 1977, knapp einen Monat vor dem geplanten Besuch des 1. Sekretärs der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei Edward Gierek in Berlin, veröffentlichte die Presse eine offizielle Meldung der Polnischen Presseagentur (PAP), laut der die jahrelang geführten Recherchen, die von Berlin angefragten Werke zu finden, zu einer wertvollen Entdeckung geführt hätten. Die gefundenen Sammlungen seien nun gründlichen Untersuchungen sowie einer Einschätzung und Registrierung unterzogen worden (vgl. KALICKI 2002:401). Im Mai 1977 überreichte Gierek dem DDR-Staatschef Erich Honecker drei Kästchen mit Beethovens Neunter Sinfonie und Mozarts kompletter Jupitersinfonie sowie zwei Klavierkonzerte von Bach und dessen 3. Sonate für Flöte und Klavier. Im Austausch erhielt Gierek von Honecker ein Porträt von König Johann III. Sobieski aus dem 17. Jahrhundert. Die Übergabe der Geschenke und die Unterzeichnung eines neuen Friedensvertrags spielte jedoch keine so große Rolle, wie die offiziellen Propagandaquellen es darstellten. Zurückgegeben wurde nur ein geringer Teil der Sammlungen. Auch Polen konnte sich kaum damit abfinden, dass die polnischen Werke so ungern und langsam zurückgegeben wurden. Deswegen wurden die ostdeutsch-polnischen Gespräche im Rahmen eines internationalen Ausschusses zu Kulturgütern im Juli 1977 (neu) aufgenommen. Die Konsultationen gerieten bald ins Stocken. Grund dafür dürften

zu hohe Forderungen Polens gewesen sein (vgl. MATELSKI 2003:228). Die Vertuschungspolitik um die „Berlinka“ endete 1981 endgültig, als der Krakauer Teil der Sammlung zur Verfügung gestellt wurde.

Angesichts des immer stärkeren diplomatischen Drucks seitens der DDR gab General Wojciech Jaruzelski, Präsident des polnischen Staatsrates, eine rechtliche Expertise in Auftrag. Die zwei Experten Krzysztof Skubiszewski und Marian Wojciechowski stellten 1987 fest, dass nur Polen diese Kulturgüter beanspruchen dürfe (KALICKI 2002:419).

Nach dem politischen Umbruch erklärten sich die BRD und Polen bereit, konstruktive und freundschaftliche Beziehungen aufzunehmen. Trotzdem mussten Deutschland und Polen verschiedene Streitpunkte überwinden. Hierzu zählte u. a. die Frage der Restitution der Kulturgüter. 1991 entstand eine deutsch-polnische Expertenkommission. Die Gespräche in der ersten Phase der Restitutionsverhandlungen erwiesen sich als erfolgreich. Polen wurde 1992 der Posener Goldschatz überreicht, eine umfangreiche, circa 1.000 Stück zählende Schmuck- und Münzensammlung, die während des Kriegs aus dem Archäologischen Museum in Posen geraubt worden war und die sich später in der Stiftung Preußischer Kulturbesitz befand. 1993 erfolgte die Rückgabe von Teilen des sogenannten Ferber-Altars der Danziger Marienkirche aus der Kunsthalle Hamburg. Nach der vierten Verhandlungsrunde der Expertenkommission, die im Juni 1993 stattfand, kam der Austausch von Kulturgütern allerdings zum Stillstand (vgl. JURKOWICZ 2015:123-125). Die Expertenkommission wurde aufgelöst, doch 1995 präsentierte der polnische Regierungsbeauftragte Tadeusz Polak eine Liste mit 114 Werken von besonderem Wert samt aktuellem Standort und vollständiger Unterlagen, die die Abfuhr aus dem besetzten Polen bestätigten. Bis heute wurden nur einige der aufgelisteten Objekte restituiert. Im März 1997 sorgte die deutsche Diplomatie für einen Eklat (vgl. HELLER 2016). Der deutsche Konsul Laurid Hölscher beschwerte sich in seiner Rede anlässlich des Beethoven-Festivals und der Präsentation aller Teile der 8. Sinfonie des Komponisten in der Jagiellonen-Bibliothek in Krakau:

Wenn man sich hier die gesamte Handschrift der 8. Sinfonie zum ersten Mal seit über 50 Jahren anschauen kann, dann ist das ein Zeichen der kulturellen Gemeinschaft, aber bitte, verstehen Sie mich nicht falsch, wenn ich sage, dass diese durch den Krieg getrennten Teile zueinander gehören und dass sie als Gesamtheit an ihren Ursprungsort – Berlin – transportiert werden sollten (ZWIERCAN 1997:3-4; übersetzt v. J. G.).

Als nächstes kam der Direktor der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz Antonius Jammers zu Wort. Er versuchte, die Situation zu retten, indem er die Tatsache betonte, dass die Sammlung weder als Vergeltung vernichtet noch geraubt worden war, was die Bücher vor einem Abtransport nach Moskau verschont hatte. Gleichzeitig wandte er sich mit einem Angebot an Polen: Im Tausch für die Rückgabe der deutschen Bestände schlug er finanzielle Unterstützung für den Ausbau der Krakauer Bibliothek vor. Prompt reagierte darauf der Rektor Aleksander Koj in einer kurzen, vorher nicht geplanten Ansprache. „Wir werden die politischen Diskussionen nicht fortsetzen. Wir versammelten uns hier zum Anlass eines kulturellen Ereignisses“ (KALICKI 2002:352; übersetzt v. J. G.), so der Rektor, bevor er die Gäste einlud, sich die Ausstellung anzusehen.

Auf negative Reaktionen in Polen stieß der ebenfalls 1997 erstattete Bericht der Bundesregierung über kulturelle Verluste Polens im Zweiten Weltkrieg, laut dem die Anzahl der in Polen vernichteten Mobiliarkulturobjekte 34.362 Stück betrug, was hinsichtlich der tatsächlichen weitaus höheren Zahl keinesfalls stimmte (vgl. PRUSZYŃSKI 2001:414-415). Überdies wurde im Bericht festgestellt, dass für die Vernichtung der Kunstwerke die Wehrmacht verantwortlich war, was nur teilweise dem Sachverhalt entsprach.

Wenngleich Deutschland mit anderen Ländern erfolgreiche Rückführungsgespräche führte (zurückgegeben wurden Kunstwerke aus der Ukraine, Georgien, Aserbaidschan und Armenien), sind Polen und Russland die einzigen Staaten, mit denen Deutschland keinen Kompromiss in der Restitution erreichte. Einzelne Gesten von polnischer Seite konnten diesen Zustand kaum ändern. Die Frage der eventuellen Übergabe der ‚Berlinka‘ warf etwa im Dezember 1998 der polnische Präsident Aleksander Kwaśniewski auf. Im Interview mit dem *Tagesspiegel* räumte er ein, dass für ihn die Rückkehr der ‚Berlinka‘ nach Berlin vorstellbar sei unter der Voraussetzung, dass Berlin den ersten Schritt mache (vgl. MARSCHALL 1998).

Im Jahr 2000 bot der Besuch von Bundeskanzler Gerhard Schröder in Warschau Gelegenheit für eine spektakuläre Geste des damaligen polnischen Ministerpräsidenten Jerzy Buzek – die Übergabe der 1522 entstandenen *Biblia Latina*. Buzek rechnete vermutlich damit, dass die Übergabe der Luther-Bibel eine gegenseitige Aktion hervorrufen würde. Diese kam aber nicht zustande. Das Ereignis stieß in Polen auf herbe Kritik vieler Politikerinnen und Politiker und der Medien (vgl. BIENKOWSKA 2002:2).

Tono Eitel, der Sonderbotschafter für die Rückführung kriegsbedingt verlagerter Kulturgüter, verschärfte 2007 die Debatte. Eitel, kundiger Jurist und Diplomat, nannte die „Berlinka“ im Interview mit der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 26. Juli 2007 „den letzten Kriegsgefangenen“ (SCHULLER 2007). Unumwunden räumte er ein, dass die rechtliche Lage klar sei und in der Streitigkeit mit Polen die Bundesregierung unbestreitbar Recht habe. Dass polnische Expertinnen und Experten einen ganz anderen Standpunkt vertraten, insbesondere hinsichtlich der Auslegung der Haager Landeskriegsordnung (vgl. BECKMANN 2008:18-19), verschwieg er. Darüber hinaus verglich er die in Polen befindlichen Bestände mit den Gütern, die in die Sowjetunion transportiert wurden, indem er diese ebenso als „Beutekunst“ betitelte (SCHULLER 2007). Diese Aussage sorgte für besondere Empörung und machte jegliche Perspektive der Streitlösung zunichte.

Die anscheinende Unlösbarkeit des Streits resultiert u. a. aus der unterschiedlichen Auslegung des internationalen Rechts. Von essenzieller Bedeutung sind vor allem drei rechtliche Grundlagen. Die erste ist die oft zitierte Haager Landkriegsordnung (HLKO) von 1907. Die HLKO zielt darauf ab, der seit Jahrhunderten geltenden Praxis der Konfiszierung oder Vernichtung des Kulturguts eines besiegten Landes zum Zwecke der Erniedrigung Einhalt zu gebieten. Gemäß Art. 27 sollen bei Belagerungen und Beschießungen alle erforderlichen Vorkehrungen getroffen werden, um die dem Gottesdienste, der Kunst, der Wissenschaft und der Wohltätigkeit gewidmeten Gebäude, die geschichtlichen Denkmäler, die Hospitäler und Sammelplätze für Kranke und Verwundete so viel wie möglich zu schonen, vorausgesetzt, dass sie nicht gleichzeitig zu einem militärischen Zwecke Verwendung finden.<sup>7</sup>

Der darauffolgende Art. 28 nimmt Städte und Siedlungen in Schutz: Es ist untersagt, sie der Plünderung preiszugeben. Gemäß Art. 56 hingegen ist das Eigentum der Gemeinden und der dem Gottesdienste, der Wohltätigkeit, dem Unterricht, der Kunst und der Wissenschaft gewidmeten Anstalten, auch wenn diese dem Staate gehören, als Privateigentum zu behandeln. Jede Beschlagnahme, absichtliche Zerstörung oder Beschädigung von derartigen Anlagen, von geschichtlichen Denkmälern oder von Kunstwerken ist untersagt und soll geahndet werden.

---

<sup>7</sup> *Abkommen, betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkriegs. Vom 18.10.1907:* [http://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument\\_de&dokument=0201\\_haa&object=translation&l=de](http://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument_de&dokument=0201_haa&object=translation&l=de) (15.09.2017).

Selbstverständlich finden Artikel 27 und 28 im Fall der ‚Berlinka‘ keine Anwendung. Die ‚Berlinka‘ wurde nicht im Rahmen einer Plünderungsaktion konfisziert, sondern friedlich übernommen und vor Vernichtung gesichert. Von den im Art. 56 genannten rechtswidrigen Akten wie Zerstörung oder Beschädigung kann ebenfalls keine Rede sein. Das Argument, dass Art. 56 gelte, da die ‚Berlinka‘ beschlagnahmt worden sei, lässt sich leicht anfechten. Erstens gilt die HLKO nur bei Kriegshandlungen, und die deutschen Bestände wurden erst nach Kriegsende ‚beschlagnahmt‘. Zweitens werden in der HLKO nur solche Situationen erörtert, in denen ein Gebiet samt Kulturgütern durch fremdes Heer besetzt wird. Daher ist in der Konvention nur die Rede von rechtswidrigen Tätigkeiten, die ein feindliches Heer verübt. Im vorliegenden Fall wurden aber die Kulturgüter durch Zivilbehörden übernommen.

Weitere Kontroversen betreffen die angeblich nicht rechtsbindende Wirkung der Nachkriegsrechtsnormen. Polnische Expertinnen und Experten weisen auf zwei Bestätigungen der neuen Rechtsordnung hin: auf das Potsdamer Abkommen von 1945 und das Dekret über das verlassene und ehemals deutsche Vermögen der polnischen Regierung von 1946. Die Bestimmungen der Potsdamer Konferenz regelten u. a. die Frage der Reparationen für die Verluste und die Leiden, die Deutschland anderen Nationen zugefügt hatte. Es wurde beschlossen, dass die UdSSR die Reparationsansprüche Polens aus ihrem eigenen Anteil an Reparationen begleichen würde. Was die Übernahme der deutschen Gebiete durch Polen anbelangt, wurde im Abkommen festgelegt, dass die Westgrenze Polens bis zur endgültigen Bestimmung in einer Friedenskonferenz unter die Verwaltung des polnischen Staates übergehen sollte. Nach Auffassung von Tono Eitel (die er in einem Interview mit der polnischen *Gazeta Wyborcza* vom 4. August 2007 äußerte) sei der Verzicht Polens auf Kriegsreparationen aus der DDR von 1953 von entscheidender Bedeutung. Auf den Einwurf des polnischen Journalisten, dass die Entscheidung durch die Sowjetunion auferlegt worden war, erwiderte Eitel, dass Recht Recht sei (vgl. WIELIŃSKI 2007).

Zur Verstrickung des Streits trug außerdem das gewaltige Ausmaß der Kulturverluste Polens bei. Man darf wohl zu behaupten wagen, dass die Rückgabe der ‚Berlinka‘ selbstverständlicher wäre, wenn die damalige Besatzungsmacht polnische Kunstwerke genauso wie die aus den westeuropäischen Ländern behandelt hätte. Auch die Trennung Europas in zwei politische Blöcke erschwerte jahrelang eine deutsch-polnische Aussöhnung und eine Lösung im Hinblick auf die ‚wunden‘ Punkte. Des Weiteren kann der Streit mittels des Völkerrechts nicht entschieden werden. Kurzum, die HLKO von 1907 stattete

die daran interessierten Personen mit keinen rechtlichen Instrumenten zwecks besonderen Schutzes der kriegsbedingt ausgelagerten Kulturgüter aus. Solche Sondersituationen umfasste indes die neue Haager Konvention von 1954, die sich ausschließlich dem Schutz von Kulturgütern bei bewaffneten Konflikten widmet. Ein neuer Aspekt ist z. B. die vorgesehene Gewährung des Sonder-schutzes der transportierten Kulturgüter vor Beschlagnahme, Wegnahme und Ausübung des Krisenrechts. Die Konvention ist aber erst 1954 in Kraft getreten und laut dem Prinzip *lex retro non agit* kann sie nicht in Bezug auf die „Berlinka“ angewandt werden.

Der rechtliche Akt, der die deutsch-polnischen Beziehungen in gegenwärtigen Realien der Zusammenarbeit und Freundschaft verankert, ist der Nachbarschaftsvertrag von 1991. Grundlegend für weitere Vereinbarungen im Bereich der Restitution der Kulturobjekte ist Artikel 28 des Vertrags über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit, insbesondere der folgende Absatz: „Im gleichen Geiste sind die Vertragsparteien bestrebt, die Probleme im Zusammenhang mit Kulturgütern und Archivalien, beginnend mit Einzelfällen, zu lösen“.<sup>8</sup>

Im Laufe der Zeit entstanden mehrere Vorschläge zur Problemlösung. 2007 plädierte die SPD-Abgeordnete Angelika Schwall-Düren, dass in der Zeit der offenen Grenzen die Frage der „Berlinka“ gegenstandslos sei. „Die Kulturgüter, die einst einem europäischen Staat gehörten, werden für alle zugänglich werden, indem sie gleichzeitig dort bleiben, wo sie sind“ (JENDROSZCZYK 2007). Schwall-Düren gab indes zu, ihre Stellung sei nicht die offizielle Haltung der Bundesregierung, sondern ein Anzeichen, dass nicht alle Politikerinnen und Politiker in Berlin in gleichem Maße auf die Rückführung der „Berlinka“ bestehen. Mit dem Vorschlag der Einrichtung eines neuen Gebäudes am Rande des Henryk-Jordan-Parks in Krakau oder des Baus einer europäischen Forschungseinrichtung meldete sich der deutsche Schriftsteller STEPHAN WACKWITZ zu Wort. „Die *Berlinka* wäre dann zwar nicht wieder unser, aber sie würde uns in einem weiteren und vielleicht höheren Sinn wieder gehören“ (WACKWITZ 2007), fasste er sein Konzept zusammen. Eine Zwischenlösung schlug hingegen Günter Grass vor: „Die deutschen Kulturgüter könnten in einem Museum auf einer Oderbrücke beispielsweise bei Frankfurt an der Oder

---

<sup>8</sup> Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit vom 17. Juni 1991: <http://www.polen.diplo.de/contentblob/4070198/Daten/126388/vertrag1761991.pdf> (18.07.2017).

ausgestellt werden als ein gemeinsames, europäisches Kulturerbe“ (zit. nach SCHMIDTENDORF 2011-2002:116). An einer eventuellen gegenseitigen Restitution mit der Parität 1:1, die der polnische Abgeordnete Paweł Zalewski vorschlug, ist die Jagiellonen-Universität nicht interessiert. Würde sie die Lösung akzeptieren, dass Polen für ein zurückgegebenes Buch auch ein Buch mit demselben oder einem ähnlichem Wert zurückerhält, so würde dies bedeuten, dass sich beide Seiten etwas schuldig seien. Solch ein Tausch könne die Unterscheidung zwischen Täter und Opfer anfechten. Der Kunstsammler Tomasz Niewodniczański<sup>9</sup> vertrat den Standpunkt, dass die Bundesregierung eine Kulturstiftung einrichten sollte, um die versteigerten polnischen Kunstwerke zu erwerben und rückzuführen. Um dieses Ziel zu verwirklichen, müsste diese Stiftung über ein Milliardenkapital verfügen (vgl. KNAP 2002). Dieser Vorschlag fand keine Akzeptanz in Deutschland.

Weitere Vorschläge umfassten die Ergebnisse des Projekts der deutsch-polnischen Kopernikus-Gruppe.<sup>10</sup> Die Gruppe stellte sie in ihrer Denkschrift im November 2000 vor, deren Text die *FAZ* der Öffentlichkeit zugänglich machte (vgl. BINGEN / WÓYCICKI 2007:20-29). Die Autoren des Vorschlags gingen zunächst davon aus, dass der erste Schritt eine grundsätzliche Verständigung über die deutsch-polnische Geschichte der verschollenen Kulturgüter sein sollte (vgl. TRABA 2004:480). Die Gruppe stellte zwei Lösungen vor. Die erste

---

<sup>9</sup> Tomasz Niewodniczański (1933-2010) – polnischer Kernphysiker und einer der größten Kunstsammler Europas, besaß mehrere Werke polnischer Literatur, darunter wertvolle Handschriften von Adam Mickiewicz. Niewodniczański wandte sich mehrmals an polnische Museen mit einem Angebot, dass er seine Sammlungen gerne übergebe unter der Voraussetzung, dass die ‚Berlinka‘ nach Berlin zurückgegeben wird. 2009 überreichte er dem Königsschloss in Warschau aber trotzdem eine Archivaliensammlung als Erbdepositorium (vgl. JARECKA 2009).

<sup>10</sup> Der Kopernikus Gruppe gehörten folgende Personen an: Klaus Bachmann, deutscher Korrespondent in Polen; Dieter Bingen, Direktor des Polnischen Instituts in Darmstadt; Włodzimierz Borodziej, Historiker und Prorektor der Warschauer Universität; Hans Henning Hahn, Osteuropahistoriker an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg; Basil Kerski, Chefredakteur von *Dialog*; Adam Krzemiński, Publizist des Meinungsmagazins *Polityka*; Markus Midenberger, Arbeitsstelle Ostmitteleuropa am Forschungsinstitut der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik in Berlin; Robert Traba, Historiker der Kulturgemeinschaft *Borussia*; Jürgen Vietig, Journalist der *Deutschen Welle*; Kazimierz Wóycicki, Vorsitzender des Deutschland- und Nordeuropa-Instituts in Stettin; Klaus Ziemer, damaliger Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Warschau und Marek Zyburka, damals Literaturwissenschaftler an der Oppelner Universität.



bezog sich auf das Gesetz über die Stiftung Preußischer Kulturbesitz von 1957. Dem Gesetz zufolge sollten der Stiftung alle Kulturgüter des ehemaligen preußischen Staats als Depositorium gehören; allerdings nur bis zur Wiedervereinigung Deutschlands. Demgemäß könnte die Satzung der Stiftung mittlerweile geändert werden, indem Polen als Rechtspartner in die Stiftung einbezogen würde, sodass es Miteigentümer der Büchersammlung würde. Als zweite Lösungsmöglichkeit schlug man die Gründung einer Stiftung namens „Mitteleuropäisches Kulturerbe“ vor, deren Mitglieder Polen, Deutschland und andere europäische Staaten der Region werden sollten, natürlich vorausgesetzt, dass sie einen Teil ihres Nationalkulturerbes beitragen wollten. Polen und Deutschland sollten aber noch zusätzlich zwei Vorbedingungen erfüllen: Deutschland müsste sich dazu verpflichten, sämtliche geraubte polnische Kunst offenzulegen und zurückzuerstatten. Polen hingegen müsste die ganze Preußische Staatsbibliothek an Berlin zurückführen; bis auf die Musikhandschriften, da sie eine besonders internationale, grenzüberschreitende Bedeutung haben.

Die Reaktion der deutschen Presse auf diese Idee war eher positiv (vgl. KALICKI 2002:439), bis auf die Aussicht, dass Polen zum gleichberechtigten Partner für die Stiftung Preußischer Kulturbesitz werden würde. In Polen dagegen wurde der Vorschlag der Kopernikus-Gruppe einer scharfen Kritik ausgesetzt; Schwerpunkt der Vorwürfe war, dass Polen im Licht der polnischen Rechtsauslegung Eigentümer der Preußischen Staatsbibliothek sei und daher keine Rückgabe der Sammlung vornehmen müsse. Auf diese Weise bleibt die Frage der „Berlinka“ der letzte ungelöste Streit zwischen Deutschland und Polen, der seinen Ursprung im Zweiten Weltkrieg hat.

Die Erinnerung an den Vertrag zwischen Polen und Deutschland, dessen 25. Jahrestag 2016 gefeiert wurde, sollte beide Parteien dazu anspornen, sich nochmals mit dem ungelösten Streit zu befassen. Die Rechtsnormen sind keine Basis für die Streitlösung, weil beide Parteien diese Normen anders auslegen und die meisten von ihnen zeitlich anders zu verorten sind. Die Verwendung der Rechtsargumente ist keinesfalls eine Methode, den Streit zu lösen. Die deutsche Diplomatie schien sich jahrelang dessen nicht bewusst gewesen zu sein, dass polnische und deutsche Kulturverluste völlig unvergleichbar sind. Eine gute Geste wäre die Verbreitung der Kenntnisse über polnische Kulturverluste im Zweiten Weltkrieg, zum Beispiel durch Ausstellungen in öffentlichen Einrichtungen (z. B. in der Staatsbibliothek zu Berlin). Die u. a. von Deutschland unterschriebene *Washingtoner Erklärung* (*Washington Principles*), die sich auf die Rückgabe der Raubkunst bezieht und von großer Bedeutung

ist, könnte den Eindruck erwecken, dass nur jüdische Kunst durch die Nationalsozialisten besonderen Schaden erlitt.<sup>11</sup> Die dokumentierte Geschichte der ideologisch bedingten Plünderung und Vernichtung slawischen Kulturguts begründet die These, dass nicht nur der jüdische Besitz der räuberischen Nazi-Politik zum Opfer fiel. Ein Austausch zwischen den in Deutschland befindlichen polnischen Werken und den Werken der ‚Berlinka‘ kommt heutzutage im Hinblick auf die bisherige Geschichte der Verhandlungen nicht mehr in Frage. Des Weiteren müssen mehrere deutsche Bibliotheken mit dem NS-Raubgut umgehen, das seinen rechtmäßigen Eigentümerinnen und Eigentümern während der NS-Zeit entzogen wurde und sich bis dato in öffentlichen Einrichtungen befindet (vgl. BURGHARDT 2011).

Die ‚Berlinka‘ kann als Erinnerungsort betrachtet werden. Sie enthält Kulturgüter, die zum europäischen Kulturerbe zählen. Darüber hinaus symbolisiert sie die komplizierte Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen, die nach Kriegsende sowohl auf Aussöhnung als auch auf Feindschaft und Misstrauen basierten. Die ‚Berlinka‘ ist weder ein ausschließlich deutscher noch ausschließlich polnischer Erinnerungsort, obschon beide Länder die Sammlung zu ihrem nationalen Kulturerbe erklären. Auf die Sammlung zurückgreifend entdecken Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der ganzen Welt immer öfter den hohen Wert der Bestände. In einem offenen Europa mit einem vereinigten Deutschland und einem demokratischen Polen sowie durch die geographische Nähe zwischen beiden Staaten ist dieser Zugang zu den kostbaren Büchern leichter als je zuvor.

Darüber hinaus werden überwiegende Teile der Bestände allmählich katalogisiert, fachlich bearbeitet und digitalisiert. Einige Beispiele können an dieser

---

<sup>11</sup> Die Washingtoner Erklärung (Washington Principles) vom 3. Dezember 1998 dient zur Identifizierung der durch Nazi-Deutschland geraubten Kunstwerke und ihrer Rückgabe an die rechtmäßigen Besitzerinnen und Besitzer oder ihre Nachkommen. Das Dokument wurde durch Vertreterinnen und Vertreter in Washington unterzeichnet und auf der Homepage des Department of State veröffentlicht. In: *Washington Conference Principles on Nazi-Confiscated Art*: <https://www.state.gov/p/eur/rt/hlcst/270431.htm> (18.07.2017). Erwähnenswert ist die Tatsache, dass sich Deutschland in einer Erklärung vom 9. Dezember 1999 der Bundesregierung, der Länder und der kommunalen Spitzenverbände (die die Washingtoner Rechtsordnung in die deutsche implementiert) zur Auffindung und zur Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgutes, insbesondere aus jüdischem Besitz, verpflichtete. Im Abkommen ist die Rede von ‚raschen Schritten‘ bei der Suche nach einer Lösung der Probleme mit dem geraubten Kulturgut.

Stelle genannt werden. Nach einem vierjährigen Projekt erschien 2016 in Krakau die Publikation *Polonika z „Berlinki” w Bibliotece Jagiellońskiej* [*Polonica aus der „Berlinka“ in der Jagiellonischen Bibliothek*] zusammen mit einem Katalog der digitalisierten Bestände (vgl. PARTYKA 2016). Erfasst wurden 1440 Objekte aus der Sammlung der Handschriften, Musikhandschriften und alten Drucke, die zu den *Polonica* zählen. Dennoch weist der Leiter des Projekts, JACEK PARTYKA, darauf hin, dass das Ergebnis eine Forschungseinheit darstelle, die immer noch erweitert und ausgebaut werden könne. Außerdem bemerkt er, dass das Projekt zu neuen Forschungen über die Berliner Bestände beitragen könnte (vgl. PARTYKA 2016:12-13). Ein anderes Projekt, an dem der Autor dieses Beitrags beteiligt ist, betrifft die Katalogisierung der Bestände der Germanica aus dem 16. Jahrhundert, die nach Kriegsende durch Polen übernommen wurden und in der Lodzer Universitätsbibliothek aufbewahrt werden. Es handelt sich um rund 1380 Texte, die das deutsch-polnische Kooperationsprojekt (finanziert durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien) der Öffentlichkeit und der interdisziplinären Forschung zugänglich machen möchte. Für die in Lodz aufbewahrten Frühdrucke ist die „Berlinka“ die zahlenmäßig dritt wichtigste Provenienz alter Drucke. Was hingegen immer noch fehlt, sind Kataloge anderer Objekte in den einzelnen Bibliotheken. Dies lässt sich damit begründen, dass eine Erstellung solcher Datenbanken ein außerordentlich teures und mühsames Unterfangen wäre. Weitere Projekte, die sich mit der „Berlinka“ befassen würden, trügen zweifelsohne zur Nivellierung der deutsch-polnischen Meinungsunterschiede bei, indem sie der interessierten polnischen und deutschen Öffentlichkeit die gesellschaftlich und historisch bedeutende Rolle dieses „Erinnerungsorts“ vor Augen führen würde.

Die Nachkriegsgeschichte der „Berlinka“, wenngleich zeitlich auf nur 70 Jahre beschränkt, bestätigt, dass sie tatsächlich ein Erinnerungsort ist. Sowohl Polen als auch Deutschland sind sich des hohen künstlerischen und identitätsstiftenden Wertes dieses Schatzes bewusst. Die „Berlinka“ wurde mehrmals für politische Zwecke instrumentalisiert. Jahrelang vertuschte die polnische Regierung ihr Bestehen auf polnischem Boden, bis in die 1970er Jahre hinein, als die Erinnerung an die Sammlung spontan wiedererwachte. Deutsche Diplomatinen und Diplomaten wiederum trugen seit dem politischen Umbruch 1989 mindestens zweimal dazu bei, dass die anspruchsvollen Forderungen der Rückgabe der Sammlung negative, auf Misstrauen basierende deutsch-polnische Stereotypen wachriefen. Die „Berlinka“ enthält allerdings kein Potenzial, zu einem politischen Mythos zu werden, obschon TRABA und HAHN zufolge alle Prämissen dafür erfüllt sind. Es ist eben einer jener Fälle, in denen die Erinnerungsorte

„von der besonderen Kraft eines emotionalen Engagements und eines gesellschaftlichen Bedürfnisses sowie einer Mobilisierung von Massenmedien, politischer Propaganda usw. begleitet werden“ (HAHN / TRABA 2015:27). Dennoch ist die ‚Berlinka‘ ein Erinnerungsort, der Polen und Deutschland sowohl verbindet als auch trennt. Sie symbolisiert die komplizierte Geschichte beider Nationen und verflucht jene schmerzhaften Momente des 20. Jahrhunderts wie die Grenzverschiebungen oder die Verlagerung der Kulturgüter. Obwohl die meisten Werke nicht polnischer Herkunft sind, werden sie in polnischen Bibliotheken sorgfältig aufbewahrt und gepflegt. Überdies umfasst die ‚Berlinka‘ doch auch eine Sammlung der *Polonica*. Daher lässt sie sich weder als rein deutscher noch als rein polnischer Erinnerungsort bezeichnen.

In dieser Hinsicht ähnelt die ‚Berlinka‘ Karl dem Großen bzw. Charlemagne, bei dem die meisten Historikerinnen und Historiker sich einig sein dürften, dass die seit dem Humanismus immer wieder diskutierte Frage nach der nationalen Verortung des Frankenkönigs zwischen Deutschland und Frankreich, wie Klaus Oschema bemerkt, unproduktiv und in diesem Sinne falsch gestellt ist (vgl. OSHEMA 2014:60-61). Die ‚Berlinka‘ ist auch aus einem anderen Grund ein transnationaler Erinnerungsort. Ihre Geschichte und ihre Bestände schließen andere deutsche und deutsch-polnische Erinnerungsorte wie Preußen, Goethe, Flucht und Vertreibung, die Reformation, Bach oder Beethovens Neunte Sinfonie ein (vgl. FRANÇOIS / SCHULZE 2001). Die in der ‚Berlinka‘ enthaltenen Drucke und Schriften beinhalten Meisterwerke, die sich nicht immer nationalen Kategorien zuordnen lassen, sondern zum Erbe ganz Europas zählen. Eine symbolische Anerkennung dieser Tatsache durch beide Nationen sowie weitere Projekte zur Katalogisierung, Bereitstellung und Digitalisierung der Berliner Bestände in Polen, aber auch zur Aufklärung polnischer Kultur einbußen während des Zweiten Weltkriegs in Deutschland könnten einen wichtigen Beitrag zum gegenseitigen Verständnis in den bilateralen Beziehungen zwischen Deutschland und Polen leisten.

## Quellen

STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN PREUBISCHER KULTURBESITZ, Archiv IIIA, Mappe A-36.

## Literatur

BECKMANN, NINA LOREA (2008): *Die internationale Kulturstiftung. Ein Beitrag zur Debatte über die Rückführung der nach dem Zweiten Weltkrieg kriegsbedingt verbrachten Kulturgüter*. Hamburg.

BERNARD, MICHEL (2009): *Lieux de mémoire en Europe centrale*. Paris.

BIEŃKOWSKA, BARBARA (2002): *Powrót do niedobrych praktyk* [Rückkehr zur schlechten Praxis]. In: *Bibliotekarz* 2:2.

BINGEN, DIETER / WÓYCICKI, KAZIMIERZ (2007): *Arbeitspapier II der Kopernikus-Gruppe: Entwurf für eine Lösung der Probleme um kriegsbedingt verbrachte Kulturgüter in Deutschland und Polen*. In: BINGEN, DIETER / WÓYCICKI, KAZIMIERZ (ed.): *Die Kopernikus-Gruppe. Zwischenbilanz eines deutsch-polnischen Gesprächskreises*. Wiesbaden, 21-29.

BOHR, KURT / WINTERHOFF-SPUK, PETER (2007): *Erinnerungsorte: Ankerpunkte saarländischer Identität*. St. Ingbert.

BRENNER, HILDEGARD (1963): *Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus*. Hamburg.

BURGHARDT, ANTJE (2011): *Der Umgang mit NS-Raubgut in ausgewählten Bibliotheken in Deutschland*. In: *Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft*, Heft 315, 6-63.

CZAPLIŃSKI, MAREK / HAHN, HANS JOACHIM / WEGER, TOBIAS (eds.) (2005): *Schlesische Erinnerungsorte: Gedächtnis und Identität einer mitteleuropäischen Region*. Neisse.

CZAPLIŃSKI, PRZEMYSŁAW (2012): *Erinnerungspalimpseste. Über den Band „Parallelen“ der Reihe „Deutsch-polnische Erinnerungsorte“*. In: *Dialog* 101:29-33.

ESTREICHER, KAROL (2003): *Cultural Losses of Poland during the German Occupation 1939-1944*. Kraków.

FRANÇOIS, ÉTIENNE/SCHULZE, HAGEN (2001): *Deutsche Erinnerungsorte*, Band I. München.

FREITAG, GABRIELLE (2006): *Angriff auf Athene*. In: *Osteuropa* 56:23-41.

HAHN, HANS-HENNIG / TRABA, ROBERT (2015): *Wovon die deutsch-polnischen Erinnerungsorte (nicht) erzählen*. In: HAHN, HANS-HENNIG / TRABA, ROBERT (eds.): *Deutsch-polnische Erinnerungsorte. Band I: Geteilt/gemeinsam*. Paderborn, 11-50.

HELLER, EVA: *Der halbe Beethoven*: <http://www.tagesspiegel.de/kultur/der-halbe-beethoven/75006.html> (16.09.2017).

JARECKA, ALEKSANDRA: *Gloria Artis dla Tomasz Niewodniczańskiego* [Gloria Artis für Tomasz Niewodniczański]: <http://www.dw-world.de/dw/article/0,,4752390,00.html> (16.09.2017).

JAWORSKI, RUDOLF / KUSBER, JAN / STEINDORFF, LUDWIG (eds.) (2003): *Gedächtnisorte in Osteuropa: Vergangenheiten auf dem Prüfstand*. Frankfurt a. M.

JENDROSZCZYK, PIOTR (2007): *Polska-Niemcy: Pomysł na zamknięcie sporu o dzieła sztuki* [Polen-Deutschland. Eine Idee zur Lösung des Streits um Kunstwerke]. In: *Rzeczpospolita*, 15.09.2007.

JURKOWICZ, BEATA (2013): *Kwestia zwrotu dóbr kultury w stosunkach polsko-niemieckich* [Die Rückgabeproblematik der Kulturgüter in den polnisch-deutschen Beziehungen]. In: *Opinie* 17:1-14.

KALICKI, WŁODZIMIERZ (2001): *Czy oddamy Bibliotekę Pruską?* [Werden wir die Preußische Bibliothek zurückgeben?]. In: *Gazeta Wyborcza*, 12.10.2001.

KALICKI, WŁODZIMIERZ (2002): *Ostatni jeńiec wielkiej wojny* [Der letzte Gefangene des großen Krieges]. Warszawa.

KNAP, WŁODZIMIERZ (2002): *Nie swoje trzeba oddać* [Was einem nicht gehört, muss man zurückgeben]: <http://www.dziennikpolski24.pl/artykul/2167296,nie-swoje-trzeba-oddac,id,t.html> (07.07.2017).

KOŃCZAL, KORNELIA (2012): *Lieux de mémoire, Erinnerungsorte, miejsca pamięci*. In: *Dialog* 101:17.

KOWALIK, HELENA (2007): *Grabieżca krzyczy: łapać złodzieja!* [Der Räuber schreit: Fang den Dieb!]: <https://www.tygodnikprzeklad.pl/grabiezca-krzyczy-lapac-zlodzieja/> (16.09.2017).

KOWALSKI, WOJCIECH / KUHNKE, MONIKA (2011): *Looted and recovered: restitution by the Ministry of Foreign Affairs of Poland's cultural property lost during World War II*. Warszawa.

LE RIEDER, JACQUES / CSÁKY, MORITZ / SOMMER, MONIKA (eds.) (2002): *Transnationale Gedächtnisorte in Zentraleuropa*. Innsbruck.

LORENZ, MATTHIAS / FISCHER, TORBEN (eds.) (2007): *Lexikon der Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945*. Bielefeld.

MAJERUS, BENOIT (2014): *The "lieux de mémoire": a place of remembrance for European historians?* In: BERGER, STEFAN / SEIFFERT, JOANA (eds.): *Erinnerungsorte: Chancen, Grenzen und Perspektiven eines Erfolgskonzeptes in den Kulturwissenschaften*. Essen, 117-130.

MARKSCHIES, CHRISTOPH / WOLF, HUBERT (2010): *Erinnerungsorte des Christentums*. München.

MARSCHALL, CHRISTOPH (1998): *Polens Präsident für Rückgabe der „Berliner Bibliothek“*. In: *Tagesspiegel*, 7.12.1998.

MATELSKI, DARIUSZ (2003): *Restytucja poloników z Niemieckiej Republiki Demokratycznej*. [Die Restitution der *Polonica* aus der Deutschen Demokratischen Republik]. In: *Rocznik polsko-niemiecki*, 2003, 42.

- MATELSKI, DARIUSZ (2005): *Polityka Niemiec wobec polskich dóbr kultury w XX wieku* [Die Politik Deutschlands angesichts polnischer Kulturgüter im 20. Jahrhundert]. Toruń.
- N. N.: *Bartoszewski: Polen wollte „Berlinka“ zurückgeben*: <http://www.augsburger-allgemeine.de/kultur/Bartoszewski-Polen-wollte-„Berlinka“-zurueckgeben-id7152231.html> (16.09.2017).
- NICOLAS LYNN H. (1997): *Der Raub der Europa. Das Schicksal europäischer Kunstwerke im Dritten Reich*. Aus dem Französischen von Irene Bisang und Karin Tschumper. München.
- NORA, PIERRE (1984): *Les Lieux de mémoire*. Paris.
- NORA, PIERRE (2002): *Pour une histoire au second degré*. In: *Le Débat* 5:24-31.
- OSCHEMA, KLAUS (2014): *Ein Karl für alle Fälle – Historiografische Verortungen Karls des Großen zwischen Nation, Europa und der Welt*. In: FEINDTS, GREGOR / KRAWATZEK, FELIX / MEHLER, DANIELA / PESTEL, FRIEDEMANN / TRIMCEV, RIEKE (eds.), *Europäische Erinnerung als verflochtene Erinnerung. Vielstimmige und vielschichtige Vergangenheitsdeutungen jenseits der Nation*. Göttingen, 39-63.
- PARTYKA, JACEK (2016): *Polonika z „Berlinki“ w Bibliotece Jagiellońskiej. Rękopisy, rękopisy muzyczne, starodruki, starodruki muzyczne, wydawnictwa rzadkie i druki nowe* [Polonica aus der „Berlinka“ in der Jagiellonen-Bibliothek. Handschriften, Musikhandschriften, Altdrucke, Musik-Altdrucke, rare Ausgaben und Neudrucke]. Kraków.
- PIETRZYK, ZDZISŁAW (2008): *Zbiory z bylej Pruskiej Biblioteki Państwowej w Bibliotece Jagiellońskiej* [Die Bestände der ehemaligen Preußischen Staatsbibliothek in der Jagiellonen-Bibliothek]. In: *Alma Mater* 100:15-19.
- PRUSZYŃSKI, JAN (2001): *Dziedzictwo kultury Polski, jego straty i ochrona prawna* [Das polnische Kulturerbe, seine Verluste und sein rechtlicher Schutz]. Kraków.
- SCHMIDTENDORF, HERMANN (2001-2002): *Rückführung von Kulturgütern – wann kommt der Durchbruch?* In: *Dialog* 58-59:116.
- SCHOCHOW, WERNER (2003): *Bücherschicksale. Die Verlagerungsgeschichte der Preussischen Staatsbibliothek. Auslagerung, Zerstörung, Entfremdung, Rückführung*. Berlin.
- SCHULLER, KONRAD (2007): *Goethe in Krakau*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27.07.2007. <http://www.faz.net/RubDDBDABB9457A437BAA85A49C26FB23A0/Doc~EB18EEF4D48844B9599656204ED125371~ATpl~Ecommon~Scontent.html>.
- SROKA, MAREK (2007): *The Music Collection of the Former Prussian State Library at the Jagiellonian Library in Kraków, Poland: Past, Present and Future Developments*. In: *Library Trends* 55(3):651-664.
- STEIN-HÖLKESKAMP / ELKE, HÖLKESKAMP / KARL-JOACHIM (2010): *Die griechische Welt. Erinnerungsorte der Antike*. München.
- STEINBACH, PETER / WEBER, REINHOLD / WEHLING, HANS-GEORG (eds.) (2012): *Baden-Württembergische Erinnerungsorte*. Stuttgart.

TRABA, ROBERT (2004): *Kontrowersje wokół polskich i niemieckich utraconych dóbr kultury* [Kontroverse um verlorene polnische und deutsche Kulturgüter]. In: WOLFF-POWĘSKA / ANNA, BINGEN, DIETER (eds.): *Polacy-Niemcy. Sąsiedztwo z dystansu* [Polen-Deutsche. Nachbarschaft mit Distanz]. Poznań, 467-492.

VOLKERT, NATALIA (2007): *Der Kulturgutraub durch deutsche Behörden in den während des Zweiten Weltkriegs besetzten Gebieten*. In: HARTMANN, UWE (ed.): *Kulturgüter im Zweiten Weltkrieg. Verlagerung – Auffindung – Rückführung*. Magdeburg, 21-48.

WACKWITZ, STEPHAN (2007): *Beutekunst. Nutzt diese Schätze gemeinsam!* In: *Die Zeit* 38/2007.

WEBER, MATTHIAS / PETRANSKÝ, IVAN / OLSCHOWSKY, BURKHARD / PÓK, ATTILA / PRZEWOŹNIK, ANDRZEJ (eds.) (2011): *Erinnerungsorte in Ostmitteleuropa: Erfahrungen der Vergangenheit und Perspektiven*. Oldenburg.

WIELIŃSKI, TOMASZ (2007): *Niemcy: „Berlinka“ musi do nas wrócić* [Deutschland: Die „Berlinka“ muss zu uns zurückkehren]. In: *Gazeta Wyborcza*, 04.08.2007.

ZWIERCAN, MARIAN (1997): *Beethoven w Jagiellonce* [Beethoven in der Jagiellonen-Bibliothek]. In: *Alma Mater* 4:3-4.

ŻÓŁTOWSKI, MICHAŁ J. (2012): *Zbiory Biblioteki Pruskiej w Polsce. Studium przypadku* [Die Bestände der Preußischen Staatsbibliothek in Polen. Ein Fallstudie]. Warszawa.



VIOLETTA FRANKOWSKA

## **Komplimente in Erstkontaktversuchen von Polen am Beispiel des Dating-Portals *sympatia.onet.pl* Eine linguistische Analyse**

Angesichts der steigenden Zahl an Menschen, die im Internet nach einem Partner bzw. einer Partnerin suchen, wächst auch in der Sprachwissenschaft das Interesse am Verhalten der Userinnen und User auf Dating-Portalen. Im vorliegenden Artikel wird der Versuch unternommen, die Aufnahme zwischenmenschlicher Kontakte in diesem Kontext zu analysieren, wobei ein besonderes Augenmerk den Komplimenten in Erstkontaktversuchen auf dem in Polen sehr bekannten Portal *sympatia.onet.pl* gilt. Einhundert von Polen an eine Userin geschickte Erstnachrichten werden einer Analyse unterzogen, in denen Komplimente zu finden sind, wodurch ihre Charakteristik u. a. in Bezug auf die Fokustypen von HERBERT (1990) entstehen kann. Besprochen werden ferner ihre morphosyntaktische Struktur sowie lexikalische Einheiten und Komplimentobjekte.

### **Compliments in First Contact Messages of Poles on the Dating Website *sympatia.onet.pl*. A Linguistic Analysis**

Alongside the increasing number of people looking for their life partners on the Internet, there is also a significant growth of interest among linguists regarding the behavior of dating website users. The main aim of this article is to analyze the ways that people make contact in this specific context. The key issue addressed by the author in her article, is to study the use of compliments in first contact messages sent by users of a well-known Polish dating website *sympatia.onet.pl*. The analysis has covered 17% of 100 messages from Polish male users to female users of the website, i.e. such messages that contained compliments. The characteristics of morphological, syntactic, lexical structure (especially the *focus* (HERBERT 1990) in the compliments) and the objects of compliments, is the subject of the analysis, based on examples found in this study.

## **Komplementy w wiadomościach rozpoczynających kontakt na przykładzie portalu randkowego sympatia.onet.pl. Analiza lingwistyczna**

Wraz ze zwiększającą się liczbą osób poszukujących swojego życiowego partnera w internecie, rośnie również zainteresowanie językoznawców zachowaniami użytkowników portali randkowych. Niniejszy artykuł stanowi próbę analizy sposobu nawiązywania kontaktów międzyludzkich w tym kontekście ze szczególnym uwzględnieniem komplementów w tekstach inicjujących kontakty na znanym w Polsce portalu sympatia.onet.pl. Spośród 100 wiadomości przesłanych przez Polaków do użytkownicy tegoż portalu analizie poddano te, w których pojawiły się komplementy, dzięki czemu możliwa była ich charakterystyka, m.in. pod kątem tzw. *focus* w odniesieniu do HERBERTA (1990). Poza tym omówiona została struktura morfologiczno-składniowa komplementów, środki leksykalne oraz komplementowane obiekty.

## **Einleitung**

Die Online-Partnersuche ist ein Zeichen unserer Zeit. Seit Jahrzehnten spielen Dating-Portale unbestritten eine immer größere Rolle in der Gesellschaft. Im Internet werden nicht nur Einkäufe getätigt, Rechnungen beglichen, Fremdsprachen gelernt oder ärztliche Behandlungen durchgeführt (z. B. Telemedizin etc.), sondern Personen begeben sich auch auf die Suche nach ihrer „besseren Hälfte“. Das Internet erfreut sich immer größerer Beliebtheit und die Zahl seiner Nutzer steigt von Jahr zu Jahr. Die Technologie geht rasch voran und führt dazu, dass bestimmte Änderungen im Agieren des Menschen in seiner sozialen Umwelt beobachtet werden können.

Für die Linguistik bietet das Phänomen eine interessante Quelle authentischer Daten, die einen Einblick in das Sprach- und Flirtverhalten der Menschen ermöglicht. Nach KACPRZAK (2014) lässt sich die Entwicklung der Dating-Portale in drei Phasen einteilen: (1) Anzeigen auf Internetseiten, (2) Anpassung der Partner aufgrund von Algorithmen und (3) sog. Dating-Apps auf Mobiltelefonen, die helfen, potenzielle Partnerinnen und Partner zu finden (vgl. KACPRZAK 2014:148).

Die Zahl der Menschen, die sich online kennenlernen, steigt jedes Jahr. Die Tatsache scheint nicht mehr nur eine Alternative zu bilden, sondern sogar die konventionellen Methoden der Partnersuche zu verdrängen. Diese Art der Kontaktaufnahme scheint einfacher zu sein (vgl. GROCHOWALSKA 2012:1).<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> GROCHOWALSKA (2012) unterzieht *cyberflirting* on- und offline einer Analyse und versucht, die Unterschiede herauszufinden. Sie unterstreicht u. a., dass in der Online-

Nicht wegzudenken, zumindest aus den alltäglichen Erfahrungen, sind beim Flirten oder bei Dates Komplimente. Diese expressiven Sprechakte weisen einen hohen Grad an Multifunktionalität auf. Nicht zu vergessen ist ihre Rolle bei Kontaktaufnahmen und bei der Kontaktpflege. Daher ist es interessant zu überprüfen, ob und wie zahlreich sie auf Dating-Portalen präsent sind. In den Vordergrund rücken in der vorliegenden Analyse die Frequenz der Komplimente in Erstkontakten sowie die formalen Aspekte, insbesondere die Fokustypen in Anlehnung an HERBERT (1990). Des Weiteren wird in Verbindung damit die sprachliche Realisierung der Komplimente auf der morphologischen, syntaktischen und lexikalischen Ebene besprochen. Darüber hinaus werden auch Komplimentobjekte einer Analyse unterzogen, die in den vorgefundenen Komplimenten festgestellt werden konnten. Zunächst sei jedoch ein kurzer Überblick über die bisherigen Untersuchungen gegeben, der insbesondere die hier im Fokus stehenden Fragestellungen berücksichtigt.

## **Das Kompliment als multifunktionales Phänomen**

Aus der Multifunktionalität von Komplimenten<sup>2</sup> ergeben sich Schwierigkeiten bei dem Definitionsversuch dieser Sprechakte. Auf ihren spezifischen Charakter weist SIFIANOU (2001) wie folgt hin: „Compliments are probably unique among speech acts in their flexibility to be used together with, of or in response to other speech acts“ (SIFIANOU 2001:394). Nicht selten lässt sich dabei mehr als eine Funktion des jeweiligen Kompliments feststellen (vgl. DUTTLINGER 1999:121, NICOLAYSEN 2007:42). In der Komplimentliteratur wird oft ihre soziale, solidaritätsstiftende Funktion betont, und zwar werden sie als *social lubricants* (WOLFSON 1983:86) angesehen, die die Funktion erfüllen, „to oil the social wheels, to increase or consolidate solidarity between people“ (HOLMES 1986:499). Daraus lässt sich schließen, dass „this reinforcement and/or creation of solidarity appears to be a basic function of compliments in our society“ (MANES / WOLFSON 1981:124). Erwähnt wird auch ihre supportive (BONACCHI 2013:140) und reparative Funktion (vgl. BONACCHI 2013:133) oder „eliciting information“ (vgl. JAWORSKI 1995:79, SIFIANOU 2001:404). Es steht außer

---

Welt die sozialen Einschränkungen weitgehend nicht zum Ausdruck kommen, des Weiteren bleibt man meist anonym und kann schnell das Portal verlassen, falls Kommunikationsprobleme auftreten (GROCHOWALSKA 2012:4).

<sup>2</sup> Eine detailliertere Übersicht über die funktionsorientierten Definitionsansätze liefert FRANKOWSKA (2017:21-27).

Zweifel, dass Komplimente in erster Linie auf die positive Bewertung abzielen. Eine viel zitierte Definition lautet:

A compliment [is] a speech act which explicitly or implicitly attributes credit to someone other than the speaker, usually the person addressed, for some 'good' (possession, characteristic, skill etc.) which is positively valued by the speaker and the hearer. (HOLMES 1988:466)

Außerdem muss an dieser Stelle gesagt werden, dass Komplimente bei dem Gegenüber Freude bereiten sollen, denn Komplimente „make addressees feel good about themselves, their tastes or their skills or their general attractiveness“ (ECKERT / MCCONNELL-GINET 2003:145) und „warm the addressee's heart“ (ECKERT / MCCONNELL-GINET 2003:146). Wie gerade gezeigt wurde, spielen Komplimente eine große Rolle im sozialen Sinne und üben einen Einfluss auf die Aufnahme und Aufrechterhaltung zwischenmenschlicher Kontakte aus.

FRANKOWSKA (2017) legt in ihren Studien bereits bei der Korpuserstellung Wert auf die Beobachtung der flirtenden Funktion von Komplimenten und stellt einige Erkenntnisse aus der Komplimentforschung zusammen. Es stellt sich z. B. heraus, dass Komplimente als „expression of flirtation and a possible first move in the development of an intimate relationship“ (NELSON / AL-BATAL / ECHOLS 1996:416) wahrgenommen werden. Ein Kompliment in der Studie von LORENZO-DUS wurde von den spanischen Probanden als „sexual leadon“ interpretiert, was zu Flirt-Reaktionen führte (LORENZO-DUS 2001:116). Auch im Türkischen kann ein Kompliment wie folgt verstanden werden: „Forgive me Suzan hanum, where I come from to compliment a woman is to make a pass at her“ (hanum: deferential form of address to women) (RUHI / DOĞAN 2001:374, vgl. auch FRANKOWSKA 2017:90-93).

Die Analyse von deutschen und polnischen Komplimenterwiderungen (FRANKOWSKA 2017) belegt auch, dass Komplimente als ein Annäherungsversuch empfunden werden können, obwohl diese sich abzeichnende Tendenz nicht sehr häufig auftritt. Dies kann den folgenden Reaktionen auf Komplimente entnommen werden:

E tam. [Ale sposób na podryw] © (W) / dt. 'Ach was. [Was für ein Anmachversuch] ©<sup>3</sup> 152

---

<sup>3</sup> Die eckigen Klammern enthalten zusätzliche, von den Kompliment-EmpfängerInnen angegebene Informationen zu der jeweiligen Komplimenterwiderung, die mitgedacht wurden, und für den Komplimentgeber im Verborgenen bleiben, da

Dziękuję, naprawdę Ci spodobał? [Chce się ze mną umówić, oboje byliśmy już na lepszych referatach.] (W) / dt. Danke, hat es dir wirklich gefallen? [Er will sich mit mir verabreden, wir haben beide schon bessere Referate gehört.]<sup>152</sup>

Dzięki, ty również jak miął Ci dzień? [mały flirtik] (M) / dt. 'Danke, du auch. Wie war dein Tag? [ein kleiner Flirt]'<sup>179</sup>

Myślałem że piękniejszy już być nie mogę. [Leci na mnie] (M) / dt. 'Ich dachte, schöner könnte ich nicht sein. [Sie fliegt auf mich]'<sup>178</sup>

Öhhh... danke...[Fühle mich angemacht.] (M) 178

Oooh, willst du mich anmachen? [sexy time approaching?] (M) 178

Danke. [Ich musste lächeln, allerdings habe ich bei der Formulierung das Gefühl, dass sie nicht nur findet, dass ich gut aussehe, sondern dass sie mich anmacht und ernstere Absichten hat.] (W) 178

Die ausgewählten Beispiele machen deutlich, dass der Flirtversuch seltener in der direkten Reaktion nachweisbar ist. Vielmehr bleibt das von den Kompliment-EmpfängerInnen wirklich Empfundene nach Erhalt eines Kompliments unausgesprochen.

Diese Überlegungen haben auch zu den Fragestellungen der vorliegenden Analyse geführt. Es scheint ein Forschungsdefizit in Bezug auf Komplimente in Dating-Portalen zu bestehen. Es stellt sich die Frage, ob die flirtende Funktion dieses Sprechaktes in dem erstellten Korpus zum Ausdruck kommt.

## **Komplimente und ihre Formelhaftigkeit**

In den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts haben die Untersuchungen von MANES / WOLFSON (1981) zu überraschenden Ergebnissen geführt. Komplimente

are highly structured formulas which can be adapted with minimal effort to a wide variety of situations in which a favorable comment is required or desired (MANES / WOLFSON 1981:123).

Weitere Studien in unterschiedlichen Ländern haben dies weitgehend bestätigt. Sie sind formelhafte Sprechakte, in denen „a very small number of lexical items and syntactic patterns account for the great majority of them“ (HOLMES

---

sie nicht ausgesprochen wurden. M steht für einen Mann als Komplimentempfänger, W dagegen für eine Frau. Die Zahlen am Ende jeder Erwiderung nennen die Seitenzahl in FRANKOWSKA (2017:152, 178, 179).

1988:452).<sup>4</sup> Erstaunlich ist also die Ähnlichkeit der Komplimente in Hinblick auf ihre syntaktische Struktur sowie Lexik. In dem analytischen Teil wurden auch Strukturen von Komplimenten unter besonderer Berücksichtigung der Muster und der in ihnen auftretenden Wortarten analysiert.<sup>5</sup>

HERBERT (1990) unterscheidet zwischen dem *personal focus* und *impersonal focus*. Im ersten Fall handelt es sich um Komplimente, die in der 1. oder 2. Person formuliert werden; der *impersonal focus* weist auf die 3. Person hin. Er nennt folgende Beispiele: (1) I like your hair that way, (2) Your hair looks good short. (3) Nice haircut. (vgl. HERBERT 1990:203). In (1) wird auch der Sprecher-Fokus genannt, wohingegen in (2) ein Hörer-Fokus vorliegt und in (3) ein Null-Fokus (vgl. DUTTLINGER 1999:235). Diese Fokustypen bilden das wichtigste Kriterium der Analyse, nach ihm werden die bestimmten Kapitel im analytischen Teil benannt.<sup>6</sup>

## Erstkontaktversuche auf Dating-Portalen

In der Psychologie spricht man von dem sog. Phänomen des ersten Eindrucks. Die zwischenmenschliche Kommunikation wird von dem anfangs einem Menschen zugewiesenen ersten Eindruck stark beeinflusst.

Es steht außer Zweifel, dass Erstkontaktversuche auf Dating-Portalen für den weiteren Kommunikationsverlauf von großer Bedeutung sind, da sie über die potenzielle Weiterführung eines Gesprächs oder seinen Abbruch entscheiden. Mit Recht stellt MARX fest, sie hätten

[...] eine Schlüsselfunktion, weil ihre Rezeption eine unmittelbare Für- oder Wider-Entscheidung nach sich zieht. Eine zweite Chance ist in der schnellen Online-Dating-Welt nicht vorgesehen. Daraus resultiert ein hoher Anspruch an Erstkontakt-Versuche (MARX 2012:95).

Die Nutzerinnen und Nutzer stehen vor der schwierigen Aufgabe, beim Gegenüber das Interesse an der eigenen Person zu wecken. Ihnen steht vor allem

---

<sup>4</sup> Für das Polnische s. auch DRABIK (2004), für das Chinesische CHEN (1993) und DAIKUHARA (1986) für das Japanische.

<sup>5</sup> Die Abkürzungen, die bei der Analyse eingesetzt werden, sind die folgenden: SUB – Substantiv, V – Verb, ADJ – Adjektiv.

<sup>6</sup> Da diese Untersuchung auf geschriebene Komplimente abzielt, scheinen die Begriffe *Sprecher-* oder *Hörer-Fokus* nicht richtig zu passen. Der Präzision halber werden im Folgenden die Begriffe *Komplimentgeber-Fokus*, *Komplimentempfängerin-Fokus* und *Null-Fokus* verwendet.

die verbale Sprache zur Verfügung, das Nonverbale dagegen bleibt etwas am Rande und kann eigentlich nur mit Hilfe von Emoticons ausgedrückt oder graphisch modifiziert werden. Die emotionale Phase wird verbalisiert und kommentiert, nonverbale Kanäle müssen stattdessen substituiert werden (vgl. MARX 2012:96). Erstkontakte bilden auch einen interessanten Gegenstand der Persuasionsforschung.

In der virtuellen Welt existieren unterschiedliche Formen der Kontaktaufnahme. Um einen potenziell erfolgreichen Einstieg zu erleichtern und die weniger kreativen oder mutigen Userinnen und User zu unterstützen, stellen ihnen die Portale diverse Möglichkeiten zur Verfügung, sei es eine Favoritenliste, vorgefertigte Komplimente oder Anlächeln, die eine vorgegebene technische Variante darstellen. Einige entscheiden sich für eine personalisierte Nachricht. Es ist zu betonen, dass die Schreibkunst im großen Maße zählt. Die Bewertung vollzieht sich auch in Bezug auf Fotos, aber insbesondere auf das Geschriebene. Es herrscht eine Art scheinbare Anonymität. Hier überwiegt die Kommunikationsfähigkeit, die physische Attraktivität rückt eher in den Hintergrund, wobei sie dennoch nicht ganz an Bedeutung verliert (vgl. GROCHOWALSKA 2012:12).

## **Zum Korpus**

Das Kennenlernen verlagert sich u. a. aus Zeitmangel immer häufiger auf das Internet. Nichtsdestotrotz scheint es ziemlich schwierig zu sein, authentisches Datenmaterial zusammenzustellen. Einerseits möchten nicht alle Nutzerinnen und Nutzer zugeben, dass sie über ein Profil verfügen, andererseits müssen die Zielpersonen mit der Verwendung der Daten zu wissenschaftlichen Zwecken einverstanden sein. Die vorliegende Analyse basiert auf authentischem Material. Das Korpus besteht aus 100 Einträgen von Portal-Usern aus Polen, die an eine damals 30-jährige Polin gerichtet wurden. Die Daten wurden im Zeitraum von Juni 2015 bis September 2017 gesammelt und stammen aus dem Portal *sympatia.onet.pl*. Freundlicherweise wurden sie der Autorin für die Analyse zur Verfügung gestellt.

## **Kurzcharakteristik des Portals *sympatia.onet.pl***

*sympatia.onet.pl* wurde 2002 gegründet und gilt bis heute als ein professionelles, daher auch als das in Polen meistbesuchte Dating-Portal. Seit 2006 gehört es der Gruppe *onet.pl*. 2010 ist zudem eine internationale, englischsprachige

Variante entstanden. 2011 gab es etwa vier Millionen Profile. *sympatia.onet.pl* bietet seinen Nutzerinnen und Nutzern nicht nur die Online-Welt, sondern organisiert für sie auch zahlreiche Events, Treffen, Workshops, Vorlesungen, soziale Initiativen, Ausflüge und Schiffsreisen. Es stellt ihnen ferner Artikel und Expertenratschläge zur Verfügung, die von PsychologInnen, SoziologInnen und Coaches bearbeitet werden.<sup>7</sup> Auch persönliche Erfahrungen in Form von Berichten von UserInnen, die ihre Liebe gefunden haben, werden veröffentlicht.<sup>8</sup> Im Ranking der Monatszeitschrift *Komputer Świat* rangiert das Portal auf Platz 1. Hier wurden insgesamt sechs ähnliche Kontaktbörsen einer Analyse unterzogen. Zu den wichtigsten Kriterien gehörten u. a. *Internetseite, Bedienung, Inhalt, Funktionen, Kommunikation* und *Suchmaschine*.<sup>9</sup> Innerhalb der ersten zehn Jahre wurden fast fünf Millionen Profile erstellt und 614 Millionen Nachrichten verschickt.

## Analyse

Dem gesamten Korpus mit 100 Erstkontaktversuchen konnten insgesamt 17 Initialtexte<sup>10</sup> entnommen werden, in denen ein Kompliment bzw. mehrere Komplimente nachgewiesen werden konnten, sei es als die einzige Strategie oder integriert in komplexere Texte. Der besseren Übersichtlichkeit halber werden im Folgenden die Originalbeispiele<sup>11</sup> vollständig in polnischer Sprache angeführt. Die analysierten Komplimente wurden fett markiert und im Laufe der Analyse ins Deutsche übersetzt. Die jeweiligen Zwischenkapitel des analytischen Teils wurden je nach Fokus im Kompliment betitelt und des Weiteren

---

<sup>7</sup> Online unter: <https://porady.sympatia.onet.pl/sympatia-radzi/portal-randkowy-sposobem-na-samotnosc/9t81dkr>, zuletzt eingesehen am: 31.05.2018.

<sup>8</sup> Online unter: <https://porady.sympatia.onet.pl/poznali-sie-w-sympatii/historie-milosne>, zuletzt eingesehen am: 30.05.2018.

<sup>9</sup> Online unter: <http://www.komputerswiat.pl/testy/internet/portale-spolecznosciowe/2011/11/porowanie-polskich-serwisow-randkowych.aspx>, zuletzt eingesehen am: 30.05.2018.

<sup>10</sup> Als Initialtext verstehe ich die erste Nachricht unterschiedlicher Länge, nach der eine Rückantwort der Portal-Userin erwartet wird.

<sup>11</sup> Die originelle Schreibweise in den präsentierten Beispielen wurde beibehalten. Darauf lassen sich Tippfehler, Fehler in der Rechtschreibung u. a. zurückführen.



morphosyntaktisch, lexikalisch und thematisch ausführlicher behandelt. Zusammenfassend kann die Vorgehensweise folgendermaßen wiedergegeben werden:

- Bestimmung des Fokustyps: Komplimentgeber-Fokus, Null-Fokus, Komplimentempfängerin-Fokus
- Unterscheidung von charakteristischen Komplimentmustern mit den wichtigsten Wortklassen
- Analyse der lexikalischen Ebene: insbesondere positiv wertende Elemente in Komplimenten
- Besprechung des Komplimentthemas

### **Komplimente mit Null-Fokus**

Es lässt sich feststellen, dass die Komplimente in (1)-(5) die Grundstruktur *ADJ+SUB* aufweisen (z. T. erweitert, z. B. um eine Steigerungspartikel). Aus dieser Struktur ist weder der Komplimentgeber noch der Empfänger abzulesen. Diese macht insgesamt 29 % aller Beispiele mit expressiven Sprechakten aus.

- (1) *ładny opis* 😊 (Konto gelöscht, 17.03.2016)<sup>12</sup>
- (2) *Czesc bardzo trafnie ujelas wszystko w opisie. Znakomity profil* (33 Jahre alt, 24.04.2016)<sup>13</sup>

In den beiden Beispielen kommt die positive Bewertung durch das positiv geladene Adjektiv zum Ausdruck (*ładny* ‚hübsch‘ in *schöne Beschreibung* (1) und *znakomity* ‚hervorragend‘ in *Hervorragendes Profil* (2)). In (1) wird das Kompliment mit dem Emoticon eines lächelnden Gesichts 😊 versehen, das zur Gefühlsäußerung dient. Es fällt auf, dass nur in drei von 17 Initialtexten die Emotionen der Männer auf diese Art und Weise zum Vorschein kommen (also in knapp 18 %). Wie weiter unten zu sehen ist, verwendet nur ein User (12) sogar drei Smileys in einer Nachricht.

---

<sup>12</sup> In Klammern wurde das Datum (Erhalt der Nachricht) und das Alter des Users genannt, falls vorhanden, denn einige Konten wurden gelöscht, so dass das Alter nicht mehr festgestellt werden kann. Auf die Angabe von Benutzernamen wurde bewusst verzichtet.

<sup>13</sup> In diesem Fall tauchen zwei Komplimente auf. Auf sie wird in der Analyse separat eingegangen, da sie unterschiedliche Merkmale aufweisen.

In (3) wird das Adjektiv in der Komplimentstruktur *ADJ+SUB* mit der Steigerungspartikel *Niezwyklye* ‚ungewöhnlich‘ (*Eine ungewöhnlich bezaubernde Beschreibung deiner selbst und deines Traumannes*) zusätzlich verstärkt, *ładna* ‚hübsch‘ in (4) (*ein sehr hübsches Foto*) dagegen mit *bardzo* ‚sehr‘. Außerdem wird in (3) von dem Komplimentgeber nicht nur die Beschreibung der Frau selbst, sondern auch ihres Traumpartners als positiv betrachtet. Das Adjektiv *urzekający* ‚bezaubernd‘ macht die Auswirkung des Kompliments noch stärker, als es beim Adjektiv *ładna* der Fall ist.

- (3) *Niezwyklye urzekający opis siebie i swojego wymarzonego*. (30 Jahre alt, 31.12.2015)
- (4) *czesc dominik jestem . bardzo ładna fptka ,odpisz to pogadamy , nie mam tu swojej fotki ale jak chcesz to podesle ,pozdrawiami czekam buziak* (31 Jahre alt, 25.11.2015)

Zu bemerken ist, dass sich diese Komplimente auf ähnliche oder gleiche Komplimentobjekte beziehen. In drei Fällen ist es die im Portal präsentierte Beschreibung (insbesondere von sich selbst oder vom Traumpartner), in einem Fall ist es das eingestellte Foto und einmal das erstellte Profil selbst, wodurch der Gesamteindruck betont wird (wahrscheinlich als Kombination von Profildfotos und Profiltexen). Daraus lässt sich schließen, dass die Portal-User sowohl die allgemeine Wirkung des Portals als auch das von der Frau kreierte Selbstbild zu schätzen wissen. Das Foto als Komplimentgegenstand kann auch auf das Äußere hindeuten.

- (5) *Jeden z ładniejszych opisów jakie tutaj czytałem..* Hej miałabys ochotę pogadać .. jak tam weekend? (32 Jahre alt, 2.07.2016)

In Beispiel (5) wird *eine der hübscheren Beschreibungen* mit dem Relativsatz *jakie tutaj czytałem..* ‚die ich hier gelesen habe..‘ ergänzt. Da aber der Attribut-satz auf die Beschreibung im Hauptsatz zurückweist, kann man das Kompliment als nullfokussiert betrachten. Der Komplimentgeber verwendet in diesem Fall das Adjektiv *ładny* ‚hübsch‘ im Komparativ (*eine der hübscheren Beschreibungen*), wodurch er impliziert, dass es auch andere hübsche gibt. Es wäre interessant zu prüfen, ob das Einsetzen des Adjektivs im Komparativ, und nicht im Superlativ, einen bedeutsamen Unterschied auf das Empfangen des Kompliments und somit auf die Reaktion macht.

## Komplimente mit Komplimentempfängerin-Fokus

Dieser Fokustyp bildet den häufigsten Typ im Korpus. Dazu wurden die Komplimente gezählt, deren Struktur vereinfacht als

- a. MASZ+ADJ+SUB / (DU) HAST+ADJ+SUB
- b. JESTEŚ+ADJ / (DU) BIST+ADJ
- c. ADV+VERB / ADV+VERB (DU)

wiedergegeben werden kann. Einen wichtigen Bestandteil dieser Komplimentmuster bildet der *du*-Bezug und das Verb in der 2. Pers. Sg. Präs. Indikativ Aktiv. Die Muster können weiter modifiziert werden, was im Folgenden gezeigt wird.

An dieser Stelle wird zuerst noch einmal das Beispiel (2) Czesz *bardzo trafnie ujetas wszystko w opisie*. *Znakomity profil* angeführt, wobei das Augenmerk jetzt dem Kompliment *sehr treffend hast du alles in der Beschreibung in Worte gefasst*. gilt. Dieses Muster besteht wieder aus einem Adjektiv als Träger der positiven Bedeutung, verstärkt durch die Partikel *bardzo* ‚sehr‘. Bemerkenswert ist hier die Tatsache, dass der Mann *wszystko w opisie* ‚alles in der Beschreibung‘ positiv bewertet. Dadurch wird der Wert des Kompliments noch stärker. Das Verb *ując* bleibt neutral, d.h. die positive Bewertung liegt außerhalb des Verbs, genauso wie bei *jesteś* ‚bist‘. Nur in zwei Komplimenten kommt das Verb *jesteś* als Kopulaverb vor:

(6) *jej, ale fajna jesteś* (38 Jahre alt, 15.11.2015)

(7) *Odnalazłem Twój profil xxx.*

*Czytając go stałem się optymistą. Jesteś piękna. Bije od Ciebie taka dobroć, może mi zdradzisz jak to robisz?* Gdybys zdecydowała się udzielić wskazówek a nawet korepetycji podaję numer xxxxxxxxx (31 Jahre alt, 22.08.2017)

Die Bewunderung der Frau wurde in (6) auch mit der Interjektion *jej* betont, und als Träger der positiven Bewertung fungiert hier *fajna* ‚toll‘, in (7) dagegen *piękna* ‚schön‘. Interessanterweise unterscheiden sich die beiden Komplimente auch in der Reihenfolge der jeweiligen Wortarten. In der Struktur ALE+ADJ+JESTEŚ lässt sich bemerken, dass das Adjektiv vor dem Verb steht und die positive Bewertung zusätzlich unterstreicht.

In (7) befindet sich noch ein weiteres Kompliment, und zwar *Bije od Ciebie taka dobroć, może mi zdradzisz jak to robisz?* ‚Du strahlst so eine Güte aus, vielleicht verrätst du mir, wie du das machst?‘. Die positive Bewertung wird vor allem durch *bije dobroć* zum Ausdruck gebracht. *dobroć* wird dabei noch mit *taka* ‚so eine‘ modifiziert. Dieses Substantiv weckt sehr positive Konnotationen.

Nur ein einziger Mann greift nach der Struktur MASZ+ADJ+SUB ,(DU) HAST+ADJ+SUB‘:

- (8) Cześć , *masz przepiękny uśmiech*. Może się poznamy? (Konto gelöscht, 3.07.2015)

Wie dem Beispiel zu entnehmen ist, wird hier das Lächeln zum Komplimentobjekt (*du hast ein wunderschönes Lächeln*). Um dem Adjektiv eine noch stärkere Kraft zu verleihen, wurde ihm zusätzlich das Präfix *prze-* angehängt, wodurch *piękny* gesteigert wird ‚wunderschön‘.

Die übrigen adressatenorientierten Komplimente weisen große Ähnlichkeiten auf. Diese äußern sich im Verb *wyglądasz* ‚du siehst ... aus‘. Wie in (9) zu sehen ist, tritt das Verb mit dem vorangestellten Adverb *pięknie* auf. In (10) und (11) ist die Form *wyglądać na* nachzuweisen (Übers.: (10) *Du wirkst wie eine sehr energische Frau*, (11) *Du wirkst sympathisch*).

- (9) Hej xxx *pięknie wyglądasz* (33 Jahre alt, 18.01.2016)
- (10) czesc *po sposobie w jaki piszesz i po zdjęciach wyglądasz na bardzo energiczna kobiete* uprawiasz jakis sport lub masz jakies zainteresowania/?  
Mysle powaznie o zyciu i zalozeniu rodziny podoba mi sie co piszesz na portalu najwazniejszy jest harakter mysle poznaj mnie a przekonasz sie sama jaki jestem? (34 Jahre alt, 15.10.2015)
- (11) Cześć *Wyglądasz na sympatyczną osobę... bardzo przyjemnie się mi czytało Twój profil*. Masz może ochotę trochę popisać, poznać się? Pozdrawiam Maciej (Konto gelöscht, 20.12.2015)

Darüber hinaus macht sich in (10) und (12) *schön schreibst du* bemerkbar, wodurch die Schreibkunst der Portal-Userin ebenso komplimentiert wird.

- (12) Witaj 😊 *pięknie piszesz* 😊 porozmawiajmy Karol z Poznania 😊 (35 Jahre alt, 9.08.2015)

Einen interessanten Rückschluss kann man aus dem Beispiel (13) ziehen. Die Komplimentempfängerin wird *Piękna* ‚Schöne‘ genannt.

- (13) Hej, *Jak wyglądasz Piękna?* Marcin (30 Jahre alt, 25.01.2017)

Hier kann man ein indirektes Kompliment feststellen, und zwar in Form eines Fragesatzes *Wie siehst du aus, Schöne?*. Angemerkt werden muss, dass zu diesem Zeitpunkt, zu dem das Kompliment gemacht wurde, der 30-jährige Mann das Foto der Frau nicht gesehen hat (für einen Tag wurde es gelöscht). Man kann nur vermuten, warum die Anredeform *Piękna* hier erscheint. Vielleicht orientiert sich der Komplimentgeber an dem Profil selbst, insbesondere an der

Beschreibung, die ihn anspricht, oder *Piękna* gilt hier als Aufmunterung dazu, ihm das Foto zuzuschicken.

Ein sehr interessantes Phänomen erscheint in (14). Das Profilfoto der Frau präsentiert nur ihr Gesicht. Daher kann man ihren Körper nicht sehen. Das Kompliment enthält die Konjunktivform *byś wyglądała* (*Du würdest aber in einem langen Kleid oder einem langen Rock toll aussehen*).

(14) *Ale byś fajnie wyglądała w długiej sukience albo długiej spódnicy* 😊 (33 Jahre alt, 29.06.2015)

Daraus lässt sich schließen, dass der Komplimentgeber seine Sicherheit über das schöne Aussehen der Frau äußert. Komplimente im Konjunktiv bilden eher eine Seltenheit, außerdem sind sie nicht unumstritten. Es kommt hier nämlich die Frage auf, ob auch künftige Sachverhalte als Komplimentobjekte gelten können. Hier wird der Standpunkt vertreten, dass sie doch als Komplimente gelten können.

Den Komplimenten mit dem Komplimentempfängerin-Fokus können noch zwei weitere Beispiele zugeschrieben werden.

(15) Witaj mam na imię Rafał mam 41 lat i jestem z Warszawy pisze do ciebie, ponieważ *zaciekawil mnie twój profil i twoja osoba* i chciałbym ciebie bliżej poznać, na razie moglibyśmy sobie tutaj na czatach porozmawiać lub na gg jak masz a później, jeśli zechciałabyś i miałabyś ochotę to moglibyśmy się spotkać u ciebie na mieście żeby bliżej się poznać Np.: spacer, kino, kawka, posiedzieć gdzieś w parku jak będzie ciepło lub pójść do restauracji i siedząc razem degustować się winkiem przy świecach i spokojnie wzajemnie rozmawiając poznać, „Ja jestem typem romantyka jestem spokojny i bardzo lubię troszczyć się o kobietę jeśli ciebie zainteresuje to będę tobie wdzięczny, z czego z góry bardzo dziękuję i pozdrawiam Rafał. (41 Jahre alt, 18.08.2016)

Der 41-jährige Portalnutzer informiert sein Gegenüber über den Eindruck, den das Profil auf ihn gemacht hat (*Mein Interesse haben dein Profil und du als Person geweckt*). Dazu setzt er das Verb *zaciekawil* ein. Dieses könnte man so paraphrasieren, dass das Profil sein Interesse geweckt hat. Somit wird hier das positive Urteil mit Hilfe eines Verbs sprachlich realisiert, was im ganzen Korpus nur selten der Fall ist. An dieser Stelle kann gesagt werden, dass zu den Trägern positiver Bewertungen am häufigsten Adjektive und Adverbien, gefolgt von Substantiven, gehören. Was den Komplimentgegenstand in (15) angeht, lässt sich erneut erkennen, dass sich das Profil und die Person als lobenswert erweisen.

Auch (16) wurde den Komplimenten dieser Gruppe zugeordnet. Der Grund dafür ist, dass auch hier (*sehr interessierst du mich*) der *du*-Bezug deutlich in den Vordergrund rückt. Die Tatsache, dass sie ihn interessiert, fokussiert das Kompliment auf den Gesamteindruck, den sie auf ihn gemacht hat.

- (16) Witaj, chcę Cię poznać, *bardzo mnie interesujesz*. Kolacja lunch czy kawa?  
(Konto gelöscht, 29.08.2015)

## Komplimente mit Komplimentgeber-Fokus

Eine weniger zahlreiche Gruppe machen die Komplimente aus, in denen die Sprecherorientiertheit nachweisbar ist. Diese zeichnen sich in der Regel durch die Ich-Form und das Verb in der 1. Pers. Sg. aus. Im Initialtext (7) wurde solch ein Kompliment eingesetzt, und zwar *Czytając go stalem się optymistą*. (wörtl. *Als ich es [das Profil, VF] gelesen habe, wurde ich ein Optimist [wurde ich optimistisch, VF]*). In diesem Fall taucht das Personalpronomen *ich* auf, und der Komplimentgeber gibt zu erkennen, wie das Profil auf ihn wirkt. Das Verb steht auch in der 1. Pers. Sg., aber diesmal im Prät. Indikativ Aktiv. Das Kopulaverb *stać się* ‚werden‘ erscheint mit dem Prädikativ *optymista* (*Optimist*).

Auch (17) kann als Kompliment mit Komplimentgeber-Fokus gesehen werden, da der Verfasser das Verb *Odzywam się* [sic!], ‚Ich melde mich‘ verwendet und weiter eine Erklärung abgibt, in der eine positive Bewertung realisiert wird. Positiv scheint für den Komplimentgeber sowohl die interessante Beschreibung als auch der allgemeine Charakter der Userin sowie das Sternzeichen der Fische zu sein (*Ich melde mich bei Dir wegen deiner interessanten Beschreibung und demzufolge allgemein deinem Charakter, und dem Sternzeichen Fische...*).

- (17) Witaj. *Odzywam się do Ciebie z racji interesującego Twojego opisu-co za tym idzie-ogólnie charakteru Twojej osoby, no i znaku Ryby...* Gdybyś miała ochotę na wymianę kilku zdań to serdecznie Cię zapraszam do kontaktu. Pozdrawiam Cie.Z (35 Jahre alt, 2.03.2017)

Dies kann mit den Erfahrungen des Mannes mit Fischen und seinem Weltwissen über Menschen mit diesem Sternzeichen verbunden sein. Das Adjektiv *interessant* drückt direkt die positive Bewertung aus.

## Fazit

Das Thema *Kompliment* wird in dem vorliegenden Artikel unter formalen und thematischen Aspekten behandelt, die anhand von 20 Beispielen geschildert wurden (in 17 Initialtexten ließen sich Komplimente nachweisen). Die qualitativ-quantitative Analyse hat die wichtigsten Eigenschaften des expressiven Aktes angeschnitten. Untersuchungsgegenstand waren Komplimente von Männern aus Polen, die an eine Polin gemacht wurden. Folgende Erkenntnisse konnten dabei gewonnen werden.

- 1) Die Häufigkeit des Auftretens von Komplimenten beläuft sich auf 17 %. In einem Initialtext treten sogar drei Komplimente hintereinander auf, in einem anderen dagegen zwei. Ansonsten war jeweils ein Kompliment vorzufinden. 17% bilden keine besonders hohe Anzahl an Sprechakten. Wenn man jedoch bedenkt, dass in den 100 Initialtexten 54 von den Komplimentgebern selbst formuliert wurden und in 46 aller Fälle die Komplimentsender nach vorgefertigten Mustern greifen, so machen die 17 innerhalb von 54 über 32% aus. Die Erschließung der Rolle von Komplimenten auf Dating-Portalen bedarf auf jeden Fall einer breiter angelegten Studie, insbesondere in Hinblick auf interkulturelle Besonderheiten.
- 2) Insgesamt konnte man sechs diverse Komplimentthemen<sup>14</sup> unterscheiden, dabei belegen den ersten Platz mit 30 % die *Beschreibung* auf dem Profil und das *Aussehen*, gefolgt von dem *Profil* im Allgemeinen und der *Komplimentempfängerin* selbst (*du*) mit 15 %. An dritter Stelle platziert sich das *Foto* und das *Lächeln* als Komplimentobjekt (jeweils 5 %).
- 3) Auf der morphosyntaktischen Ebene ist der formelhafte Charakter von Komplimenten zu beobachten. Dies äußert sich z. B. in dem ziemlich begrenzten Repertoire an sprachlichen Mitteln. Interessanterweise greifen Männer nach ähnlichen Strukturen sowie Wortarten zum Aufbau dieser Sprechakte. Wenn man die häufigsten positiv geladenen Wortarten analysiert, so ergibt sich aus der Analyse Folgendes: Die am häufigsten verwendete Steigerungspartikel ist *bardzo* ‚sehr‘, einmal erscheint auch *niezwykle* ‚außergewöhnlich‘. Nur selten wurden Substantive gefunden, wie z. B. *Piękna* ‚Schöne‘ als Anredeform, *optymista* ‚Optimist‘ oder *dobroć* ‚Güte‘.

---

<sup>14</sup> Die Komplimentobjekte überlappen sich zwar (das Lächeln könnte auch als Element des Aussehens betrachtet werden), jedoch ist es generell von Vorteil, eine solche detailliertere Unterscheidung zu machen, um einen genauen Einblick in das Themenspektrum zu erhalten.

Auch die Verben *zaciekawić* und *interesować* weisen keine hohe Frequenz auf. Zu der zweitgrößten Gruppe gehören Adverbien (*pięknie* dominiert, *fajnie* oder *trafnie* erscheinen nur einmal). Es besteht kein Zweifel, dass Adjektive in Komplimenten eine entscheidende Rolle spielen. Dies findet hier eine Bestätigung. 30 % aller positiv wertenden Adjektive bildet *ładny*, *ładna*, *ładniejszy*, 20 % dagegen entfallen auf *piękna*, *przepiękny*. Die übrigen Adjektive kommen einmalig vor (*znakomity*, *urzekający*, *fajna*, *energiczna*, *sympatyczna*).

Komplimente mit Komplimentempfängerin-Fokus zeichnen sich durch eine hohe Frequenz aus (65 %), auf Platz 2 befinden sich mit 25 % die Komplimente mit dem Null-Fokus, der Komplimentgeber-Fokus bildet dagegen das Schlusslicht, seine Zahl beläuft sich auf 10 %.

Zuletzt gilt es zu betonen, dass in diesem Beitrag nur die Erstkontaktversuche im Vordergrund stehen. Es kann vermutet werden, dass Komplimente auch im weiteren Verlauf des Gesprächs vorkommen werden. Dies erfordert aber eine weitere und detailliertere Untersuchung, die bestimmt interessante Erkenntnisse liefern kann.

## Literatur

- BONACCHI, SILVIA (2013): *(Un)Höflichkeit. Eine kulturologische Analyse Deutsch – Italienisch – Polnisch*. Frankfurt a. M.
- CHEN, RONG (1993): *Responding to compliments: A contrastive study of politeness strategies between American English and Chinese speakers*. In: *Journal of Pragmatics* 20:49-75.
- DAIKUHARA, MIDORI (1986): *A study of compliments from a cross-cultural perspective. Japanese vs. American English*. In: *Penn Working Papers in Educational Linguistics* 2(2):103-133.
- DRABIK, BEATA (2004): *Komplement i komplementowanie jako akt mowy i komunikacyjna strategia*. Kraków.
- DUTTLINGER, CLAUDIA (1999): *Komplimente im Spanischen*. Freiburg.
- ECKERT, PENELOPE/MCCONNELL-GINET, SALLY (2003): *Language and Gender*. New York.
- FRANKOWSKA, VIOLETTA (2017): *Komplimentenwiderungen und Geschlecht im deutsch-polnischen Vergleich. Eine linguistische Studie*. Poznań.
- GROCHOWALSKA, KATARZYNA (2012): *Cyberflirt: czym zachowania online różnią się od tych offline*. In: *Humanicus* 7: [www.humanicus.org/global/issues/humanicus-7-2012/humanicus-7-2012-5.pdf](http://www.humanicus.org/global/issues/humanicus-7-2012/humanicus-7-2012-5.pdf) (30.05.2018).
- HERBERT, ROBERT K. (1990): *Sex-based differences in compliment behavior*. In: *Language in Society* 19:201-224.



- HOLMES, JANET (1986): *Compliments and compliment responses in New Zealand English*. In: *Anthropological Linguistics* 28(4):485-508.
- HOLMES, JANET (1988): *Paying compliments. A sex-preferential politeness strategy*. In: *Journal of Pragmatics* 12:445-465.
- JAWORSKI, ADAM (1995): *'This is not an Empty Compliment!' Polish Compliments and the Expression of Solidarity*. In: *International Journal of Applied Linguistics* 5:63-94.
- KACPRZAK, KAMILA (2014): *Zmiany w sposobie poszukiwania partnera życiowego – przegląd badań dotyczących użytkowników portali randkowych*. In: *Teraźniejszość – Człowiek – Edukacja*. Bd. 17, 4(68):147-162.
- LORENZO-DUS, NURIA (2001): *Compliment responses among British and Spanish university students. A contrastive study*. In: *Journal of Pragmatics* 33:107-127.
- MANES, JOAN / WOLFSON, NESSA (1981): *The compliment formula*. In: COULMAS, FLORIAN (ed.): *Conversational Routine. Explorations in Standardized Communication Situations and Prepatterned Speech*. The Hague, Paris, New York, 115-132.
- MARX, KONSTANZE (2012): *„Ich finde Dein Profil interessant“ – Warum virtuelle Erstkontakte auch für die Linguistik interessant sind*. In: BEDIJS, KRISTINA / HEYDER, KAROLINE HENRIETTE (eds): *Sprache und Personen im Web 2.0. Linguistische Perspektiven auf YouTube, SchülerVZ & Co*. Berlin, 95-109.
- NELSON, GAYLE / EL-BAKARY, WAGUIDA / AL-BATAL, MAHMOUD (1996): *Egyptian and American compliments. Focus on second language learners*. In: GASS, SUSAN / NEU, JOYCE (eds.): *Speech acts across cultures. Challenges to communication in a second language*. Berlin, New York, 109-128.
- NICOLAISEN, SÜNJE (2007): *Kompliment als Höflichkeitsstrategie. Ein Vergleich am Beispiel des Schwedischen und des amerikanischen Englischen*. Saarbrücken.
- RUHI, ŞÜKRIYE / DOĞAN, GÜRKAN (2001): *Relevance theory and compliments as phatic communication. The case of Turkish*. In: BAYRAKTAROĞLU, ARIN / SIFIANOU, MARIA (eds.): *Linguistic Politeness across Boundaries. The Case of Greek and Turkish*. Amsterdam, 341-390.
- SIFIANOU, MARIA (2001): *“Oh! How appropriate!” Compliments and politeness*. In: BAYRAKTAROĞLU, ARIN / SIFIANOU, MARIA (eds.): *Linguistic Politeness across Boundaries. The Case of Greek and Turkish*. Amsterdam, 391-430.
- WOLFSON, NESSA (1983): *An empirically based analysis of complimenting in American English*. In: WOLFSON, NESSA / JUDD, ELLIOT (eds.): *Sociolinguistics and language acquisition*. Rowley, 82-95.

## **Internetseiten**

- <http://www.komputerswiat.pl/testy/internet/portale-spolecznosciowe/2011/11/porowanie-polskich-serwisow-randkowych.aspx> (30.05.2018).
- <https://porady.sympatia.onet.pl/poznali-sie-w-sympatii/historie-milosne> (30.05.2018).
- <https://porady.sympatia.onet.pl/sympatia-radzi/portal-randkowy-sposobem-na-samotnosc/9t81dkr> (31.05.2018).



MIŁOSZ WOŹNIAK

## Visuelle Elemente als feste Bestandteile moderner Texte

Das Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, die Funktion und Typen visueller Elemente in populärwissenschaftlichen Texten zur Diskussion zu stellen. Damit geht die Frage nach der Textdefinition einher, die – wie es scheint – immer noch nicht endgültig und für alle zufriedenstellend beantwortet werden konnte. Vermutlich muss sie nicht beantwortet werden, da jede Forschungsperspektive ihr eigenes Verständnis unterstützt. Die Untersuchung basiert auf 45 populärwissenschaftlichen Zeitschriftenartikeln aus dem Bereich der Biologie und benachbarter Disziplinen.<sup>1</sup>

### **Visual elements as steady components of modern texts**

The aim of this paper is to discuss the role of visual elements in popular science texts. Closely connected to this issue is the question of the definition of text which – as it seems – could not yet be solved in a complete and satisfying way for everyone (and probably it does not need to be solved, as each scientific research perspective-justifiably – has its own understanding of this phenomenon). The analytical base for the empirical research undertaken here, consists of 45 popular science texts taken from magazines, in which biology and related disciplines are a topic of discussion.

### **Elementy wizualne jako stałe elementy współczesnych tekstów**

Celem niniejszej pracy jest przedyskutowanie roli i typów elementów wizualnych w tekstach popularnonaukowych. Z tym powiązane jest pytanie dotyczące definicji tekstu. Jak dotąd nie doczekało się ono ostatecznej odpowiedzi, co jednak – jak wiele na to wskazuje – nie jest konieczne, ponieważ każda perspektywa badawcza rozumie ten fenomen na swój sposób. Bazę analiz empirycznych stanowi 45 tekstów popularnonaukowych dotyczących biologii i dziedzin pokrewnych.

---

<sup>1</sup> Dieser Beitrag stellt eine überarbeitete und erweiterte Fassung des Vortrags, den der Autor auf der GAL-Tagung in Frankfurt/Oder im September 2015 gehalten hat, dar. Die Analyse visueller Elemente bildet zudem einen Teil des abgeschlossenen Dissertationsprojektes, dessen Ergebnisse in WOŹNIAK (2015) präsentiert wurden.

## Einleitung

Will man moderne Texte bzw. deren kleinere oder größere Klassen (im Sinne von HEINEMANN / HEINEMANN 2002) charakterisieren, so kann meist auf folgende Termini nicht verzichtet werden: Text-Bild-Beziehung, Multimodalität, Delinearität, Transkriptivität etc. Dies ist damit in Beziehung zu setzen, dass heutzutage – der allgemeinen Tendenz entsprechend – immer mehr Textsorten keine linearen, rein sprachlichen, monomodalen Gebilde sind. Vielmehr kommt es zu diversen Verbindungen / Verschmelzungen des Verbalen und des nicht Verbalen, wobei – wie SCHMITZ (2011:24) treffend feststellt – die „multimodale Kommunikation, also Verständigung über parallele Kanäle mit mehreren Sinnen, eigentlich der Standardfall“ ist. Die Einbeziehung des Visuellen macht sich sowohl in Alltags- als auch in Fachtexten bemerkbar.

In dem 2002 erschienenen Sammelband *Brauchen wir einen neuen Textbegriff?* nennt unter anderem KLEMM (2002:18) folgende (aber wohl nicht alle möglichen) Dichotomien, die bei der Textdefinition von Belang sein könnten:

- pragmatisch vs. grammatisch
- satzbasiert vs. äußerungsbasiert
- schriftlich vs. mündlich
- monologisch vs. interaktiv
- verbal vs. nonverbal / multimedial
- produktionsorientiert vs. rezeptionsorientiert
- „fertiges“ / statisches Produkt vs. dynamischer Prozess
- abgegrenzt vs. intertextuell verknüpft

Schon an dieser kurzen Zusammenstellung der Kriterien wird ersichtlich, dass die vielen Ansätze zur Textdefinition begründet sind und mit der Betrachtungsperspektive zusammenhängen. Auch an der Frage, ob auch nicht verbale Komponenten in das Untersuchungsfeld der Textlinguistik fallen, zeigt sich die unterschiedliche Herangehensweise an das Phänomen Text. Vereinfacht lassen sich hier gemäß der bewährten Einteilung BRINKERS (vgl. 2014:13-17) die sprachsystematische und die kommunikationsorientierte Richtung unterscheiden, wobei nur die letztere auch die pragmatischen Aspekte in den Mittelpunkt stellt. Unter den pragmatischen Gesichtspunkten sind außer dem Verbalen alle nicht verbalen Aspekte zu verstehen, unter anderem der kommunikative und sprachliche Kontext, das Wissen der an der Kommunikation Beteiligten, ihre Intention usw. Unter anderem GÖPFERICH (1995:189) spricht hier von „text-internen“ und „textexternen“ Merkmalen.

## **Theoretische Grundlagen**

Ich plädiere für einen weiten (= kommunikationsorientierten) Textbegriff, der sowohl verbale wie auch nicht verbale Elemente umfasst. Dies impliziert den Einbezug von nicht verbalen Textbausteinen in die Analyse. *Text* wird in diesem Kontext pragmatisch als ein komplexes kommunikatives Gefüge verstanden, bestehend aus verbalen Elementen (verbaler Teiltext, kurz: Text) und nicht verbalen Elementen (visueller Teiltext, kurz: Bild). Obwohl sich Text und Bild semiotisch unterscheiden, sind sie integrativ als eine Einheit zu betrachten.<sup>2</sup> Eine Begründung dieses Vorgehens ist unter anderem in STÖCKL (2011:55) zu finden, der schreibt, dass man Bilder als „vollwertigen Teil des Gesamttextes“ zu betrachten habe. An anderer Stelle führt er aus: „Bilder sind an und für sich bereits Texte, die auch in der kommunikativen Praxis alleine stehen können“ (STÖCKL 2004a:243).<sup>3</sup> Im Kontext der Bündelung von Text und Bild spricht SCHMITZ (2011:25) von „Sehflächen“, die er als „Flächen, auf denen Texte und Bilder in geplantem Layout gemeinsame Bedeutungseinheiten bilden“ (SCHMITZ 2011:25), definiert. Dem Konzept der Sehflächen schließen sich auch unter anderem MAKOWSKA (vgl. 2014:108-117) und KAPUŚCIŃSKA (vgl. 2017:53) an.

Ein solches breites Textverständnis bedeutet das (nicht immer einfache) Hinausgehen über die traditionellen linguistischen Untersuchungsebenen und den Einbezug anderer, nicht mehr rein sprachlicher Aspekte, die oftmals im Rahmen der Medienlinguistik, der Bildlinguistik oder gegebenenfalls der Bildwissenschaft untersucht werden. Medienlinguistik verstehe ich mit STÖCKL (2012:17-18) als diejenige Disziplin, die sich „mit den Mustern und Techniken des Zusammenspiels diverser Kodes auseinandersetzt“ und die „massenmediale Kommunikationsformen und Texte“ untersucht. Bei der Bildlinguistik „handelt es sich“ – so KLEMM und STÖCKL (2011:11) – „momentan noch um eine spezifische Perspektive innerhalb der Text- und Medienlinguistik“. Anders gesagt: Die text(sorten)linguistische Untersuchung von Texten wird um die medienlinguistische und bildwissenschaftliche Komponente ergänzt. Dies stellt sicher, dass auch andere, nicht mehr rein verbale Phänomene, einbezogen

---

<sup>2</sup> Zu den Unterschieden und Ähnlichkeiten zwischen Text und Bild vgl. z. B. STÖCKL (2016:9-19) und SCHMITZ (2011:29-38).

<sup>3</sup> Vgl. auch das Zitat von DIEKMANN-SHENKE (2008:86): „Erst die Präsentation der Bilder zusammen mit dem damit verbundenen sprachlichen Kommentar stellt das eigentliche Kommunikat dar.“

werden. Es kann in diesem Zusammenhang für eine „multimodale Textlinguistik“ (OPIŁOWSKI 2013:223; 2015:24-27) plädiert werden.

Noch vor einigen Jahren wurde kritisiert, dass die Linguistik dem Visuellen zu wenig Aufmerksamkeit schenken würde. Und so stellte z. B. SCHMITZ (2005:205) fest: „Linguisten sind bilderblind“ und führte aus: „Wir können Sprache gut analysieren, kaum aber Nachbarschaften von Sprache und Bild“ (SCHMITZ 2005:191). Tatsächlich haben z. B. strukturalistische Arbeiten außersprachliche Phänomene außer Acht gelassen. Erst mit und nach der pragmatisch-kommunikativen Wende in den 1970er Jahren (vgl. HELBIG 2002:252-258) änderte sich dies mit der Einführung von pragmatisch und kognitiv orientierten Modellen.

In den letzten Jahren sind weitere wissenschaftliche Publikationen entstanden, die die Text-Bild-Bezüge thematisieren und anhand konkreter Fallbeispiele erklären. Dies ist ein Beleg dafür, dass die Thematik multimodaler Texte von hohem gesellschaftlichem Belang ist und die oben angesprochene Blindheit der Linguistik für Visuelles revidiert werden könnte. Zu nennen sind hier unter anderem folgende neueste Monografien und Artikel: NÖTH (2016), SCHMITZ (2016), STÖCKL (2016), KAPUŚCIŃSKA (2017) sowie kontrastive deutsch-polnische Arbeiten zu diesem Themenkomplex, unter anderem der Sammelband von ANTOS / OPIŁOWSKI / JAROSZ (2014) (eds.) und die Monografie von OPIŁOWSKI (2015).

## **Untersuchung und Methodologie**

Das gesamte Projekt (vgl. Fußnote 1 in diesem Beitrag) betraf die textlinguistische Mehrebenenanalyse von populärwissenschaftlichen Texten im Bereich der Biologie.

Die Analyse wurde in zwei Teile gegliedert. Im ersten Schritt wurden die vier grundsätzlichen textlinguistischen Untersuchungsebenen herangezogen, so wie sie von HEINEMANN / VIEHWEGER (1991), HEINEMANN (2007) und HEINEMANN / HEINEMANN (2002) vorgeschlagen werden, d.h. die situative, funktionale, inhaltlich-thematische und formal-grammatische Ebene. Im zweiten Schritt wurde die fünfte – die metakommunikative – Ebene hinzugefügt. Hier wurde gefragt, welchen Beitrag die jeweiligen metakommunikativen und metasprachlichen Elemente zur Steigerung der Textverständlichkeit leisten. Viele dieser Elemente waren grafischer / visueller Natur.

Im Rahmen dieses Beitrags wird das Augenmerk nur auf diejenigen Analyse-schritte und -kriterien gerichtet, die in verschiedener Form Visuelles thematisieren.

Die Textsorte Populärwissenschaftlicher (Zeitschriften-)Artikel wird unter anderem in den Fachtexttypologien von GLÄSER (1990) und von GÖPFERICH (1995) namentlich aufgeführt und der fachexternen Kommunikation zugerechnet. Das Phänomen des Visuellen scheint gerade in populärwissenschaftlichen Texten, oder allgemeiner noch in der fachexternen Kommunikation, von sehr großer Bedeutung zu sein. Es ist davon auszugehen, dass visuelle Elemente einen wichtigen Beitrag zum Textverständnis leisten und somit ein Mittel des externen Wissenstransfers sind (vgl. zu dieser Thematik unter anderem den Beitrag von LIEBERT (2011)).

Die Materialgrundlage für die Untersuchung der visuellen Elemente bestand aus insgesamt 45 populärwissenschaftlichen Texten aus deutschsprachigen Zeitschriften, die in den Jahren 2007-2013 erschienen sind und die im Groben eine biologische bzw. ökologische Thematik ansprechen (entweder als Ganzes oder nur in bestimmten Kolumnen). Es konnten anhand des Materials insgesamt drei thematische Großbereiche festgesetzt werden:

- Bereich 1: Fragen des Umwelt-, Arten-, Natur- und Gewässerschutzes etc.
- Bereich 2: Die Natur und der Mensch (Wechselbeziehungen)
- Bereich 3: Beschreibungen von Lebewesen

Untersucht wurden Texte aus folgenden Zeitschriften (jeweils in Eigenschreibung):

- *bild der wissenschaft* (10 Beiträge, insgesamt 46 Seiten)
- *natur + kosmos* (5 Beiträge, insgesamt 27 Seiten)
- *natur* (5 Beiträge, insgesamt 30 Seiten)
- *Naturschutz heute* (10 Beiträge, insgesamt 22 Seiten)
- *P.M. Magazin* (10 Beiträge, insgesamt 67 Seiten)
- *DER SPIEGEL* (5 Beiträge, insgesamt 14 Seiten)

Daraus ergibt sich ein Textkorpus von 45 Texten mit insgesamt 206 Seiten. Alle untersuchten Texte beinhalten visuelle Elemente.

Nachfolgend werden zwei von insgesamt 15 Untersuchungskriterien präsentiert, die in unterschiedlicher Ausprägung das Visuelle der Texte ansprechen. Das erste Analysekriterium heißt in Anlehnung an GÖPFERICH (1995) „Gliederungselemente“ und umfasst die meist nonverbal realisierten sowohl mikro- als auch makrotypografischen (vgl. STÖCKL 2004b:22) Elemente mit textgliedernder Funktion (vgl. GÖPFERICH 1995:389-390). Das andere Kriterium, in dessen Rahmen Visuelles untersucht wurde, lautet „externe Bilder“. Gemeint sind hier – in Anlehnung an BALLSTAEDT (vgl. 2012:18) – alle Formen von

Visualisierung, von Tabellen über Grafiken und Diagramme bis hin zu Farbbildern. Externe Bilder entsprechen in etwa den materiellen Bildern bei STÖCKL, die er von den sprachlichen und mentalen Bildern abhebt und somit von einer „Dreifaltigkeit des Bildlichen“ ausgeht (vgl. STÖCKL 2004a:9).

## Untersuchungsergebnisse 1: Gliederungselemente

In den Texten des Korpus konnten folgende Gliederungselemente ausgewiesen werden: Überschriften, Abschnitte / Absätze, Kolonnen / Spalten, Fettdruck, Großbuchstaben, Kästen / Rahmen, Punkte / Pfeile / Striche, Farbunterlegung und Kursivschrift. In der nachfolgenden Tabelle werden alle Gliederungselemente nach der jeweiligen Zeitschrift numerisch und prozentual zusammengestellt.

	Zeitschrift	Überschriften	Abschnitte / Absätze	Kolonnen / Spalten	Fettdruck	Großbuchstaben	Kästen / Rahmen	Punkte / Pfeile / Striche	Farbunterlegung	Kursivschrift
1	<i>bild der wissenschaft</i>	10 / 10	10 / 10	10 / 10	10 / 10	10 / 10	7 / 10	8 / 10	6 / 10	0 / 10
2	<i>natur + kosmos</i>	5 / 5	5 / 5	5 / 5	5 / 5	5 / 5	0 / 5	0 / 5	0 / 5	4 / 5
3	<i>kosmos</i>	5 / 5	5 / 5	5 / 5	5 / 5	5 / 5	0 / 5	0 / 5	1 / 5	1 / 5
4	<i>Naturschutz heute</i>	10 / 10	10 / 10	10 / 10	10 / 10	0 / 10	0 / 10	0 / 10	0 / 10	1 / 10
5	<i>P.M. Magazin</i>	10 / 10	10 / 10	10 / 10	10 / 10	5 / 10	1 / 10	0 / 10	0 / 10	0 / 10
6	<i>DER SPIEGEL</i>	5 / 5	5 / 5	5 / 5	5 / 5	5 / 5	0 / 5	0 / 5	0 / 5	0 / 5
	gesamt	45 / 45	45 / 45	45 / 45	45 / 45	30 / 45	8 / 45	8 / 45	7 / 45	6 / 45
		100 %	100 %	100 %	100 %	66,6 %	17,7 %	17,7 %	15,5 %	13,4 %

Tab. 1: Gliederungselemente in den untersuchten Texten (eigene Darstellung, detaillierter in WOŹNIAK 2015:206)



In allen 45 Texten kommen Kolonnen bzw. Spalten, Überschriften und Abschnitte sowie Fettdruck vor. Diese vier genannten Typen der Gliederungselemente können als grundlegend angesehen werden. Ein häufiges Gliederungselement sind zudem Großbuchstaben, die in sieben von zehn Texten vorhanden sind. Die verbleibenden Elemente sind weniger häufig und in 13 bis 18 % aller Texte repräsentiert.

Es lässt sich auch schlussfolgern, dass redaktionelle Konventionen eine wichtige Rolle bei der Textgestaltung spielen. In der Zeitschrift *Naturschutz heute* werden zum Beispiel keine Großbuchstaben verwendet. Charakteristisch für die jeweilige Zeitschrift ist ein vorgegebenes Layout, das nur in einem bestimmten Rahmen modifiziert werden kann.

Zu beobachten ist auch ein logisches Verhältnis zwischen der Länge des Artikels und der Anzahl der vorkommenden Gliederungselemente. In längeren Texten müssen mehrere solcher Elemente eingesetzt werden, um das Textverstehen metakommunikativ zu unterstützen.

## **Untersuchungsergebnisse 2: Externe Bilder**

Wie bereits erwähnt, wurde die Klassifizierung der externen Bilder von BALLSTAEDT (2012) herangezogen. Die wichtigsten Typen sind darstellende Bilder (darunter Abbilder und Visualisierungen, wobei die letzteren Charts und Diagramme umfassen) und nicht darstellende Bilder, die aus Karten und Piktogrammen bestehen. Eine Modifizierung dieser Einteilung war nicht nötig, da ebendiese Typen in den untersuchten Texten vorkamen.

Die Bilder in jedem Text wurden ausgewiesen und durchnummeriert. Erste Einblicke in die Struktur der Texte konnte die Textmakrostruktur geben. Bei deren Analyse bin ich von der traditionellen z-förmigen Lese- und Betrachtungsrichtung ausgegangen, obwohl ich mir darüber im Klaren bin, dass multimodale Texte nicht mehr linear, sondern delinear und simultan betrachtet und gelesen werden. Dieses Vorgehen war aber aus praktischen Gründen gut handhabbar. Damit die Makrostrukturen noch übersichtlicher dargestellt werden konnten, wurden jeweils in der linken Spalte die verbalen Teiltexthe (die Blöcke des Haupt- und Auxiliartextes – vgl. GÖPFERICH 1995 – und in der rechten die Blöcke des visuellen Teiltexthes dargestellt.<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> Aus Platzgründen können die Makrostrukturen hier nicht dargestellt werden. Vgl. eingehender WOŹNIAK (2015:159-174).

Mit der Makrostruktur wurden einerseits die Thematik und andererseits die Textblöcke ‚katalogisiert‘. Hier konnte auch gezeigt werden, in welcher Reihenfolge die Bilder auf der jeweiligen Seite präsentiert und (möglicherweise) rezipiert werden. Es wurde jeweils der konkrete Bildtyp genannt und die Information hinzugefügt, ob die Abbildung mit einem Kommentar versehen wird und wie viel Prozent der Seitenfläche sie umfasst (hier wurden folgende leicht zu ermittelnde fünf Bereiche vorgeschlagen: bis 25 %, bis 50 %, bis 75 %, über 75 %, 100 % der Seitenfläche).

Die nachstehende Tabelle präsentiert eine Übersicht über die vorhandenen Bildtypen und ihre Häufigkeit, die Verteilung der Bilder auf die jeweiligen Zeitschriften und zusammenfassend die vorhandenen Relationen auf der Achse verbale und visuelle Teiltex-te.

	Zeitschrift	Anzahl der Seiten	Anzahl der Bilder	Bilder pro Seite	Typen der externen Bilder						Relation zum verbalen Teiltex-t		
					Farb-Bild	Schwarz-Weiß-Bild	Tabellen und sonst. Charts	Diagramm	Karte	Piktogramm	gleichwertig	überwertig	unterwertig
1	<i>bild der wissen-schaft</i>	46	87	1,89	76	0	1	1	2	7	58	12	69
2	<i>natur + kosmos</i>	27	29	1,07	28	0	0	1	0	0	18	2	27
3	<i>natur</i>	30	36	1,2	32	3	1	0	0	0	32	4	32
4	<i>Natur-schutz heute</i>	22	59	2,68	56	0	1	0	0	2	28	0	58
5	<i>P.M. Magazin</i>	67	100	1,49	86	2	1	0	11	0	95	4	66
6	<i>DER SPIEGEL</i>	14	13	0,93	10	0	1	0	2	0	10	3	8
		<b>206</b>	<b>324</b>	<b>1,57</b>	<b>288</b>	<b>5</b>	<b>5</b>	<b>2</b>	<b>15</b>	<b>9</b>	<b>241</b>	<b>25</b>	<b>260</b>
		<b>prozentualer Anteil</b>			<b>88,89 %</b>	<b>1,54 %</b>	<b>1,54 %</b>	<b>0,62 %</b>	<b>4,63 %</b>	<b>2,78 %</b>			

Tab. 2: Externe Bilder – Zusammenstellung (eigene Darstellung, Quelle: WOŹNIAK 2015:211)

In den untersuchten Texten konnten insgesamt 324 externe Bilder festgestellt werden. Die mit Abstand zahlreichste Gruppe mit fast 90 % aller Vorkommen sind Farbbilder, sonstige Bildtypen stellen eher Randerscheinungen dar. Dies sind Schwarz-Weiß-Bilder mit ca. 1,5 %, Tabellen (und sonstige Charts) ebenfalls mit 1,5 %, Diagramme 0,6 %, Karten 4,6 % und Piktogramme 2,8 %. Daraus ergibt sich, dass auf jede Textseite des Korpus durchschnittlich 1,57 Bilder entfallen, wobei die Werte für unterschiedliche Zeitschriften sehr unterschiedlich ausfallen. Die wenigsten Bilder enthalten die Texte in *DER SPIEGEL*, durchschnittlich 0,93 Bilder pro Seite, gefolgt von *natur + kosmos* (1,07) und *natur* (1,2); Mittelwerte weisen *bild der wissenschaft* (1,89) und *P.M. Magazin* (1,49) auf und die meisten Bilder sind in Texten aus *Naturschutz heute* zu finden, hier sind im Schnitt 2,68 Bilder pro Seite zu verzeichnen. Hier ist auch noch einmal auf das Verhältnis zwischen der Länge des Artikels und der Anzahl der Bilder hinzuweisen.

Darüber hinaus wurde jeweils nach der semantischen Text-Bild-Relation gefragt. Ich habe mich hier der von KALVERKÄMPER (1998:75) vorgeschlagenen Typologie bedient, die drei Arten von Bezügen vorsieht: die gleichwertige Relation, wenn das Bild **textintegriert** ist, d.h. wenn es das im verbalen Text Gesagte illustriert und annähernd dieselbe(n) Information(n) vermittelt; die überwertige Relation, wenn das Bild **textdominierend** ist, d.h. wenn es deutlich mehr Informationen als der verbale Text selbst bietet, und schließlich die unterwertige Relation, wenn das das Bild **textergänzend**, d.h. wenn es den verbalen Teiltext schmückt und „ohne Verlust der Textverständlichkeit wegfallen [könnte]“ (KALVERKÄMPER 1998:75).

Die oben genannten Bezüge korrespondieren mit den von NÖTH (2000) aufgezählten. NÖTH spricht in diesem Kontext von Redundanz (‚unterwertig‘ bei KALVERKÄMPER), Dominanz (‚überwertig‘ bei KALVERKÄMPER) und Komplementarität (‚gleichwertig‘ bei KALVERKÄMPER), er nennt darüber hinaus die ‚Diskrepanz‘, die vorliegt, wenn Text und Bild, ob intendiert oder nicht, nicht zusammenhängen und die ‚Kontradiktion‘, wenn beide Teiltexte widersprüchlich zueinander sind (vgl. NÖTH 2000:492-494). NÖTHS Einteilung verwenden auch SZCZEK und KALASZNIK (vgl. 2014:150-151) in ihrer Analyse von Bildern in der Boulevardpresse.<sup>5</sup>

Die hier herangezogene Dreiteilung in die gleichwertige, überwertige und unterwertige Relation erschöpft bestimmt nicht alle vorhandenen Möglichkeiten

---

<sup>5</sup> Einen kommentierten Überblick über Text-Bild-Beziehungen bietet OPIŁOWSKI (2015:175-222).

und Schattierungen, ist aber leicht operationalisierbar. Bei der Textanalyse ist leicht feststellbar, ob das jeweilige Bild – in Bezug auf eine bestimmte Stelle des verbalen Teiltexes, mit der es korrespondiert, oder in Bezug auf den Gesamttext – denselben propositionalen Gehalt bietet oder ob dieser Gehalt größer (was z. B. bei Tabellen oder Landkarten der Fall sein kann) oder kleiner ist (wenn das Bild nur nicht direkt mit dem Textthema zusammenhängt); vgl. dazu auch das Beispiel weiter unten.

Der Zusammenstellung ist zu entnehmen, dass – bei Berücksichtigung von Mehrfachzuordnungen – die gleich- und die unterwertige Relation überwiegen, während die überwertige Relation des visuellen Teiltexes zum verbalen Teiltex eher eine Randerscheinung darstellt.

Da die zahlreichste Gruppe externer Bilder mit fast 90 % die Farbbilder ausmachen, möchte ich mich nun eben dieser Gruppe besonders zuwenden: In Bezug auf ihre Häufigkeit stellen sie also den bevorzugten Bildtyp in populärwissenschaftlichen Texten, der in jedem der untersuchten Texte vorkommt. Die meisten dieser Bilder bedecken zwischen 50 bis 75 % einer DIN-A4-Seite, es sind aber auch kleinere und größere Farbbilder vorhanden, die (fast) die ganze Seite umfassen und sozusagen den Hintergrund für die eventuellen Blöcke des verbalen Teiltexes bilden.

Was das Verhältnis der Farbbilder zu den verbalen Teiltexen anbetrifft, so konnten in der überwiegenden Mehrzahl die unterwertige und die gleichwertige Relation nachgewiesen werden. Es konnten auch einige wenige Beispiele für die überwertige Relation gefunden werden. Von einer unterwertigen Relation kann beispielsweise im Fall der Titelseite eines Artikels aus *Naturschutz heute*<sup>6</sup> gesprochen werden, auf der sich unterhalb des Bildes der Auxiliartextblock des Haupttitels befindet. Dieser kann nicht als Kommentar zum Bild gesehen werden, liefert aber wegen der Nähe zu diesem die Information darüber, was für ein Vertreter der Familie der Vögel abgebildet wurde, hier: der Bienenfresser (am Beispiel der Titelseite des in FN 6 genannten Artikels aus *Naturschutz heute*). Im verbalen Text werden unter anderem die Überwinterungsquartiere sowie Zugrouten der Bienenfresser und ihr Bestand in der Bundesrepublik besprochen, während das Farbbild sozusagen den Hauptdarsteller des Textes sehr allgemein präsentiert, ohne z. B. konkrete Quartiere zu dokumentieren oder Karten von Zugrouten zu zeigen. All das deutet auf die unterwertige Relation des Bildes zu dem verbal geäußerten Text hin.

---

<sup>6</sup> LEIPELT, ANNETTE (2012): *Wo überwintern die Bienenfresser?* In: *Naturschutz heute* 3:10-11.

Die meisten der insgesamt wenigen Schwarz-Weiß-Bilder (1,54 % aller Bilder) zeigen die Verfasserinnen und Verfasser der Artikel.

Der nächste zu besprechende Bildtyp sind Tabellen und sonstige Charts – sie sind wie die Schwarz-Weiß-Bilder sehr selten und machen mit insgesamt fünf Vorkommen ca. 1,5 % aller Bilder aus. Was aber auffällt, ist erstens ihr Bezug zum verbalen Text. In allen fünf Fällen vermitteln Tabellen Informationen, die in den Blöcken der verbalen Texte nicht enthalten sind, was auf die überwertige Relation hindeutet. Zweitens sind alle fünf Belege Charts mit ausgedehnten verbalen Kommentaren, die den propositionalen Gehalt noch erweitern und präzisieren. In den untersuchten Texten wurde keine einzige Tabelle gefunden.

Auf die insgesamt zwei Diagramme entfallen 0,6 % aller Bilder. Beide Diagramme vermitteln wie die Charts nicht im verbalen Text enthaltene Informationen, was auf die überwertige Relation verweist. Beide Diagramme werden durch ausgebaute Kommentare begleitet. Das zweite Diagramm enthält im Hintergrund ein mit der Thematik des ganzen Artikels zusammenhängendes Farbbild.

Karten sind nach Farbbildern die zweithäufigste Gruppe externer Bilder, obwohl sie in nur drei von sechs Titeln vorkommen und zwar in: *bild der wissenschaft*, *P.M. Magazin* und *DER SPIEGEL*. Hier kann auch von der überwertigen Relation dieses Bildtyps zum verbalen Text ausgegangen werden. Auf den Karten werden mehr oder weniger realistisch Landteile abgebildet, was praktisch gesehen nicht oder nur schwer versprachlicht werden kann.

Die letzte Gruppe bilden Piktogramme. Die meisten von ihnen, sieben von neun, kommen in einem Text aus dem *bild der wissenschaft* vor, wo kleine Piktogramme von Flaggen der Länder zu finden sind, in denen die im Text beschriebenen Arten heimisch sind.

## Fazit

Als Fazit aus der Analyse visueller Elemente in populärwissenschaftlichen Artikeln, die eine biologische und ökologische Thematik behandeln, bleibt also Folgendes festzuhalten: Visuelle Elemente, von typografischen Mitteln über Charts bis hin zu zahlreichen Farbbildern, sind in populärwissenschaftlichen Texten als wichtige, einige davon wie Kolumnen bzw. Spalten, Überschriften und Farbbilder, sogar als obligatorische Bestandteile dieser Textsorte anzusehen. Viele visuelle Elemente, vor allem aber die Farbbilder, hängen mit der allgemeinen Thematik des Gesamttextes zusammen, müssen jedoch keinen

klar erkennbaren direkten Bezug zum Textthema aufweisen. Die Reihenfolge der Betrachtung spielt keine größere Rolle, denn die Bilder sind oft nicht eng an eine bestimmte Passage des verbalen Textes gebunden, obwohl es natürlich Ausnahmen gibt. Es ist hier von einem Kontextwechsel (Neukontextualisierung) auszugehen (vgl. LIEBERT 2011:363). In den meisten Fällen – und dies korrespondiert mit dem vorhin Gesagten – liegt die unterwertige Relation des Visuellen zum Verbalen vor, d.h. die visuellen Elemente ergänzen nur das im Text Gesagte oder – bei der gleichwertigen Relation – sie illustrieren das im Text Gesagte. Viel seltener ist der Fall, dass das Bild deutlich mehr Informationen liefert und demnach überwertig ist. Die visuellen Elemente werden oftmals durch die verbalen Kommentare, meistens in Form einer Unterschrift oder Legende, aussagekräftiger. Manchmal erschwert das Fehlen eines Kommentars die intendierte Rezeption des Bildes. Es ist hier natürlich darauf hinzuweisen, dass die Bildbedeutung vom Wissen der Rezipierenden abhängt (STÖCKL 2004a:21). Es ist auch davon auszugehen, dass der Wissenstransfer mit visuellen Elementen, wie jeder Wissenstransfer, zur Wissenstransformation werden kann, worauf unter anderem ANTOS (2001) in seinem Grundsatztext zum Wissenstransfer hinweist.

Schon die Tatsache, dass jeder untersuchte Text über visuelle Elemente verfügt, lässt schlussfolgern, dass Bilder obligatorischer Bestandteil der Makrostruktur populärwissenschaftlicher Texte sind. Text und Bild konstituieren ungeachtet unterschiedlicher Modalitäten ein komplementäres Ganzes.<sup>7</sup> Es ist aber zu bedenken, dass ihre Funktionen nicht vollständig gegeneinander austauschbar sind. Dies bestätigt bereits 2000 NÖTH:

Bild und Text sind also in vielerlei Hinsicht komplementär. Was dem Bild fehlt, kann durch den verbalen Text ergänzt werden. Der Überlegenheit des Bildes bei der Repräsentation von konkreten Objekten im Raum steht die Überlegenheit des Textes bei der Repräsentation von Zeit und Kausalität sowie abstrakter Gedanken und Sachverhalte gegenüber. Die Komplementarität von Texten und Bildern wird vor allem im Nebeneinander von Wort und Bild deutlich: Bilder illustrieren Texte, Texte kommentieren Bilder. Mal ist dabei die Information des Textes wichtiger, mal dominiert die Information des Bildes. (NÖTH 2000:492)

Visuelle Elemente erfüllen in populärwissenschaftlichen Texten eine wichtige metakommunikative Funktion: Sie erleichtern das Verständnis des Gesamttextes, da Informationen doppelt kodiert werden können. Es ist auch davon auszugehen, dass sie eine textgliedernde Funktion haben. Darüber hinaus machen

---

<sup>7</sup> HOLLY (2009) spricht hier bildhaft von einem „Wort-Bild-Reißverschluss“.

visuelle Elemente, vor allem Farbbilder, Texte attraktiver und regen zum Weiterlesen an. Man kann hier also von einer verständnisfördernden und von einer illustrierenden (verschönernden) Funktion sprechen. Da die Textsorte Populärwissenschaftlicher Artikel nicht stark konventionalisiert ist, was an deren Makrostruktur leicht ersichtlich ist (vgl. z. B. WOŹNIAK 2015:159-174), zeichnen sich auch die in populärwissenschaftlichen Texten enthaltenen visuellen Elemente durch eine große Variabilität aus.

Die hier stichwortartig dargestellten Analyseergebnisse mögen davon zeugen, dass es durchaus begründet ist, heutzutage in Bezug auf die Mehrheit der Texte von einem weiten Textverständnis auszugehen. Diese pragmatische Perspektive stellt sicher, dass andere – nicht minder wichtige – Aspekte ergänzend herangezogen werden, wodurch die Untersuchung komplexer wird.

## **Literatur**

ANTOS, GERD (2001): *Transferwissenschaft. Chancen und Barrieren des Zugangs zu Wissen in Zeiten der Informationsflut und der Wissensexplosion*. In: WICHTER, SIGURD / ANTOS, GERD (eds.): *Wissenstransfer zwischen Experten und Laien. Umriss einer Transferwissenschaft*. Frankfurt a. M., 3-33.

ANTOS, GERD / OPIŁOWSKI, ROMAN / JAROSZ, JÓZEF (2014) (eds.): *Sprache und Bild im massenmedialen Text. Formen, Funktionen und Perspektiven im deutschen und polnischen Kommunikationsraum*. Wrocław / Dresden.

BALLSTAEDT, STEFFEN-PETER (2012): *Visualisieren. Bilder in wissenschaftlichen Texten*. Wien.

BRINKER, KLAUS / CÖLFEN, HERMANN / PAPPERT, STEFFEN (1985 / <sup>8</sup>2014): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. Berlin.

DIEKMANNSHENKE, HAJO (2008): *Text-Bild-Kommunikation am Beispiel der Postkarte*. In: POHL, INGE (ed.): *Semantik und Pragmatik – Schnittstellen*. Frankfurt a. M. / Berlin / Bern / Bruxelles / New York / Oxford / Wien, 85-107.

FIX, ULLA / ADAMZIK, KIRSTEN / ANTOS, GERD / KLEMM, MICHAEL (2002) (eds.): *Brauchen wir einen neuen Textbegriff?* Frankfurt a. M. / Berlin / Bern / Bruxelles / New York / Oxford / Wien.

GLÄSER, ROSEMARIE (1990): *Fachtextsorten im Englischen*. Tübingen.

GÖPFERICH, SUSANNE (1995): *Textsorten in Naturwissenschaften und Technik: pragmatische Typologie, Kontrastierung, Translation*. Tübingen.

HEINEMANN, MARGOT / HEINEMANN, WOLFGANG (2002): *Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion – Text – Diskurs*. Tübingen.

HEINEMANN, WOLFGANG (2007): *Textsorten. Zur Diskussion um Basiseinheiten des Kommunizierens*. In: ADAMZIK, KIRSTEN (ed.): *Textsorten. Reflexionen und Analysen*. Tübingen, 9-29.

HEINEMANN, WOLFGANG / VIEHWEGER, DIETER (1991): *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen.

HELBIG, GERHARD (2002): *Linguistische Theorien der Moderne*. Berlin.

HOLLY, WERNER (2009): *Der Wort-Bild-Reißverschluss. Über die performative Dynamik audiovisueller Transkriptivität*. In: LINKE, ANGELIKA / FEILKE, HELMUTH (eds.): *Oberfläche und Performanz. Untersuchungen zur Sprache als dynamischer Gestalt*. Tübingen, 389-406.

KALVERKÄMPER, HARTWIG (1998): *Darstellungsformen und Leistungen schriftlicher Fachkommunikation: diachrone und synchrone Aspekte*. In: HOFFMANN, LOTHAR / KALVERKÄMPER, HARTWIG / WIEGAND, ERNST HERBERT (eds.): *Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft*. 1. Halbband. Berlin.

KAPUŚCIŃSKA, ANNA (2017): *Zum Status sprachlich kodierter Einheiten in der massenmedialen Kommunikation*. In: *Linguistik online* 84, 5:51-62.

KLEMM, MICHAEL (2002): *Ausgangspunkte: Jedem seinen Textbegriff? Textdefinitionen im Vergleich*. In: FIX, ULLA / ADAMZIK, KIRSTEN / ANTOS, GERD / KLEMM, MICHAEL (eds.): *Brauchen wir einen neuen Textbegriff?* Frankfurt a. M. / Berlin / Bern / Bruxelles / New York / Oxford / Wien, 17-29.

KLEMM, MICHAEL / STÖCKL, HARTMUT (2011): „Bildlinguistik“ – Standortbestimmung, Überblick, Forschungsdesiderate. In: DIEKMANN SHENKE, HAJO / KLEMM, MICHAEL / STÖCKL, HARTMUT (eds.): *Bildlinguistik. Theorien – Methoden – Fallbeispiele*. Berlin, 7-18.

LIEBERT, WOLF-ANDREAS (2011): *Mit Bildern Wissenschaft vermitteln. Zum Handlungscharakter visueller Texte*. In: DIEKMANN SHENKE, HAJO / KLEMM, MICHAEL / STÖCKL, HARTMUT (eds.): *Bildlinguistik. Theorien – Methoden – Fallbeispiele*. Berlin, 357-368.

MAKOWSKA, MAGDALENA (2014): *Macht zeigen und beschreiben. Über die kommunikative Kraft von Politik kodierenden Sehflächen*. In: ANTOS, GERD / OPIŁOWSKI, ROMAN / JAROSZ, JÓZEF (eds.): *Sprache und Bild im massenmedialen Text. Formen, Funktionen und Perspektiven im deutschen und polnischen Kommunikationsraum*. Wrocław / Dresden, 105-118.

NÖTH, WINFRIED (2000): *Der Zusammenhang von Text und Bild*. In: BRINKER, KLAUS / ANTOS, GERD / HEINEMANN, WOLFGANG / SAGER, SVEN F. (eds.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 1. Halbband. Berlin / New York, 489-496.

NÖTH, WINFRIED (2016): *Verbal-visuelle Semiotik*. In: KLUG, NINA-MARIA / STÖCKL, HARTMUT (eds.): *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext*. Berlin / Boston, 190-216.



- OPIŁOWSKI, ROMAN (2013): *Von der Textlinguistik zur Bildlinguistik. Sprache-Bild-Texte im neuen Forschungsparadigma*. In: *Zeitschrift des Verbandes Polnischer Germanisten / Czasopismo Stowarzyszenia Germanistów Polskich (ZVPG)* 3:217-225.
- OPIŁOWSKI, ROMAN (2015): *Der multimodale Text aus kontrastiver Sicht. Textdesign und Sprache-Bild-Beziehung in deutschen und polnischen Presstexten*. Wrocław / Dresden.
- SCHMITZ, ULRICH (2005): *Blind für Bilder? Warum auch Sprachwissenschaftler Bilder betrachten müssen*. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 69: *Paradigmas lost*, 187-227.
- SCHMITZ, ULRICH (2011): *Sehflächenforschung. Eine Einführung*. In: DIEKMANNSENKE, HAJO / KLEMM, MICHAEL / STÖCKL, HARTMUT (eds.): *Bildlinguistik. Theorien – Methoden – Fallbeispiele*. Berlin, 23-42.
- SCHMITZ, ULRICH (2016): *Multimodale Texttypologie*. In: KLUG, NINA-MARIA / STÖCKL, HARTMUT (eds.): *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext*. Berlin / Boston, 327-347.
- STÖCKL, HARTMUT (2004a): *Die Sprache im Bild – das Bild in der Sprache. Zur Verknüpfung von Sprache und Bild im massenmedialen Text. Konzepte – Theorien – Analysemethoden*. Berlin / New York.
- STÖCKL, HARTMUT (2004b): *Typographie: Gewand und Körper des Textes – Linguistische Überlegungen zu typographischer Gestaltung*. In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 41:5-48.
- STÖCKL, HARTMUT (2011): *Sprache-Bild-Texte lesen. Bausteine zur Methodik einer Grundkompetenz*. In: DIEKMANNSENKE, HAJO / KLEMM, MICHAEL / STÖCKL, HARTMUT (eds.): *Bildlinguistik. Theorien – Methoden – Fallbeispiele*. Berlin, 45-70.
- STÖCKL, HARTMUT (2012): *Medienlinguistik. Zum Status und Methodik eines (noch) emergenten Forschungsfeldes*. In: GRÖSSLINGER, CHRISTIAN / HELD, GUDRUN / STÖCKL, HARTMUT (eds.): *Presstextsorte jenseits der „News“: Medienlinguistische Perspektiven auf journalistische Kreativität*. Frankfurt a. M., 13-34.
- STÖCKL, HARTMUT (2016): *Multimodalität – Semiotische und textlinguistische Grundlagen*. In: KLUG, NINA-MARIA / STÖCKL, HARTMUT (eds.): *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext*. Berlin / Boston, 3-35.
- SZCZEK, JOANNA / KAŁASZNIK, MARCELINA (2014): *Sagt ein Bild mehr als tausend Worte? – Zur Funktion der Bilder in der Boulevardpresse*. In: ANTOS, GERD / OPIŁOWSKI, ROMAN / JAROSZ, JÓZEF (eds.): *Sprache und Bild im massenmedialen Text. Formen, Funktionen und Perspektiven im deutschen und polnischen Kommunikationsraum*. Wrocław / Dresden, 147-163.
- WOŹNIAK, MIŁOSZ (2015): *Der populärwissenschaftliche Artikel als Textsorte*. Poznań.



# INFORMATIONEN und BERICHTE

<http://dx.doi.org/10.18778/2196-8403.2017.08>

## **„Autobiographie in der Literatur und den Künsten“. Humboldt-Kolleg an der Jagiellonen-Universität Kraków, 19.-22.10.2017**

Vom 19. bis zum 22.10.2017 fand im Collegium Maius der Jagiellonen-Universität Kraków das Humboldt-Kolleg *Autobiographie in der Literatur und den Künsten* statt. Veranstalterinnen waren die zwei Humboldtianerinnen Dr. habil. JADWIGA KITA-HUBER von der Jagiellonen Universität und Dr. KALINA KUPCZYŃSKA von der Universität Łódź, die eine beachtliche Anzahl von HumboldtianerInnen sowie international angesehenen WissenschaftlerInnen eingeladen hatten. Es ging um Aspekte der Autobiographie, welche sich im Prozess der künstlerischen Produktion immer wieder zeigen, sei es im literarischen Werk, sei es an der Schnittstelle mit anderen Medien und Künsten wie Bild, Musik, Comic, Blog, Internet oder Performance. Man grenzte sich dabei klar vom traditionellen Biographismus ab, der das Werk durch die Heranziehung der Instanz von AutorInnen erklärt.

Während die Leserschaft im Interesse einer eigenständigen Interpretation berechtigt oder gar verpflichtet ist, die Biographie von AutorInnen zu vernachlässigen, und Letztere versuchen können, übermäßige Selbstinszenierungen zu vermeiden, scheint es schwierig, vielleicht sogar unmöglich, auf das Autobiographische ganz zu verzichten. Die Konferenz veranschaulichte, dass das Erzählen der eigenen Lebensgeschichte (*auto-bio-graphie*) sich im

Prozess des Schreibens oft nicht verhindern lässt, dass dies sogar oft intendiert und im gesamten Spektrum literarischer Schreibverfahren zu beobachten ist: Von der traditionell verstandenen Autobiographie, der Suche nach dem oder einem eigenen Ich, über authentische Selbstinszenierungen und Selbststilisierungen bis zu fiktionalen Fake-Autobiographien, die das Selbstbild der AutorInnen nicht nur zeichnen, sondern dieses auch zur Schau stellen. Dieses Thema wurde auch aus rezeptionsästhetischer Perspektive diskutiert. So fragte etwa MARIE SCHRÖER (Koblenz): „Was verrät der intensive Konsum der Authentizitäts-Spektakel über die aktuellen Bedürfnisse der Lesenden?“. Den vielfältigen Diskurs zur Autobiographie brachte treffend JOACHIM JACOB (Gießen) auf den Punkt, indem er fragte, ob Johann Wolfgang von Goethe mit der ersten Autobiographie (1811-1833) nicht zugleich die letzte geschrieben habe.

Neben klassischen autobiographischen Gattungen (etwa Tagebücher, Erinnerungsbücher, Memoiren, Selbstporträts) wurden während der Tagung neue postmoderne Formen der Autobiographie genannt. Unter diesem Aspekt dominierte die intermediale Perspektive. Blogs, Facebook, Online-Tagebücher und andere Webmaterialien verwiesen auf das Motto ‚Ich poste, also bin ich‘ und die sich wie von selbst schrei-

bende Web-Autobiographie. Eine Konstante, die im Laufe der Konferenz immer wieder hervortrat, war das Zusammenspiel von Text und Bild. Dies entsprach dem Ziel der Veranstalterinnen, auf die Verbindungen von geschriebenem Text mit anderen Medien hinzuweisen. Stark vertreten waren Comic-ForscherInnen, was KUPCZYŃSKAS Forschungsinteresse am thematischen Tagungsschwerpunkt entspricht.

Es wäre schwierig, eine eindeutige Klassifikation der präsentierten Arten von Autobiographien zu erstellen. Die ‚gefälschte‘, autofiktionale Autobiographie stellte sich in den Vorträgen entweder als Selbstinszenierung, als Erschaffung eines neuen Ichs oder als Vorwand zur Selbstfindung (z. B. als „Autogeographie“ im Beitrag von GUDRUN HEIDEMANN) dar. Die Vortragenden thematisierten auch autobiographische Elemente in verschiedenen Paratexten, Rezeptionsästhetischen Texten sowie in philologischen Texten von LiteraturwissenschaftlerInnen.

### Postmoderne Selbstbeschreibung?

PAUL MICHAEL LÜTZELER (St. Louis), Preisträger der Humboldt-Stiftung, eröffnete die Konferenz mit einem Vortrag zum Thema „Erfahrungen und Möglichkeiten einer kosmopolitischen Literaturwissenschaft“.

Neue Formen der menschlichen und nicht-menschlichen Selbstreflexion behandelte der Vortrag von MALGORZATA SUGIERA (Kraków), in dem die Referentin der Frage nachging, wie sich das autobiographische Schreiben in sozialen Netzwerken mithilfe der posthumanen künstlichen Intelligenz auf die neuen literarischen Genres der Repräsentation von Subjektivität auswirkt. Grenzfälle der ‚Automedialität‘ behandelte auch der Beitrag von CHRISTIAN MOSER (Bonn). Er verwies auf die in der

Tradition verankerte emphatische Dimension der Autobiographie, die zu einer ‚wahren‘ Repräsentation des Subjekts beitrage. Man verlange von ihr das Unmögliche – eine Verkörperung des Wahren und Authentischen – konstatierte MOSER. Schnittstellen, die den Wunsch mit der textuellen Realität verbinden, seien Textmodelle, die mit Körperlichem arbeiten, indem sie Ähnlichkeiten – etwa zwischen dem Gesicht von AutorIn und ProtagonistIn – beschreiben, oder tätowierte Körper zum Leitbild erheben. MOSER zeigte die Ursprünge der Idee, alles, was man von sich preisgeben will, auf der Haut zu tragen, am Beispiel von Michael Leiris und seinem Roman *Das Band am Hals der Olympia* (1989). Einen dritten Zugang zur intermedialen Form der Autobiographie präsentierte PIOTR DE BŃCZA BUKOWSKI (Kraków). Anhand der Lieder Bob Dylans und seines Maskenspiels zeigte der Beiträger das autobiographische, sich selbst erkennende Moment im Medium der Musik auf.

Als Antwort auf die postmodernen literarischen Elemente des Autobiographischen an der medialen Grenze zwischen Text und Webseite-Stoff, Tattoos, Comics und Musik schlug JOACHIM JACOB (Gießen) zur Eröffnung des zweiten Tages pietistische Schriften vom Beginn des 18. Jahrhunderts vor. Als Replik zu seinen VordrednerInnen stellte er die literarische Autobiographie als ‚dezentriert‘ von der Korrespondenz mit Bildern oder als ‚Er‘-, nicht ‚Ich‘-Kommunikationsformen dar. Beachtenswert ist, dass dies nicht erst nach der Blütezeit des Genres, sondern schon vor dessen Existenz erfolgte – *avant la lettre*, und zwangsläufig bevor sich die Frage nach deren Authentizität stellte.

### Selbst-, Zeit- und Ort(re)konstruktion

An eine etwas jüngere, aber in ihrer Nutzung des autobiographischen Stoffes be-

deutende Form, erinnerten JAN RÖHNERT und NILS REICHERT (Braunschweig) mit einem Vortrag über die Memoiren Christian von Massenbachs aus der Goethezeit. Wie die Referenten betonten, charakterisieren sich die Memoiren dadurch, dass sie, neben der persönlichen Entwicklung auf die Darstellung der historischen Ereignisse zur Zeit Goethes ein besonderes Gewicht legen. Einem ähnlich ausgerichtetem Zugang zum Autobiographischen widmete sich auch WOLFGANG HACKL (Innsbruck), der aus fragmentarischen Skizzen aus *Mein Leben* (1867) von Adalbert Stifter das poetische und kulturgeschichtliche Umfeld des 19. Jahrhunderts ablas. MARIA KLAŃSKA (Kraków) sprach in diesem Kontext von Erinnerungen des Schreibenden als Material, das in der Prosa von Ilma Rakusa *Mehr Meer* (2009) die mitteleuropäische Mehrfachidentität erfasst.

Eine anders gelagerte Art der Autobiographie besprach GUDRUN HEIDEMANN (Łódź). Unter dem Begriff „Autogeografie“ stellte die Referentin einen Zusammenhang zwischen traditionellem autobiographischem Schreiben und Raumtheorien her. Eine auf Reisen – auf den Spuren der Vorfahren – geschriebene Autobiographie zeigt sich hier als ein Weg, eine (nachträgliche) „Selbst(er)findung“ des eigenen Ichs hervorzubringen. Durch Wiederbesuche, Revisionen und Relektüren geographischer Räume schreiben etwa die autobiographisch Erzählenden bei Katja Petrowskaja und Tomasz Różycki durch den Raum konstituierte Autobiographien und damit auch eine neue Art ostmitteleuropäischer Heimatliteratur.

Durch Mobilität entdeckte Wurzeln des Ichs haben große Bedeutung in der jüdischen Literatur und dem kollektiven Gedächtnis, das praktisch nur von schriftlichen Überlieferungen ohne Bindung an

einen konkreten Raum geprägt ist. Zu diesem Thema referierten MAGDALENA SITARZ und ANDRZEJ PAWELEC (Kraków), die das Werk des in Auschwitz ermordeten Dichters Yitskhok Katsenelson als Autobiographie und als Teil des kollektiven Gedächtnisses des jüdischen Volkes darstellten. Bei MONIKA SCHMITZ-EMANS (Bochum) ging es um ein erdachtes Ich-Konstrukt – ein Exponieren derjenigen Teile der eigenen Geschichte, die dem Schreibenden als strategisch relevant, darstellungswürdig erscheinen. Die Referentin zeigte am Beispiel von Lexika und Wörterbüchern, in die Teile des Privatlebens der AutorInnen einfließen, wie eine romaneske Selbstdarstellung anderer Art kriert wird. Durch den Eindruck der Vollständigkeit einer allgemeinen Enzyklopädie wird indirekt ein Selbstporträt aus gelesenen Büchern, Dingen, Beziehungen, Themen komponiert. So wird ein ‚Sammelsurium‘ ausbuchstabiert, durch das die AutorInnen über sich selbst sprechen.

Eine ähnliche performative Macht der Selbstinszenierung fokussierte KATARZYNA NORKOWSKA (Toruń). Ihre Betrachtung betraf nicht den Haupttext des literarischen Werkes, sondern das ihm angehängte Beiwerk – Paratexte auf dem Cover, den Klappentext oder den Untertitel. Dieser am Rande liegende Text (bzw. ein entsprechendes Bild) steuere – trotz oder gerade wegen seiner Positionierung – die Lektüre gemäß dem Wunsch der AutorInnen. Die Selbstpositionierung im Paratext besprach NORKOWSKA anhand ausgewählter Beispiele der ostdeutschen Literatur nach 1989.

### **Gezeichnete Autobiographien**

Im Kontext der Rezeptionsästhetik bezog OLIVER RUF (Furtwangen) Online-Comics auf die poststrukturalistische Theorie von Paul de Man. Dass das autobiographische

Moment allen Texten eigen ist, zeigte Rufs Vortrag am Beispiel von Web-Comics, die Grenzfälle zwischen Online-Tagebüchern und Texten mit einem höchst durchdachten visuellen ‚Storytelling‘ darstellen. Durch das reguläre Posten entstehe im Internet das Lebenswerk der AutorInnen vor den Augen der Lesenden.

Die Fokussierung auf das Medium des Comics setzte MARIE SCHRÖER (Koblenz) fort, indem sie sich auf die autobiographische Performance im Comic konzentrierte. Als Authentizitätsmarken, die dieser Form Glaubwürdigkeit verleihen, erwähnte die Comic-Forscherin neben dem Zeichenstil auch den Einsatz von Fotos, anderen Dokumenten oder das direkte Ansprechen der Lesenden. Anhand der fingierten Autobiographie der Kunstfigur Judith Forest thematisierte SCHRÖER den wichtigen Punkt der großen Nachfrage an ‚Authentizitäts-Spektakeln‘ beim Comic-Publikum. Ähnlich stellte NINA HEINDL (Bochum / Köln) aus rezeptionsästhetischer Perspektive die Schnittstellen und Abgrenzungsmöglichkeiten von ‚(Auto-)Fiktion und Autobiographie‘ in Chris Wares Comics zur Diskussion. OLE FRAHM (Frankfurt am Main) sprach im gleichen Kontext von „Parodien des Selbst“ in Comic-Autobiographien. Diesen ‚parodistischen‘ Zugang zum Autobiographischen sieht FRAHM in der Figur Binky Browns, die ihren Autor Justin Green seit 1972 begleitet.

BERND DOLLE-WEINKAUF (Frankfurt am Main) schrieb dem autobiographischen Erzählen in der Gattung ‚Comic‘ dessen Erfolg und Aufstieg in die vollberechtigte Literatur zu. Nicht die Annäherung an die Form des Romans, wie der Terminus *Graphic Novel* suggeriert, begründe diesen Erfolg, sondern sein Umgang mit Subjektivität und sein Imaginationspotenzial.

KALINA KUPCZYŃSKA (Łódź) äußerte sich in ihrem Beitrag zur Poetik der Comic-

Autobiographie, indem sie diese vom traditionellen literarisch-subjektiven Erzählen abgrenzte. Poetologische Mittel wie die Parodie oder das Ironisieren sowie Verweise auf den Prozess des Zeichnens werden zur Parodie auf die ‚normale‘ literarische Schreibweise. Hierbei zeigte sich die Autobiographie im Comic als eine Metareflexion über Identität. Am Beispiel von *The Playboy* (1992) des kanadischen Cartoonisten Chester Brown thematisierte KUPCZYŃSKA das Bekenntnis als Topos der autobiographischen Erzählung und sprach von der Parodisierung von Tabuthemen als Charakteristikum der Comic-Autobiographie. In diesem Sinne zeige sich der Comic als ein Medium, das Kritik an Tabuthemen noch stärker und vor allem anders als Literatur hervorzuheben vermag. Tabubrechende Themen im Comic griff auch VÉRONIQUE SINA (Köln) auf. Sie nutzte die autobiographischen Comics der jüdisch-amerikanischen Autorin Aline Kominsky Crumb, um Repräsentationen geschlechtlich codierter jüdischer Identität zu veranschaulichen. Durch die Verfremdung einer Figur, die keine stabile Identität repräsentiere, das prozesshafte ‚doing‘ des eigenen, jüdischen Ichs, die Parodie von Tabuthemen wie die Schönheitsoperation an der ‚jüdischen Nase‘ sowie Schnittpunkte zwischen persönlichen und politisch relevanten Ereignissen kommt es nach SINA zur Selbstreflexivität in Kominsky Crumbs Comics.

### **Authentizität?**

Die darauffolgende Sektion beschäftigte sich mit Spuren des AutorInnen-Ichs in literarischen Werken. LORELLA BOSCO (Bari) suchte nach Verbindungen zwischen Helga, der Protagonistin, und Emma Hennings, der Autorin von *Blume und Flamme* (1938) und *Das flüchtige Spiel* (1940). Die Vortragende schätzte das Werk Hennings

als Autofiktion – zugleich Romane und Autobiographien – ein. KAROLINA MATUSZEWSKA (Szczecin) suchte entsprechend nach Widerspiegelungen der Lebensgeschichte von Paul Scheerbarts in seinen Romanen.

Die Grenzen der Literaturwissenschaft lotete MATEUSZ CHABERSKI (Kraków) aus, der sich in seinem Beitrag auf die Anwesenheit der ‚Auto(bio)graphie‘ in der modernen Performance konzentrierte. Diese zeigte sich in CHABERSKIS Beitrag als Resultat der Mitwirkung von menschlichen und nicht-menschlichen Performance-ProtagonistInnen auf der Bühne in Kunstsparten wie Bio-Art, Techno-Art oder im Critical Design.

Dass die Authentizität des Autobiographischen in der wissenschaftlichen Forschung angezweifelt werden muss, steht für ROBERT WALTER-JOCHUM (Berlin) und MONIKA SZCZEPANIAK (Bydgoszcz) außer Frage. Die Gattung der Autobiographie wolle auch nach der poststrukturalistischen Theoriewende einen ehrlichen, authentischen Effekt hervorrufen und dafür entsprechende Mittel finden. WALTER-JOCHUM sieht diese in Affekten, die zwar sprachlich produziert sind, jedoch Gefühle glaubhaft übermitteln. Affekte im Text erzeugen eine Art Authentizitätssimulation – beispielsweise in *weiter leben* (1992) von Ruth Klüger und *Arbeit und Struktur* (2013) von Wolfgang Herrndorf. Mit postmodernen Ausdrücken der Authentizität beschäftigte sich auch MONIKA SZCZEPANIAK in ihrem Beitrag ‚Wolf Haas‘ automediale Spiele‘. Sowohl die narrativen Experimente im Roman *Das Wetter vor 15 Jahren* (2006) als auch seine Selbstdarstellungen in anderen Medien analysierte die Referentin im Rahmen des ‚Autorschaftsdiskurses‘. Obwohl Wolf Haas das Interview-Format als ‚eine dummdreiste Behauptung von Realität‘

bezeichnet, zeigte CHRISTOPH SCHMITT-MAAB (Potsdam / Oxford) dieses als wichtiges Element im Werk von Clemens Meyer. Der Autor nutze das von Hubert Fichte übernommene Interview als Form der Textorganisation und der Authentizitätsgestaltung.

Den autobiographischen Enthüllungen von Autoren gingen JOANNA JABLKOWSKA (Łódź), JOANNA DRYNDA (Poznań) sowie KARIN WOLGAST (Kopenhagen) nach. In Anlehnung an Martin Walsers Schaffen hob JABLKOWSKA die Kategorie der Immanenz im autobiographischen und literarischen Schreiben hervor. Dabei zeigte die Referentin, dass die zwei Schreibverfahren oft zusammenspielen, vor allem, wenn sich Autoren ‚mit sich selbst‘ beschäftigen. Walser analysiere sein eigenes Ich in auffallend vielen Werken. Im Sinne des autobiographischen Gestus thematisiere er seine eigenen Obsessionen wie die ‚neurotische Heimatliebe‘ oder ‚das Kleinbürgerbewusstsein‘. Die bewusste Konfrontation eines schreibenden Ichs mit seiner Autobiographie war Ausgangspunkt des darauffolgenden Vortrags. DRYNDA eröffnete ihren Beitrag mit dem Zitat von Sylvia Bovenschen ‚Würde ich eine Autobiographie schreiben, hieße sie ‚999 Lügen über mich selbst‘ und verdeutlichte damit, wie bewusst sich Bovenschen (als Literaturwissenschaftlerin) in ihren Romanen mit ihrem alternden Ich auseinandersetzt. Besonders interessant war die wissenschaftliche Analyse, in der DRYNDA auf die verschiedenen Methoden Bovenschens einging, ihr Ich-Konstrukt zu erschaffen.

KARIN WOLGAST widmete sich dem Text *Ein Tag im Jahr: 1960-2000* (2003) von Christa Wolf, der sowohl durch seine Tagebuchform als auch durch einen spezifischen Anlass – die Aufforderung einer Moskauer Zeitung an SchriftstellerInnen aller Welt, einen konkreten Tag, den 27.

September 1960, zu beschreiben – geprägt ist. Das Beschreiben dieses Tages über 40 Jahre wurde im Endeffekt zum Lebenswerk Wolfs, das WOLGAST als autobiographisch erzähltes Zeitdokument darstellte.

DOROTA SOŚNICKA (Szczecin) und MICHAEL SOBCZAK (Kraków) befassten sich mit der Verbindung des Autobiographischen und des Fiktionalen in der modernen Literatur. SOŚNICKA zeigte dies anhand von ‚autobiographesken‘ Figuren Hermann Burgers. Sein „Schreiben als Existenz“ und seine provokante Selbstinszenierung führten soweit, dass er den eigenen Tod in den Dienst der Kunst stellte. Sobczak untersuchte anhand kurzer Texte von Paula von Preradović die Tendenz der Autorin, ihr Ich in starke Beziehung zu Gott und dem Christentum zu stellen und diese als Identitätsstiftende Merkmale zu nutzen.

MARTIN A. HAINZ (Wien) verzichtete dagegen auf die konventionelle Auseinandersetzung mit Divergenzen und Ähnlichkeiten von AutorInnen und ProtagonistInnen zugunsten der Behandlung einer Frage, die schon zu Anfang der Konferenz vom Publikum gestellt worden war, nämlich nach dem Einfluss der Biographie von LiteraturwissenschaftlerInnen auf ihre Arbeit. Hainz konzentrierte sich auf die Philologie, die durch das Lesen bestimmt ist und die Autobiographie von GermanistInnen durch die Wahl ihrer Lektüre schreibt.

Einen produktiven Abschluss bildeten die drei letzten Vorträge von KATARZYNA JAŚTAL (Kraków), CAROLA HILMES (Frankfurt am Main) und JADWIGA KITA-HUBER (Kraków). Alle drei Referentinnen kehrten zu den Spannungen zwischen Autobiographie und Autofiktion in neuen Textformen zurück. JAŚTAL setzte das Thema der Ankündigung des eigenen Todes fort. Wolfgang Herrndorf ging vielleicht sogar weiter als der von SOŚNICKA thematisierte Bürger, indem

Herrndorf sein kommendes Ende nicht nur ankündigte, sondern es auch dokumentierte. Den vom Autor auf seinem Blog veröffentlichten Text – ein (Online-)Protokoll des Sterbens – untersuchte JAŚTAL u. a. als pathografische Autobiographie am Rande seines Lebens. HILMES und KITA-HUBER richteten ihre Aufmerksamkeit auf Poetikvorlesungen als eine Art der Selbstdarstellung des schreibenden Ichs.

HILMES erläutere dies am Beispiel von Andreas Maier und Thomas Meinecke. Letzterer war als Autor autobiographischer Texte gleichfalls zur Tagung eingeladen. Die Referentin analysierte, wie dieser Autor durch die Inszenierung des wissenschaftlichen Gestus den Kontext der Branche ironisch imitierte.

Im abschließenden Vortrag thematisierte KITA-HUBER „Autobiographische Verfahren in den Frankfurter Poetikvorlesungen“ zwischen 2005 und 2015. Die Referentin griff darin die Frage des Zusammenspiels von Autobiographie und der Gattung ‚Poetikvorlesung‘ auf, was sie beispielsweise im Akt des Erinnerns bei Andreas Maier sieht. Sie bezog sich in ihrer Darstellung auf die Thesen von PAUL MICHAEL LÜTZELER aus seinem Buch *Poetik der Autoren* (1984). In ihrer Analyse der Poetikvorlesungen der Postmoderne (Andreas Maier, Thomas Meinecke und Terézia Mora) zeigte KITA-HUBER die autobiographische Schreibintention der AutorInnen und die unterschiedlichen Ebenen, die das autobiographische Moment in die Form der Vorlesung über Poetik einbringt.

Den krönenden Abschluss des zweiten Sitzungstags bildete eine Lesung von THOMAS MEINECKE im Krakauer Goethe-Institut. Der Schriftsteller las aus seinem neuesten Roman *Selbst* (2016). Zuvor fand ein Gespräch mit dem Autor statt, moderiert von OLIVER RUF. Meinecke äußerte sich zum



## *Informationen und Berichte*

Begriff der „Schreib-Werkstatt“ sowie zu seinen Erfahrungen als DJ in der Münchener Musikszene. Es ist eine Tätigkeit, die ähnlich wie sein Schreiben oft mit Zitaten

(Samples) arbeitet – so der Autor über sein eigenes Schaffen.

*Maja Dębska, z. Zt. Wien*



## REZENSIONEN

<http://dx.doi.org/10.18778/2196-8403.2017.09>

### **BALINT, IUDITHA (2017): *Erzählte Entgrenzungen. Narrationen von Arbeit zu Beginn des 21. Jahrhunderts.* Paderborn: Wilhelm Fink. 215 S.**

(Arbeits-)Soziologische Studien haben Phänomen und Folgen der Entgrenzung als maßgebliches Charakteristikum der Arbeitswelt im postfordistischen Regime identifiziert, das sich seit Mitte der 1970er Jahre in den westlichen Industrienationen ausbreitet und seit der Jahrtausendwende hegemonial wird (vgl. GOTTSCHALL / VOß 2003; KRATZER 2003). Der semantisch weite Begriff der Entgrenzung umfasst alle Aspekte der Deregulierung und Flexibilisierung von Arbeit. Dazu gehören im Wesentlichen drei Komponenten: eine spatiale, eine temporale und eine mentale Verunsicherung der Grenze zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit. Arbeitsorte sind nicht mehr, wie noch im fordistischen System, an einen Ort gebunden, Firmen wechseln ihren Standort je nach Konjunktur und Subventionen, aber auch Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer und erst recht Selbständige sind nicht länger an den konkreten Ort (des Büros) gebunden, arbeiten im Home-Office, unterwegs oder im Urlaub. Dieser räumlichen Entgrenzung korrespondiert damit eine zeitliche Verflüssigung des Arbeitsalltages und ein Übergreifen in die ehemals geschützte Sphäre der Freizeit, die von der Arbeitszeit immer schwieriger zu trennen ist, zumal dann, wenn Arbeit in zunehmendem Maße subjektiviert wird und mit dem Anspruch auf Selbstverwirklichung

zusammenfällt (vgl. HONNETH 2010). Mit diesem Ansporn, sich selbst mit allen Eigenschaften und Kompetenzen und nicht mehr nur qua Qualifikation (vgl. EHRENBURG 2015:17) initiativ in den Arbeitsprozess einzubringen und sich dem „Imperativ der Leistung als neue[m] Gebot der spätmodernen Leistungsgesellschaft“ (HAN 2012:23) auszusetzen, ist die mentale Komponente der Entgrenzungslogik im Postfordismus benannt. Kurz: Es ist am Beginn des 21. Jahrhunderts immer schwerer zu bestimmen, was noch Arbeit ist und was schon Freizeit, wo Zwang herrscht und wo intrinsischer Wunsch zur Selbstverwirklichung. In jedem Fall sind zeitgenössische Arbeitsweisen massiv entgrenzt oder sie sind, wie der US-amerikanische Soziologe RICHARD SENNETT hervorhebt, Motor der Flexibilisierung des gegenwärtigen Kapitalismus: „Starre Formen der Bürokratie stehen unter Beschuß, ebenso die Übel blinder Routine. Von den Arbeitnehmern wird verlangt, sich flexibler zu verhalten, offen für kurzfristige Veränderungen zu sein, ständig Risiken einzugehen und weniger abhängig von Regeln oder förmlichen Prozessen zu werden“ (SENNETT 2010:10). Gleichwohl können die von SENNETT benannten arbeitsweltlichen Entgrenzungen nicht auf ihre negativen Effekte reduziert werden, da ihnen immer auch emanzipatorisches Po-

tential inhärent ist, mit dem sich das Arbeitssubjekt aus dem starren Korsett der Disziplinargesellschaft befreit hat.

An diesem zwischen Freiheit und Zwang changierenden Status quo der Arbeitsgesellschaft im 21. Jahrhundert, den der Soziologe SVEN OPITZ pointiert als eine „Not der Wendigkeit“ (OPITZ 2004:116) apostrophierte, setzt die literaturwissenschaftliche Studie von JUDITHA BALINT an. Während soziologische Studien das Phänomen der Entgrenzung als Deregulierung der Grenze von Arbeits- und Privatsphäre aus einer vornehmlich marktökonomischen Perspektive fassen, liegt der Mehrwert von BALINTS Studie darin, auch sprachliche und epistemische Entgrenzungskomponenten in den Blick zu nehmen. Den Grund dafür sieht BALINT darin, dass ein aus der Arbeitswelt entlehntes Vokabular sukzessive in die poetische Sprache und in die Alltagssprache Einzug gehalten habe und Arbeit (epistemisch) als ein verstehensrelevanter Wissensrahmen fungiere, „durch den die narrative Kohärenz und das Verständnis von Texten bzw. Aussagen über andere Lebensbereiche überhaupt erst gewährleistet werden kann.“ (S. 9) BALINTS Anspruch ist, das vielgestaltige Phänomen ‚Arbeit‘ nicht nur unter dem Schlagwort der Entgrenzung zu präzisieren, sondern diese Entgrenzung wiederum als mehrdimensionales Phänomen zu begreifen, das sowohl arbeitsweltliche als auch sprachliche und epistemische Implikationen aufweist. Dieser Zugriff macht es möglich, den Untersuchungsgegenstand selbst zu ‚entgrenzen‘, d.h., sich nicht wie bisherige literaturwissenschaftliche Studien (vgl. HEIMBURGER 2010; MATTHIES 2016) auf den literarischen Text zu beschränken, sondern auch Mischformen wie Reportagen und Essays sowie schließlich Interviews mit Managern zu analysieren.

Dass die von BALINT dem Bereich der ‚Marktökonomie‘ zugeschlagenen Facetten in ihrer Studie weit mehr Raum einnehmen als die sprachlichen und epistemischen Entgrenzungseffekte, mag auf eine ungleiche Gewichtung hinweisen, erklärt sich aber zunächst aus der Mehrdimensionalität dieser ‚marktökonomischen‘ Entgrenzung selbst. Indem BALINT sechs dieser Dimensionen herausarbeitet, leistet sie eine wichtige Systematisierung. Da die oben bereits erwähnten zeitlichen und räumlichen Effekte arbeitsweltlicher Entgrenzung maßgeblich durch den Einsatz neuer Medientechnologien erzielt sind, identifiziert BALINT mit der medial-technologischen eine dritte Dimension des Entgrenzungsphänomens. Eine vierte betrifft die Hierarchien: Wie der Ort der Arbeit im Übergang vom Fordismus zum Postfordismus seinen Aggregatzustand von fest zu flüssig ändert, verflüssigen sich Zuständigkeiten und Sozialordnungen. Fünftens wird auch berufliche Qualifikation zugunsten allgemeiner Kompetenzen und *soft skills* entgrenzt, und sechstens wird darüber das Arbeitssubjekt als ganze Person mit individuellen Eigenschaften angerufen. Wenn Arbeit Selbstverwirklichung ermöglichen, gleichzeitig aber die Leistung gesteigert werden soll, bedarf dies einer ebenso gesteigerten, also entgrenzten Motivation.

Bevor die einzelnen Faktoren im Hauptteil der Studie anhand literarischer Texte und Interviews näher analysiert werden, liefert BALINT einen äußerst verdichteten historischen Abriss des semantischen Wandels von Arbeit. Auf zwanzig Seiten, die eine sehr lesenswerte Einführung ins Thema bieten, erarbeitet die Autorin dialektische Bestimmungen (wie Arbeit und Muße), die das, was unter ‚Arbeit‘ verstanden wurde, historisch semantisch gestützt haben. In der Gegenwart aber, so BALINTS Schlussfolge-

rung, findet sich diese Dialektik gleichsam hybridisiert. Es entsteht ein „von Einzeldialektiken geprägte[s] Bild diffus gewordener Arbeit“ (S. 36). Nach entgrenzter Arbeit zu fragen, bedeute heute deshalb zu fragen, wie sich das Verhältnis von Arbeit und anderen, üblicherweise nicht als beruflich wahrgenommenen Tätigkeiten darstellt. Konkret lautet die Forschungsfrage daher, inwiefern sich aus [der] *Neuroorganisation* der Arbeit im Zuge der New Economy eine *Neudiskursivierung* der Arbeit ergibt, und wie sich die Diagnose über das Ende der Arbeit zur Diagnose über ihre Entgrenzung verhält“ (S. 42).

Mit CHRISTOPH PETERS' 2007 erschienener Erzählung *Heinrich Grewents Arbeit und Liebe*, einem in der Forschung zum Thema bislang kaum beachteten Text, zeichnet BALINT den Übergang von der *old* zur *new economy* nach, der sich, wie sie überzeugend herausarbeitet, bei PETERS als Verlust tradierter Werte wie Verlässlichkeit, Tradition und Stabilität liest – aber nur vordergründig. Der erzählerische Kniff von PETERS' Narration liegt darin, das entsicherte Arbeitssubjekt durch eine verunsicherte Erzählinstanz bzw. Figurenperspektive zu repräsentieren. Dadurch werden aber auch die Aussagen zur alten Welt der Arbeit nicht nur unsicher, sondern unzuverlässig, so dass der Text eine klare Präferenz für die neue oder die alte ökonomische Ordnung verweigert.

Die folgenden Einzelanalysen bestehen bisweilen durch eine präzise Textlektüre und -Deutung, etwa wenn die Video-Sexarbeit in FERIDUN ZAIMOGLUS Erzählung *Peepshow* (2007) als technische Entgrenzung interpretiert wird, die nicht nur Körper trennt, sondern verschiedene Medientechniken und Arbeitsweisen, körperliche und immaterielle, Video- und Schreibarbeit mischt. Gleichwohl wird deutlich, dass die einzelnen Phänomene, die die Ent-

grenzung der Arbeit im Postfordismus konstituieren, sich nicht zu einem Gesamtbild entgrenzter Arbeit zusammenfügen. Das liegt ursächlich an der Heterogenität des untersuchten Materials und zeigt sich besonders deutlich am unterschiedlichen Umfang der Analysekapitel. Während BALINT die Untersuchung der Komponenten Sinn und Motivation anhand eines Interviews mit dem Investmentbanker ALEXANDER DIBELIUS und eines Essays von ERNST OSTERKAMP, Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, auf vier knappen Seiten abhandelt, nimmt die Analyse des Phänomens der räumlichen Entgrenzung vor allem auf Grundlage von KATRIN RÖGGLAS Roman *wir schlafen nicht* (2004) ganze 20 Seiten in Anspruch. Hier zeigt sich vor allem eines: Der Anspruch, mittels der herausgearbeiteten Dimensionen, dem multidimensionalen Phänomen arbeitsweltlicher Entgrenzung klarere Konturen zu geben, wird zwar von BALINT, nicht aber von den literarischen Texten eingelöst, die sich schlicht nicht an die Zuordnung zu Einzeldimensionen halten. Im Ergebnis erscheinen einige Aspekte wie Raum, Qualifikation und Sozialorganisation literarisch über-, andere wie Zeit und Motivation eher unterrepräsentiert. BALINT löst dieses Problem, indem sie die Analyse einzelner Texte (von KATHRIN RÖGGLA und RAINER MERKEL) auf mehrere Kapitel verteilt. Was dabei jedoch nicht klar wird, sind die Unterschiede der narrativen Verhandlungen dieses Phänomens im literarischen Text, im Essay und im Interview. Zu fragen wäre hier zumindest, ob und wie sich eine spontane Interviewäußerung eines Beteiligten von der literarischen, sprachkritischen und reflektierten Bearbeitung desselben Sachverhalts unterscheidet. Brillant wird BALINTS Studie hingegen dort, wo sie die erzählerischen Mittel und die erzählten Entgrenzungsphänomene aufeinander be-

zieht. So zieht sie eine gut begründete Parallele zwischen der „große[n] Anzahl der Werke, in denen exzessiv intern-fokalierte Ich-Instanzen vorkommen“ (S. 193) und der Subjektivierung von Arbeit in der Gegenwart, die eben auch eine Vereinzelung impliziert. Vor allem anhand von RÖGGLAS Roman weist BALINT nach, dass die (literarische) Thematisierung der Entgrenzung weder auf die bloße Nennung des Themas noch auf ihre Verdichtung in einer literarischen Figur beschränkt bleibt, sondern dass Arbeit das Denken und Sprechen der Subjekte nachhaltig prägt.

Dieser vorläufige, aus den Texten gewonnene Befund wird im zweiten Hauptteil der Studie metaphorologisch gestützt. BALINT geht davon aus, dass sich in Metaphern Zeitgeist sedimentiert. Metaphern veranschaulichen etwas konkret, das sonst unausgesprochen bliebe. Das führt BALINT zu der These, dass „[d]ie in literarischen Texten dechiffrierbaren und analysierbaren metaphorischen Konzepte [...] nicht nur in sich kohärent und konsistent [sind], sondern [...] auch als holistische epochenspezifische Hinweise verstanden werden“ (S. 132) können. Zentraler Gegenstand der Untersuchung in diesem Teil der Schrift ist JOACHIM ZELTERS Arbeitslosendystopie *Schule der Arbeitslosen* (2006), ein Roman, in dem in unbestimmter Zukunft Menschen ohne Arbeit in ein Lager eingewiesen werden, um dort an ihrer Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt, und das heißt in aller erster Linie an sich und ihrer Performance, zu arbeiten. Gegenstand von ZELTERS Text ist, wie BALINT großartig pointiert, eine „narrative Zwangsarbeit am Projekt Selbst“ (S. 156). Mit diesem Zugschnitt, so ihre Beobachtung, sensibilisiere der Text dafür, wie das Vokabular der Arbeitswelt das Selbstverständnis der Figuren bestimmt (vgl. S. 162). Das geschieht in

ZELTERS Roman primär über Metaphorisierungen, wie sich vor allem an der Arbeit am Lebenslauf zeigt, die letztlich eine Arbeit am Leben selbst meint. Wenn BALINT behauptet, dass der Forschung zur Literarisierung der Arbeitswelt, für die ZELTERS Roman ein Schlüsseltext ist, entgangen sei, dass dessen Arbeit mit innovativen Metaphern den Text maßgeblich charakterisiert, dann mag das daran liegen, dass ZELTER primär mit realisierten Metaphern arbeitet, die eben sowohl wörtlich als auch metaphorisch gelesen werden können. Liest man sie metaphorisch, dann ist BALINTS Befund richtig, dass das Metaphernfeld von ZELTERS Roman eine ganz neue, nämlich sprachliche Extension der Arbeitswelt vorführt, die weit über die ‚marktökonomischen‘ Aspekte hinausreicht.

Weniger überzeugt dann die abschließende epistemologische Frame-Analyse von JOHN VON DÜFFELS Bodybuilding-Roman *Ego* (2001). Dabei ist das Ergebnis dieser Analyse hochinteressant: Balint weist nämlich nach, dass die im Text geleistete Arbeit am eigenen Körper nicht von der Berufsarbeit infiltriert ist, sondern umgekehrt, dass Körper-Arbeit zum Teil der Berufsarbeit wird. Es ist also kein Übergreifen von Erwerbsarbeit auf andere Sphären zu diagnostizieren, wie in der soziologischen Forschung oft behauptet, sondern eine Ökonomisierung von traditionell nicht der Erwerbsarbeit zugeschlagenen Arbeitsformen. Ob es für diesen Befund den theoretischen Bezugsrahmen und das Vokabular einer Frame-semantischen Analyse von ‚Wissensrahmen‘ bedarf oder ob nicht der hermeneutische Ansatz des ersten Teils der Studie ein ähnliches Ergebnis erbracht hätte, wäre zu eruieren. Trotz dieses theoretischen Übergewichts ist *Erzählte Entgrenzungen* eine wichtige Bereicherung der literaturwissenschaftlichen Forschung

zum Themenkomplex ‚Arbeit in der Gegenwart‘. Ihre uneingeschränkte Stärke liegt darin, die sprachliche Seite von Arbeit in den Fokus zu rücken und damit ‚Entgrenzungen‘ selbst als (realisierte) Metaphern zu dechiffrieren, die eben nicht auf den Bereich der Erwerbsarbeit beschränkt bleiben, sondern das Bewusstsein der Gegenwart nachhaltig imprägnieren.

### Literatur

EHRENBERG, ALAIN (2015): *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Aus dem Französischen von Manuela Lenzen und Martin Klaus. Frankfurt a. M. / New York.

GOTTSCHALL, KARIN / VOß, G. GÜNTHER (2003): *Entgrenzung von Arbeit und Leben*. München / Mering.

HAN, BYUNG-CHUL (2012): *Müdigkeitsgesellschaft*. Berlin.

HEIMBURGER, SUSANNE (2010): *Kapitalistischer Geist und literarische Kritik*.

*Arbeitswelten in deutschsprachigen Gegenwartstexten*. München.

HONNETH, AXEL (2010): Organisierte Selbstverwirklichung. Paradoxien der Individualisierung. In: MENKE, CHRISTOPH / REBENTISCH, JULIANE (eds.): *Kreation und Depression. Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus*. Berlin, 63-80.

KRATZER, NICK (2003): *Arbeitskraft in Entgrenzung*. Berlin.

MATTHIES, ANNEMARIE (2016): *Spielbälle. Neuverhandlungen der Arbeitswelt im Medium der Literatur*. Konstanz.

OPITZ, SVEN (2004): *Gouvernementalität im Postfordismus. Macht, Wissen und Techniken des Selbst im Feld unternehmerischer Rationalität*. Hamburg.

SENNETT, RICHARD (2010): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Aus dem Amerikanischen von Martin Richter. Berlin.

Torsten Erdbrügger, Leipzig

### **WETENKAMP, LENA (2017): *Europa erzählt, verortet, erinnert. Europa-Diskurse in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Würzburg: Königshausen & Neumann. 383 S.**

Was ist Europa? Und hat es eine Poetik? Auf Grundlage dieser nicht einfach zu beantwortenden Fragen erarbeitet die Germanistin und Kulturanthropologin LENA WETENKAMP in ihrer Dissertation ein Thema, das auch für die germanistische Literaturwissenschaft kaum aktueller sein könnte: Finanz-, Arbeits- und Flüchtlings-Krisen, Regulierungs-Kritik am als ‚aufgebläht‘ empfundenen Beamtenapparat Brüssel, eine resignative Europa-Müdigkeit parallel zu einer aufgeheizten populistischen Stimmungsmache für die Rückkehr zum Nationalismus sowie die Tendenz, sich gegen das ‚europäische Außen‘ abzuschotten,

sind nur einige Schlagworte, die die gegenwärtige Europa-Debatte bestimmen. Dass diese Schlagworte nicht nur in den sozialen Netzwerken oder im Politikteil von ZEIT und FAZ verhandelt werden, sondern auch Teil der aktuellen künstlerischen Auseinandersetzung sind, zeigt sich am jüngst veröffentlichten ‚Europa-Roman‘ *Die Hauptstadt* von Robert Menasse.

LENA WETENKAMPS breit angelegte und über 350 Seiten starke Arbeit *Europa erzählt, verortet, erinnert. Europa-Diskurse in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* demonstriert, dass ‚Europa‘ als politische Institution und poetologische Ge-

dankenfigur jedoch nicht nur im Mittelpunkt von Menasses Roman steht, sondern auch bei einer Vielzahl weiterer Autor\_innen behandelt wird, ohne dabei einen bloßen Handlungshintergrund zu liefern. Neben Einleitung und Resümee ist die Studie in zwei große Teile – *I. Europa definieren* (S. 21-116) und *II. Eine Poetik des Europäischen* (S. 117-334) sowie einen kurzen Teil *III. Konfrontationen* (S. 335-338) – gegliedert. Die Kleinteiligkeit, mit der die Unterkapitel gegliedert sind, gibt Aufschluss über die Komplexität des Themas und zeigt im Überblick, auf wie viele Autor\_innen WETENKAMP in ihrer Arbeit eingegangen beabsichtigt: Es sind über 16.

Damit handelt es sich bei dieser Studie nicht um eine Detailanalyse weniger Werke eines eng abgesteckten Autor\_innenkreises, sondern um ein groß angelegtes Projekt, das aus den untersuchten Europa-Diskursen nicht eine, sondern *die* Poetiken des Europäischen herauszukristallisieren beabsichtigt. Erst die Lektüre der gesamten Arbeit zeigt, ob diese Absicht eingehalten werden kann, ohne in einer Vielzahl von (Einzel-) Ergebnissen unterzugehen. Wenn dies zutrifft, kann mit dieser Herangehensweise das Mosaik eines vielschichtigen und heterogenen Kulturraumes zusammengesetzt werden, der sich auch oder gerade im literarischen Text nicht homogenisieren lässt. Obwohl WETENKAMP auf zeitlich weiter zurückliegende Texte verweist, wenn bspw. intertextuelle Bezüge zwischen Robert Menasses *Europäischem Landboten* (2012) und dem Prätext, Georg Büchners *Hessischem Landboten* (1834) erarbeitet werden (vgl. S. 61-79.) oder auf das Paneuropa-Modell Richard Coudenhove-Kalergis (1924) und Heinrich Manns Europa-Essays (vgl. S. 80-94) eingegangen wird, liegt der eigentliche Fokus auf den literarisch-poetologischen Europa-Diskursen seit den 1980er Jahren. Neben dieser zeitlichen

Eingrenzung wendet die Verfasserin außerdem einen weiten Textbegriff an (vgl. S. 27-31) und begründet dies wie folgt: „Nachdenken und Schreiben über Europa [sind, I.P.] nicht an bestimmte Gattungen oder Gattungsgrenzen gebunden“ (S. 102) Auf dieser Grundlage untersucht WETENKAMP in *Teil I: Europa definieren* sowohl Essays, Flugschriften, Manifeste als auch die aus zwei Schriftsteller\_innen-Tagungen zum Thema der europäischen Zukunft hervorgegangenen Papiere und Veröffentlichungen (vgl. S. 80ff.). Dabei ist die Liste der Referenzen auf Autor\_innen, deren Essays, Theorietexte, Diskussionen, Modelle und Debatten paraphrasiert oder detaillierter analysiert werden, lang: WETENKAMP geht zur Rekapitulation der Europa-Diskurse der 1980er Jahre zunächst auf Jacques Derrida, Jürgen Habermas, Adolf Muschg und Giorgio Agamben (S. 32-41) ein, um dann ferner Peter Schneider, Edgar Morin und Julia Kristeva in die Diskussion einzuführen (S. 95-101).

Ausführlicher werden im mittleren Teil dieses Kapitels (S. 42-79) Hans-Magnus Enzensbergers *Ach Europa!* (1987) und *Sanftes Monster Brüssel oder Die Entmündigung Europas* (2011) sowie Robert Menasses *Der europäische Landbote* (2012) gegenübergestellt und vor allem die grundsätzlich unterschiedlichen Grundhaltungen gegenüber dem institutionalisierten Europa, die den Texten eingeschrieben sind, konterkariert. Dabei attestiert die Verfasserin Enzensbergers aktuelleren europaskeptischen Essays einen „polemische[n], fast sarkastische[n] Ton“ (S. 54) und kann belegen, inwiefern der Autor überwiegend „mit simplifizierenden Gegenüberstellungen“ (S. 54 vgl. auch S. 57) argumentiert. Dass Menasses pro-europäisches Plädoyer für ein postnationales Europa sogar in das Gewand einer revolutionären Flugschrift im Geiste Georg Büchners gehüllt wird,



zeige nicht nur einen anderen ästhetischen Ansatz, sondern auch eine deutliche politische Absicht – dazu WETENKAMP: „Der Verweis auf diesen prominenten Vorläufer verdeutlicht Menasses Anspruch, mit seinem Text die Bürger Europas zum Umdenken und zu einer Reaktion zu bewegen.“ (S. 78) In *Teil II Eine Poetik des Europäischen* liegt das Augenmerk auf der Analyse von Erzähltexten, wobei die Autorinnen Terézia Mora und Ilma Rakusa im Mittelpunkt stehen. Zur Verifizierung der These, dass das Gesamtwerk beider Autorinnen „von einer Poetik des Europäischen durchzogen ist“ (S. 13), wirft die Verfasserin keine Schlaglichter auf Einzeltexte, sondern betrachtet sowohl Moras als auch Rakusas Werk als Gesamtkomplex, aus dem sie die verschiedenen Europaentwürfe herausarbeitet. Dazu gehören bei Terézia Mora unmittelbare Gegenwartsbefunde, wenn es um das krisenhafte Europa (u. a. in *Der einzige Mann auf dem Kontinent*, 2009 oder *Seltame Materie*, 1999) geht, und die subjektive Verortung der zutiefst verunsicherten Figuren in diesem Raum, der sowohl Heimat als auch Fremde repräsentiere (vgl. S. 224). Ferner thematisieren die Texte poetologische oder geographische Grenzziehungen, indem sie „reale geografische und imaginäre Grenzen inszenieren, Grenzbereiche menschlichen Verhaltens aufzeigen und Textgrenzen infrage stellen.“ (S. 224) WETENKAMP schlussfolgert, dass die Texte Moras immer wieder auf die Frage der Verortung der eigenen (hybriden) Identität zurückfallen: „Die analysierten Texte setzen sich mit dem Verhältnis von Sprache und Identität auf vielfache Weise auseinander. Dabei ist das Erlernen und Beherrschen von mehrerer Sprachen nicht nur positiv konnotiert, sondern auch mit negativen Attributen wie Verwirrung und Heimatlosigkeit versehen.“ (S. 226)

Die Mehrsprachigkeit stellt auch den Kern des Werks von Ilma Rakusa dar (vgl. S. 316-322, S. 334) und bildet damit einen wesentlichen Verknüpfungspunkt zwischen den Texten der beiden Autorinnen. Anhand der Analyse von Prosatexten aus den Erzählbänden *Miramar* (1986), *Steppe* (1990), *Durch Schnee* (2006) und *Mehr Meer* (2009) arbeitet WETENKAMP in diesen Abschnitten die Begriffe ‚Palimpsest‘ (im Sinne der Überschneidung und Überlappung von Geschichte/n, vgl. S. 276-294) und ‚Mosaik‘ (im Sinne all jener Erinnerungs-Teilchen und -Splitter, aus denen sich das europäische Narrativ zusammensetzt, vgl. S. 229) als zentrale Koordinaten der Europa-Poetologie Rakusas heraus: „Die von Rakusa dargestellten Verbindungen, die durch assoziative Verknüpfungen entstehen, bilden nicht die konkrete Geografie Europas ab“, schlussfolgert die Verfasserin, „sondern entwerfen eine neue Topografie.“ (S. 249) An einigen Stellen wirkt dieses insgesamt in sich stimmige und dichte Analysekapitel durchbrochen, wenn Querverweise auf andere Autor\_innen und auf weitere, bislang nicht referierte Theorieansätze (darunter u. a. Andrzej Stasiuk, Karl-Markus Gauß, Marc Augé) erfolgen. Diese ergänzen die Rakusa-Lektüre zwar, verändern die auch eigenständig funktionierende Aussagekräftigkeit der Analyseergebnisse aber nicht wesentlich. Mit dem nachvollziehbaren Vorgehen, unter Kapitel I zunächst Essaytexte zu untersuchen und im Zuge dessen auf theoretische Bezüge einzugehen, um dann in Kapitel II wesentlich intensiver Terézia Moras und Ilma Rakusas literarische Europa-Entwürfe zu untersuchen, möchte WETENKAMP den Verdacht, durch das Zusammenbringen mehrerer Gattungen, z.T. disparater Entwürfe und Autor\_innen, die einzig durch den dünnen thematischen Faden ‚Europa-

Bezug<sup>4</sup> zusammengehalten werden, aus dem Weg räumen. Denn es geht der Verfasserin in ihrer Studie keinesfalls um die Konstruktion eines homogenen Europa-Narrativs einer einheitlichen Autor\_innen-gruppe, sondern darum, die Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit und damit die mannigfachen Entwurfsmöglichkeiten rund um die Gedankenfigur ‚Europa‘ darzustellen: „Dargelegt wird, wie sich diese Abbildung des Pluralen, Heterogenen, der unabgeschlossenen Vergangenheit ästhetisch in den Texten ausdrückt.“ (S. 20) Trotz der vielen resümierenden Zwischenabschnitte hätte eine Systematisierung insbesondere der transdisziplinären Theoriebezüge intensiviert werden können.

Vor allem in Kapitel I gerät die eigentliche Forschungsabsicht zu schnell aus den Augen, weil insgesamt auf eine zu immense Anzahl von Autor\_innen und Theoretiker\_innen Bezug genommen wird. Zwar ist der Verfasserin zuzustimmen, wenn sie konstatiert: „Im Hintergrund steht immer der Gedanke, dass alle Erzählungen über Europa nicht in einer einzigen gemeinsamen Erzählung synthetisiert werden können“ (S. 20). Ohne ausdifferenziertes (historisches) Hintergrundwissen dürfte es einem Teil der Leserschaft aber dennoch kaum gelingen, Richard Coudenhove-Kalergis ‚Pan-europa‘, Ivan Klimas ‚Mitteleuropa‘, die Denkfigur ‚Kakanien‘ oder das neuere Konzept der ‚Phantomgrenzen‘ (GRANDITS/HIRSCHHAUSEN/KRAFT/MÜLLER/SERRIER 2015) als zwar aufeinander Bezug nehmende, aber dennoch (auch zeitlich) zu unterscheidende Konzepte zu ordnen, so dass man sich schnell in einem Gewirr von Imaginations-, Beschreibungs- und (politischen) Konstruktionsmodellen des europäischen Raumes verirrt. Wenn in den folgenden Kapiteln schließlich ein partieller Rückbezug auf die vorgestellten Konzepte erfolgt oder diese durch weitere ergänzt werden, bleibt

oftmals leider unklar, in welcher Verbindung das mit der eigentlichen Forschungsabsicht steht: Geht es der Autorin also um die Herausarbeitung der Europa-Affirmation (Menasse) und die Darstellung der Skepsis und Ablehnung gegenüber der Brüsseler Bürokratisierung (Enzensberger) im essayistischen Entwurf bzw. um politisierte Wortmeldungen zur Europa-Krise bei den Schriftsteller\_innen-Konferenzen? Geht es um utopische Gegenentwürfe durch die Bezugnahme auf historische Europavorstellungen in Romanen (u. a. Kakanien und ‚Mitteleuropa‘ bei Rakusa) oder um die auf Mehrsprachigkeit und Interkulturalität beruhende poetologische Verarbeitung von Raumentwürfen wie Grenz-, Schwellen- und Übergangsräume (Mora) bzw. um autopoietische (Rakusa) Imaginationen (zersplitterter, ambivalenter) europäischer Identität (Mora, Rakusa)?

Durch das präzise formulierte Kapitel *III Konfrontationen*, in dem die Verfasserin einen abschließenden, systematisierenden Vergleich der Texte Terézia Moras und Ilma Rakusas vorlegt und die vielen in der Studie ausgeworfenen Analysestränge in ihrem abschließenden Resümee (S. 339-344) zusammenfügt, wird dann noch einmal sehr deutlich gemacht, dass die der Arbeit zugrundeliegende Forschungsabsicht darin besteht, ein möglichst breites Panorama an Europa-Verhandlungen und ihren thematischen, theoretischen und imaginativen Verflechtungen darzustellen – und das kann nicht gelingen, wenn man für die Analyse ausschließlich zwei bis vier Autor\_innen mit jeweils ein bis zwei ‚repräsentativen‘ Texten auswählt. Hinzu kommt die Tatsache, dass immer im richtigen Augenblick – also nach einem längeren Analyseabschnitt – zusammenfassende Zwischenabschnitte eingegliedert werden, die den Fokus wieder konzentriert auf die Fragestellung zurücklenken. Schließlich spiegelt ein solches sam-

melndes, vielschichtiges, jedoch nicht kategorisierendes Vorgehen jene Heterogenität wider, die Europa – sei es in der literarischen Imagination, sei es auf dem Feld der Politik oder der gelebten Praxis – eben ausmacht. So wenig, wie es ‚das‘ eine Europa gibt, gibt es ‚den einen‘ poetologischen Europaentwurf im von WETENKAMP analysierten literarischen Feld. Die tatsächliche Vielfalt – auch der Ambivalenzen – kann nur dann herausgearbeitet werden, wenn Untersuchungsgang und dessen Ergebnisse diese Vielstimmigkeit ebenfalls nachvollziehen. Schließlich geht über den Horizont der Arbeit ein gewisser politisch-intervenierender Anspruch hinaus. Denn mit LENA WETENKAMPS Arbeit wird einmal mehr die Frage nach der Wirkmächtigkeit von Literatur gestellt bzw. auf die generelle Fähigkeit der Künste verwiesen, sich in politische Prozesse einzumischen und sie im besten Fall sogar zu beeinflussen: „In einer Zeit, in der den großen Worten und Absichtserklärungen

der Politik kaum mehr Glauben geschenkt und mancherorts der Eintritt in ein postfaktisches Zeitalter ausgerufen wird, würde die Verbreitung eingängiger Parolen wenig Beachtung und Beifall genießen. Die sehr persönlich gefärbten literarischen Äußerungen aus verschiedenen europäischen Ländern jedoch regen zum Nachdenken und zum Abgleich mit der eigenen Lebenswirklichkeit“ (S. 84) an. Dies ist eine Einladung, die mit Blick auf den gegenwärtigen Status quo Europas angenommen werden sollte.

### Literatur

GRANDITS, HANNES / HIRSCHHAUSEN, BÉATRICE VON / KRAFT, CLAUDIA / MÜLLER, DIETMAR / SERRIER, THOMAS (eds.) (2015): *Phantomgrenzen. Räume und Akteure in der Zeit neu denken*. Göttingen.

MENASSE, ROBERT (2017): *Die Hauptstadt*. Berlin.

Inga Probst, Rīga

### **AMMON, ULRICH (2015): *Die Stellung der deutschen Sprache in der Welt*. Berlin / München / Boston: Walter de Gruyter. 1295 S.**

In der 1991 veröffentlichten Studie *Die internationale Stellung der deutschen Sprache* gab ULRICH AMMON in der Einführung deutlich zu verstehen, dass das große Unterfangen, diese Stellung näher zu spezifizieren, zu ebenso vielen Fragen wie Antworten geführt habe. „Mögen diese Fragen wenigstens zukünftige Antwortversuche stimulieren“ (AMMON 1991:1) – so die Hoffnung des Autors damals. AMMON selbst ist in den Folgejahren diesem Wunsch mit unzähligen Beiträgen und Büchern nachgekommen und hat sich als international anerkannter Experte auf diesem Gebiet einen Namen gemacht. Das Buch *Die Stellung*

*der deutschen Sprache in der Welt* – sein Opus Magnum, das ein Vierteljahrhundert später erschien, ist eine noch umfangreichere und topaktuelle Bestandsaufnahme der Problematik, die zur ‚idée fixe‘ des Duisburger Soziolinguisten wurde. Allein aus der Perspektive der polnischen Germanisten und DaF-Lehrer<sup>1</sup> war eine derartige umfassende Monographie längst fällig, da in Polen gerade in der von den beiden Büchern markierten Zeitspanne die deutsche Sprache, vor allem das Deutsche als Fremdsprache, spektakuläre Höhen und Tiefen erlebte. Aber auch abgesehen vom polnischen Kontext enden die Darstellungen und Analysen

des alten Standardwerks zu dem Zeitpunkt, als die politische Neuordnung Europas und der Welt, zunehmende Globalisierungsprozesse und die ansetzende Informationsrevolution an der Hierarchie der Fremdsprachen rüttelten, an der Stellung von Deutsch erst recht. Die zunehmende Übermacht des Englischen als globaler Kommunikationssprache lässt solche Fragen nach der Stellung der einstigen ‚Weltsprachen‘ wie des Deutschen aktueller und dringlicher erscheinen denn je.

Auch wenn AMMON sein Werk nicht als eine komplette und abgeschlossene Abhandlung betrachtet und bereits im Vorwort bescheiden von seinen Bemühungen schreibt, „für die verbliebenen Lücken durchgehend wenigstens den Forschungsbedarf aufzuzeigen“ (S. V), muss doch seine Leistung höchster Anerkennung aller Interessierten begegnen. Der umfassende, fast 1300 Seiten zählende Band, ist nicht nur wegen des Umfangs, sondern vor allem durch die Breite der angesprochenen Teilprobleme und Aspekte in erster Linie als Nachschlagewerk zu betrachten, das je nach Bedarf und Interesse der Leser immer wieder herangezogen und fragmentarisch studiert werden kann. Die klare Struktur und logische Reihenfolge der Themenbereiche macht eine solche ‚wiederkehrende‘ Lektüre leicht. Das Werk gliedert sich in zwölf Teile, die wiederum aus mehreren Kapiteln und Unterkapiteln bestehen.

So zeigt der erste große Abschnitt die deutsche Sprache im Spannungsfeld nationaler Interessen und globaler Kommunikation. Neben verschiedenen Begriffserklärungen, wie etwa der der „internationalen Stellung einer Sprache“ (S. 18), geht der Autor u. a. der Fragestellung nach, ob Deutsch neben Englisch immer noch als Lingua franca zu bezeichnen ist. Ammons Überlegungen berücksichtigen dabei eine klar präzierte Unterscheidung zwischen „echter Lingua-

franca-Kommunikation“ und „unechter Lingua-franca-Kommunikation“ (S. 27). Um den ersteren Fall zu illustrieren, erinnert der Autor an seine um das Jahr 1990 durchgeführte Erhebung, der zufolge Deutsch in Ostmitteleuropa noch verbreitete Lingua franca war, d.h. zur Kommunikation zwischen Personen unterschiedlicher Muttersprache diente. Viele damals mündige Polen können nur bestätigen, wie bedeutend die Rolle des Deutschen (ggf. neben Russisch) für die sprachliche Kommunikation mit Bürgern sozialistischer „Bruderländer“ war. Heute ist, wie der Autor an mehreren Stellen zugibt, Englisch die vorherrschende Lingua franca auch in dieser Region. Auch wenn zu der asymmetrischen, also „unechten Lingua-franca-Kommunikation“ etwa zwischen Polen und Deutschen immer noch einigermaßen Positives zu berichten ist, zeigt allein das Lingua-franca-Motiv, wie viel sich seit der ersten Studie, und zwar nicht nur in Polen, verändert hat. Diese gewisse Intertextualität, der ‚Dialog‘ mit früheren Beiträgen des Autors und vor allem das Zurückgreifen auf das alte Standardwerk und seine Erkenntnisse und dadurch die Hervorhebung bestimmter Prozesse ist eine der Stärken des neuen Bandes.

In den folgenden Teilen kommen Themen wie „deutsches Gebiet“ (vgl. S. 107-157), „Sprecherzahl“ (vgl. S. 157-197) oder „Deutsch als staatliche Amtssprache“ (vgl. S. 199-254) nicht zu kurz. Viel Raum wurde auch dem Deutschen als Minderheitssprache in den Ländern gewidmet, wo sie nicht staatliche Amtssprache ist. Dieser Abschnitt enthält separate Länderberichte, darunter auch ein Unterkapitel zur Lage in Polen. Auch hier trägt AMMON, mit Hilfe einschlägiger Quellen, den wichtigsten Fakten innerhalb der letzten 25 Jahre Rechnung. Der Fokus liegt dabei auf der Identitätsfrage der polnischen Deutschen in Ober-

schlesien, mit der die Verwendung der deutschen Sprache im engen Zusammenhang steht. AMMON nimmt auch das neuerdings aktuell gewordene Problem der schlesischen Identität oder gar Nationalität wahr. Zu Recht bemerkt der Autor, dass dadurch die Quantifizierung der deutschen Minderheit problematisch ist. AMMON ist sich gleichzeitig der polnischen aber außerschlesischen Perspektive bewusst, aus der die schlesische Identität mit der deutschen fast gleichgesetzt wird. In diesem Kontext wird sogar Jarosław Kaczyński angeführt, der das Bekenntnis zur schlesischen Nationalität als „verstecktes Deutschtum“ (im Wortlaut eigentlich „versteckte deutsche Option“; M.M.) bezeichnet hat.

Die Stellung einer Sprache im internationalen Vergleich wird in erster Linie daran gemessen, wie oft und wie intensiv sie als Kommunikationssprache in verschiedenen, grenzüberschreitenden, ja globalen Handlungsfeldern gebraucht wird. Auf über 500 Seiten geht der Autor in fünf großen Abschnitten diesem Kernaspekt nach. Eingehend analysiert wird die aktuelle Rolle der deutschen Sprache in der internationalen Wirtschaftskommunikation, im Wissenschaftsleben, in der Diplomatie und in der Europäischen Union, im internationalen Tourismus und nicht zuletzt in den Medien und der Sprachkunst. AMMON zeichnet ein detailliertes und fundiertes Bild der Lage und skizziert gleichzeitig die Entwicklungstendenzen in den letzten Jahren, ggf. Jahrzehnten. Dabei zieht der Autor Ergebnisse unzähliger Untersuchungen heran, darunter auch seiner eigenen, die bislang veröffentlicht wurden. In den theoretischen Überlegungen hat sich AMMON nicht nur auf das Potential des Deutschen beschränkt, sondern bietet auch Einblick in Rahmenbedingungen etwa der globalen Kommunikation und spricht z. B. allgemeine Prinzipien der Sprachwahl bei internationalen Wirt-

schaftskontakten an. Pragma- und soziolinguistische Erwägungen begegnen hier den Angaben aus der Volkswirtschaftslehre und der Wirtschaftspolitik, aber auch den Regeln der Public Relations, des Marketing oder der Business-Etikette, die ja auch einen Einfluss auf die Sprachwahl haben. Dass die wirtschaftliche Stärke Deutschlands direkt oder indirekt die Nachfrage nach Deutsch ankurbeln kann, ist allgemein bekannt und wird in Werbekampagnen für Deutsch als Fremdsprache gerne betont. Englisch als eine globale Sprache und als eine Lingua franca in der Wirtschaft kompliziert allerdings die Situation erheblich. AMMON verweist aber noch auf einen anderen interessanten und für das Deutsche nicht unbedingt günstigen Faktor der wirtschaftlichen Stärke: Deutschland ist eine Exportmacht und hat eine deutlich positive Außenhandelsbilanz. Dies bedeutet, dass der Anbieter, also der deutsche Verkäufer, aus Respekt gegenüber dem ausländischen Kunden auf Deutsch als Kommunikationssprache eher verzichtet und entweder die Muttersprache des Abnehmers oder eine Lingua franca (meistens Englisch) bevorzugt. Dieses „Bemühen um sprachliches Entgegenkommen der Anbieter“ (S. 426) beeinträchtigt naturgemäß die Stärkung der deutschen Sprache in der internationalen Wirtschaftskommunikation. Während die aktuelle Stellung des Deutschen innerhalb des internationalen Geschäftslebens mit der Lage verglichen werden kann, die AMMON 1991 darstellte, spricht das Kapitel „Neue Medien“ (vgl. S. 897-913) Phänomene an, die vor 25 Jahren noch gar nicht existierten oder kaum relevant waren. Das Kapitel belegt, welche Umwälzungen, nicht nur politischer und wirtschaftlicher Natur, die Welt im letzten Vierteljahrhundert erfahren hat. Die technologische Revolution, die gerade erst seit Anfang der 1990er Jahre in vollem Gange

ist und die zwischenmenschliche Kommunikation dauerhaft beeinflusste und quasi aufs Neue definierte, musste in dem neuen Buch ihren Platz finden. Dem Rechnung tragend analysiert AMMON z. B. die Gebrauchshäufigkeit von Deutsch im Internet (Websites, Internetnutzer) oder den Deutschgebrauch in sozialen Netzwerken.

Aus der Sicht der polnischen Germanisten und DaF-ler sind die zwei letzten großen Abschnitte besonders wichtig. Im vorletzten Teil beschreibt Ammon die Lage von Deutsch als Fremdsprache außerhalb des deutschen Amtssprachgebiets. Dabei ist zu würdigen, dass der DaF-Landschaft in Polen ein separates Unterkapitel gewidmet wurde, was vor 25 Jahren nicht der Fall war. Polen – das Land mit den zurzeit meisten Deutschlernern in der Welt, erscheint also auch in dieser Abhandlung als bedeutender, international anerkannter Akteur im Bereich Deutsch als Fremdsprache und Germanistik. Die Charakteristiken weiterer 13 Länder erlauben es dem polnischen Leser, eigene Vergleichsanalysen durchzuführen und den ethnozentrischen Blick auf die DaF-Lage in Polen zu relativieren. Auch der letzte Teil des Buches, der der Politik der Förderung der deutschen Sprache in der Welt gewidmet ist, kann die polnischen Germanisten und Deutschlehrer zu Reflexionen darüber verleiten, ob die Stärkung von DaF in Polen und in der Welt bei der zunehmenden Dominanz des Englischen überhaupt noch möglich ist. Wenn ja, welche wären die effizientesten Maßnahmen? AMMON nennt zwar mehrere

weltweit agierende Institutionen und lokale Initiativen zur Förderung der deutschen Sprache, bleibt aber dabei nüchtern und ist vom Hurra-Optimismus weit entfernt. Mit seiner Studie liefert der Autor aber sicherlich Impulse, an weiteren Förderungsprojekten zu arbeiten.

Und gerade solche Impulse oder offene Fragen, die AMMON nicht nur im Kontext der Förderung von Deutsch stellt, sind ein großer Vorteil seines Werkes. Das Buch ist also einerseits Quelle einschlägigen Wissens, das für Linguisten, Kulturwissenschaftler, Deutschlehrer oder sprachpolitische Entscheidungsträger von Interesse sein dürfte, andererseits ist es als Postulat zu verstehen, das breite Feld mit seinen fachspezifischen Teilaspekten weiterhin zu erforschen. Der ausführliche, über 120 Seiten zählende bibliographische Teil sowie an vielen Stellen präzise formulierte Forschungsdefizite könnten so manchen Sprach- und Kulturwissenschaftler zu eigenen Untersuchungen inspirieren.

#### **Anmerkung**

<sup>1</sup> Hier und im Folgenden werden, zur besseren Übersichtlichkeit des Textes, nur die mit den maskulinen Formen identischen generischen Formen verwendet; M.M.

#### **Literatur**

AMMON, ULRICH (1991): *Die internationale Stellung der deutschen Sprache*. Berlin / New York: Walter de Gruyter.

*Maciej Mackiewicz, Poznań*

## Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

### **Violetta Frankowska**

Dr., studierte Germanische Philologie an der Adam-Mickiewicz-Universität (AMU) in Poznań, 2010-2011 ebenda Aufbaustudium für Dolmetscher und Übersetzer am Institut für Angewandte Linguistik, 2009-2013 Doktorandin am Institut für Germanische Philologie der AMU, 2013 Promotion (Dissertation: *Geschlechtsspezifik im sprachlichen Komplimentenwiderungsverhalten. Ein deutsch-polnischer Vergleich*). Seit 2013 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der AMU im Bereich ‚Germanistische Sprachwissenschaft‘. Forschungsinteressen: Pragmalinguistik, Textlinguistik, Systemlinguistik, Gestenforschung.

### **Jakub Gortat**

Dr., studierte Journalistik und Internationale Beziehungen an der Universität Łódź und promovierte dort 2015 mit der Dissertation *Niemiecka polityka pamięci wobec ofiar wojny powietrznej* [Deutsche Erinnerungspolitik gegenüber Luftkriegsopfern], UŁ-Verlag. Seit 2016 arbeitet er am Institut für Germanistik der Universität Łódź. Seine Forschungsschwerpunkte bilden deutsche Geschichtspolitik und Vergangenheitsbewältigung, deutsche Historienfilme, deutsch-polnische Beziehungen und die Geschichte des Nationalsozialismus. Zuletzt erschienene Aufsätze: *Der Luftkrieg gegen Deutschland im Bewusstsein der Deutschen – ein Tabu oder eine Überrepräsentation* (2017), *Historainment w niemieckiej telewizji ZDF, czyli jak pamięć komunikacyjna zdominowała pamięć kulturową w przestrzeni medialnej* [Historainment im deutschen Fernsehen (ZDF) – wie das kommunikative Gedächtnis das kulturelle Gedächtnis im medialen Raum dominierte] (2015).

### **Katarzyna Jaśtał**

unterrichtet an der Jagiellonen-Universität Krakau. Studium der Germanistik in Krakau, Freiburg im Breisgau, Wien. Promovierte mit der Arbeit *Erzählte Zeiträume. Kindheit in der Habsburger Monarchie in den Autobiographien von E. Canetti, M. Sperber, G.v.Rezzori*. Herausgeberschaft von Aufsätzen zur österreichischen Literatur des 20. u.19. Jh.s. sowie von Bänden zur Transkulturalität: *Grenzgänge und Grenzgänger in der österreichischen Literatur* (2004), *Transkulturelle Perspektiven* (2009). Habilitierte als Humboldtstipendiatin mit der Studie *Körperkonstruktionen in der frühen Prosa Heinrich Heines* (2009). In letzter Zeit beschäftigt sie sich schwerpunktmäßig mit der Briefkultur des 19. Jh. (Mitherausgeberschaft des Bandes *Gesprächsspiele und*

*Ideenmagazine. Heinrich von Kleist und die Briefkultur um 1800* (2013) und Verkörperungen des Nationalen (Monografie *Niemcy: naród i ciacho*, 2015).

### **Karol Sauerland**

Studium der Philosophie, Mathematik und Germanistik, Professor an den Universitäten in Warschau, Thorn und gegenwärtig Stolp (Akademia Pomorska Słupsk), zahlreiche Gastprofessuren in Deutschland, der Schweiz und Frankreich, die letzten Buchpublikationen: *Polen und Juden zwischen 1939 und 1968. Jedwabne und die Folgen* (2004), *Literatur- und Kulturtransfer als Politikum am Beispiel Volkspolens* (2006), *Dreißig Silberlinge. Das Phänomen der Denunziation* (2012) (auf Polnisch 2013), *Auch eine Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Der Aufstieg der deutschen Sprache zu einer Kultursprache* (2015), *Együtt, Egyedül. A Szolidaritás naplója* [Ein Solidarność-Tagebuch], (2015), *Mut zum Privaten* (e-book, 2016), siehe auch [www.sauerland.pl](http://www.sauerland.pl).

### **Ewa Turkowska**

Dr., studierte Germanistik und Archäologie an der Maria Curie-Skłodowska Universität in Lublin und promovierte an der Adam Mickiewicz Universität in Poznań. Ihr Forschungsinteresse gilt der digitalen Literatur, Erinnerungskultur und Narratologie. Autorin dreier Monographien, dreier akademischer Handbücher, mehrerer Beiträge, Herausgeberin eines Sammelbandes zur Fremdsprachenlehrerausbildung. Langjährige Dozentin für Literaturwissenschaft und Didaktik am Kolleg für Fremdsprachenlehrerausbildung in Radom. Letztes Buch: *Literatur auf der Datenautobahn. Zur Rolle der digitalen Literatur im Kommunikations- und Medienzeitalter*, Baltmannsweiler 2016.

### **Torsten Voß**

Priv.-Doz. Dr. phil. habil., wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bielefeld 2004 bis 2012; seit 2013 Lehrbeauftragter ebd., 2013/2014 Postdoc-Stipendiat am Deutschen Literaturarchiv Marbach (Udo Keller-Stipendium *Religion und Moderne*), seit WS 2016/2017 Postdoc-Mitarbeiter im FWF-Projekt *Zur Funktion auktorialer Paratexte für die Inszenierung von Autorschaft (um 1800)* an der Universität Innsbruck, im WS 2017/2018 Vertretungsprofessur/Guest Professor für Neuere deutsche Literatur und Medien an der Universität Innsbruck. Ab 2018: Lehraufträge an den Universitäten Bielefeld und Bamberg.

Studium der Germanistik, Geschichtswissenschaft und Pädagogik in Bielefeld, Staatsexamen 2000, Promotion 2004: *Die Distanz der Kunst und die Kälte der Formen* (Fink 2007). Habilitation 2014: *Körper Uniformen und Offiziere. Soldatische Männlichkeiten in der Literatur von Grimmelshausen und J.M.R.*



*Lenz bis Ernst Jünger und Hermann Broch* (transcript 2016). Interessenschwerpunkte: Literarischer Katholizismus, Männlichkeitsforschung, Neuere deutsche Literaturgeschichte im europäischen Kontext, Rezeptionsästhetik, Lyrik der klassischen Moderne, Literatur und Film, Paratextualität und Inszenierung von Autorschaft. Zahlreiche Aufsätze und Artikel zur neueren deutschen Literaturgeschichte, vergleichenden Literaturwissenschaft und Medienwissenschaft. Aktuelles Forschungsprojekt: „Renouveau catholique“ – Literarischer Katholizismus und/als ästhetische Avantgarde in Europa vom 19. bis zum 20. Jahrhundert.

**Milosz Woźniak**

Studium der Germanistik, Promotion 2014 im Fach Germanistische Sprachwissenschaft, derzeit wissenschaftlicher Mitarbeiter am Germanistischen Institut der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań. Forschungsschwerpunkte: (Fach-)Textlinguistik, Systemlinguistik (Syntax). Lehre: Beschreibende Grammatik des Deutschen, Textlinguistik, Fachsprachenlinguistik, DaF. Wichtigste Publikationen: *Der populärwissenschaftliche Artikel als Textsorte*. Poznań (2015); darüber hinaus Artikel zu folgenden Themenkomplexen: Textlinguistik, Popularisierung, Verständlichkeit, Fachsprachenlinguistik.



## Veröffentlichungen in CONVIVIUM

Im Laufe des ersten Quartals eines jeden Jahres wird der jeweilige thematische Schwerpunkt vorgestellt und über germanistische Netzwerke zur Mitarbeit eingeladen. An der Mitarbeit Interessierte sollten ihren Beitrag möglichst bis zum 31. August des der Veröffentlichung vorausgehenden Jahres ankündigen und sich hierbei an die Redaktionsadresse wenden:

Dr. phil. habil. Gudrun Heidemann  
Uniwersytet Łódzki, Instytut Filologii Germańskiej  
ul. Pomorska 171/173  
PL-90-236 Łódź  
redaktion@convivium.edu.pl

Nach der Ankündigung des Beitrags wird dessen Titel in die Inhaltsplanung aufgenommen.

Nach positiver Beurteilung eingereicherter Beiträge durch die Redaktion erfolgt die Weiterleitung zur anonymen Begutachtung, die durch zwei Mitglieder aus dem internationalen Begutachtungskomitee erfolgt. Diese Mitglieder dürfen nicht an der wissenschaftlichen Einrichtung d. Verf. tätig sein oder mit d. Verf. in einem sonstigen engen Verhältnis stehen. Erstellt werden die Gutachten nach dem Prinzip „double-blind review process“. Im Falle einer negativen Begutachtung wird vom wissenschaftlichen Beirat ein drittes Gutachten eingeholt, im Falle zweier negativer Gutachten wird der Beitrag abgelehnt.

Wer sich für die Begutachtung einzelner Beiträge verantwortlich zeichnet, wird nicht bekannt gegeben. Erst während der Jahrbuchtagung von Wissenschaftlichem Beirat und Redaktion – also nachdem die Gutachten vorliegen – erfahren die Gutachterinnen und Gutachter die Namen der Verf. der von ihnen beurteilten Manuskripte. Beiträge von Mitgliedern des Wissenschaftlichen Beirates werden ebenfalls anonym extern begutachtet.

Zur Veröffentlichung angenommene Manuskripte werden sodann – je nach fachlicher Zuständigkeit – an die Redaktion weitergegeben, die sich im Falle von Änderungen, Kürzungsvorschlägen oder zu ergänzenden Angaben mit d. Verf. in Verbindung setzt. Die mehrfach redigierten Beiträge gelangen schließlich in den Satz.

Die gesamte Herstellung des Jahrbuches – von der Redaktion bis zum Druck – erfolgt in Polen und wird vom DAAD Bonn aus Mitteln des Auswärtigen Amtes finanziell und organisatorisch unterstützt. Der Großteil der CONVIVIUM-

*Veröffentlichungen in CONVIVIUM*

Auflage wird in Polen kostenlos Bibliotheken und Institutionen zur Verfügung gestellt. Der DAAD beliefert ebenfalls kostenlos deutsche Bibliotheken und Institutionen.

Über frühere Ausgaben von CONVIVIUM, über Wissenschaftlichen Beirat und Redaktion, aktuelle Ausschreibungen thematischer Schwerpunkte und über die „Hinweise zur Einrichtung des druckfertigen Manuskripts“ informiert die Website [www.convivium.edu.pl](http://www.convivium.edu.pl).

## **THEMATISCHER SCHWERPUNKT 2018: Revolutionen**

Auf das Jahr 2018 fallen zwei Revolutionsjubiläen: der 170. Jahrestag der europäischen Revolution von 1848/49 und der 100. Jahrestag der deutschen Revolution vom November 1918. Auch die Studentenbewegung von 1968 jährt sich zum 50. Mal. Diese Tatsache nimmt CONVIVIUM zum Anlass, um zu Reflexionen über das Thema „Revolution“ aus germanistischer Perspektive einzuladen.

Revolutionen sind zumeist Thema geschichtswissenschaftlicher Studien, die neue Erkenntnisse zu Ursachen, Verlauf und Wirkungen, zum ideengeschichtlichen Kontext oder zur Bedeutung politischer Revolutionen vorstellen. Das Interesse der Germanistik richtet sich hingegen auf das Verhältnis einzelner Schriftstellerinnen und Schriftsteller zur Revolution und auf die Thematisierung politischer Umwälzungen in literarischen Werken. Auch die Rolle von Literatur und Sprache in Zeiten revolutionärer Aufbrüche und die Auswirkungen von Revolutionen auf Veränderungen in der Literatur (Programmatiken, Schreibweisen) bilden einen Untersuchungsgegenstand. Im Zentrum der Forschung stehen dabei das Jahrhundert der Revolutionen von der Französischen Revolution bis zu den europäischen Revolutionen des Jahres 1848/49, die Revolutionen in und um den Ersten Weltkrieg sowie revolutionäre Bewegungen nach 1945 mit dem Schwerpunkt des Jahres 1989. Diese Perspektive lässt sich durch komparatistische Studien, etwa zur deutschen und polnischen, aber auch zu anderen Literaturen erweitern. So kann in den einzelnen Beiträgen den kulturell bedingten Unterschieden in den literarischen Bildern etwa der Französischen Revolution oder der Umbrüche des Jahres 1989 ebenso nachgegangen werden wie der Position, die Schriftstellerinnen und Schriftsteller sowie literarische Institutionen in den Revolutionen des 19. und 20. Jahrhunderts in verschiedenen Ländern einnahmen. Welche Auswirkungen hatten revolutionäre Veränderungen auf die Literatur? Wie kündigten literarische Werke gesellschaftliche Umbrüche an? Unter einem weiten Begriff von „Revolution“ können auch mentalitäts- und ideengeschichtliche, religiöse, ökonomische und technische Umbrüche sowie die sexuelle und ökologische Revolution des 20. Jahrhunderts verstanden werden. Nicht zuletzt sind Beiträge von Interesse, in denen literarische Seismographen der sich gegenwärtig ankündigenden Veränderungen thematisiert werden.

Der Schwerpunkt umfasst nicht nur Untersuchungen zum Verhältnis von Literatur und Sprache auf der einen, Revolutionen und Mentalitätswechseln auf der anderen Seite. Gegenstand der Reflexion können darüber hinaus Literaturrevolutionen sowie Paradigmenwechsel in der Geschichte der Germanistik sein. Interessant wäre es, die wissenschaftlichen Erträge einzelner ‚turns‘, wie das ‚turning‘ der Wissenschaft überhaupt, einer kritischen Analyse zu unterziehen. ‚Revolutionen‘ in der Wissenschaft im Sinne des Kuhnschen Konzepts des Paradigmenwechsels führen zur Entwicklung neuer Theorien und legen den Fokus auf neue Forschungsfragen, die mit neuen Methoden untersucht werden. In der Geschichte der Sprachwissenschaft werden mehrere Wendepunkte als „revolutionär“ bezeichnet, u. a. die junggrammatische Schule und der Paradigmenwechsel durch die Entwicklung des Strukturalismus. Die Publikation von Ferdinand de Saussures *Cours de linguistique générale* (1916) bildete nur den Anfang für die Entwicklung verschiedener strukturalistischer Schulen. Mit Noam Chomskys *Syntactic Structures* (1957) begann durch die Generative Grammatik eine neue ‚Revolutionsperiode‘. Der Aufschwung der Informationstechnologie führt heute zur digitalen Revolution. Insofern wäre auch die Frage von Interesse, welche Zukunftschancen die Digital Humanities haben.

## Literatur

ARENDE, HANNAH (1959): *Die ungarische Revolution und der totalitäre Imperialismus*. München.

ARENDE, HANNAH (1974): *Über die Revolution*. München.

BARFOOT, CEDRIC C. / D'HAEN, THEO (eds.) (1991): *Tropes of revolution. Writer's reactions to real and imagined revolutions, 1789-1989* (1991). Amsterdam / Atlanta.

BIEBER, HANS JOACHIM (1991): *Bürgertum in der Revolution*. Hamburg.

BLOCK, RUSSEL LLOYD (1986): *Revolution und Revision in der generativen Theoriebildung*. Tübingen.

BRANDT, MARION (2002): *Für eure und unsere Freiheit? Der Polnische Oktober und die Solidarność-Revolution in der Wahrnehmung von Schriftstellern aus der DDR*. Berlin.

CHOLUJ, BOŽENA (1991): *Deutsche Schriftsteller im Banne der Novemberrevolution 1918. Bernhard Kellermann, Lion Feuchtwanger, Ernst Toller, Erich Mühsam, Franz Jung*. Wiesbaden.

ETZLER, MELISSA / LAYNE, PRISCILLA (eds.) (2010): *Rebellion and revolution. Defiance in German language, history and art*. Newcastle upon Tyne.

GRIEWANK, KARL (1992): *Der neuzeitliche Revolutionsbegriff. Entstehung und Entwicklung*. Frankfurt a. M.

- HARTH DIETRICH / ASSMANN, JAN (eds.) (1992): *Revolution und Mythos*. Frankfurt a. M.
- HOYNINGEN-HUENE, PAUL (1989): *Die Wissenschaftsphilosophie Thomas S. Kuhns. Rekonstruktion und Grundlagenprobleme*. Wiesbaden.
- KING, IAN / ILLE, STEFFEN (eds.) (2015): *Schriftsteller und Revolution. Dokumentation der Jubiläumstagung 2013*. St. Ingbert.
- KITTSTEIN, ULRICH / ZELLER, REGINE (eds.) (2009): „*Friede, Freiheit, Brot!*“ *Romane zur deutschen Novemberrevolution* (2009). Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 71.
- KLUGE, ULRICH (1985): *Die deutsche Revolution 1918/19. Staat, Politik und Gesellschaft zwischen Weltkrieg und Kapp-Putsch*. Frankfurt a. M.
- KOENEN, GERD (2002): *Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution*. Frankfurt a. M.
- KUHN, THOMAS S. (2001): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a. M. [KUHN, THOMAS S. (1962): *The Structure of Scientific Revolutions*. Chicago].
- LANDAUER, GUSTAV (1977): *Revolution*. Einleitung Harry Pross. Nachwort Erich Mühsam. Berlin.
- RICHTER, MICHAEL (<sup>3</sup>1995): *Die Revolution in Deutschland 1989/90. Anmerkungen zum Charakter der „Wende“*. Dresden.
- SANGMEISTER, DIRK / MULSOW, MARTIN (eds.) (2014): *Subversive Literatur. Erfurter Autoren und Verlage im Zeitalter der Französischen Revolution (1780-1806)* (2014). Göttingen.
- SCHINGS, HANS-JÜRGEN (2012): *Revolutionsetüden. Schiller – Goethe – Kleist*. Würzburg.
- STRELLER, SIEGFRIED in Zusammenarbeit mit NAMOWICZ, TADEUSZ (eds.) (1989): *Literatur zwischen Revolution und Restauration. Studien zu literarischen Wechselbeziehungen in Europa zwischen 1789 u. 1835* (1989). Berlin / Weimar.
- WISSENSCHAFTLICHES ZENTRUM II DER GESAMTHOCHSCHULE KASSEL – UNIVERSITÄT IN ZUSAMMENARBEIT MIT DER GEORG FORSTER-GESELLSCHAFT E.V. UND DEM STAATSTHEATER KASSEL (eds.): *1789. Deutsche Erfahrungen mit einer fremden Revolution* (1990). Kassel.
- WOLFERT, JUTTA (2004): *Theatertexte zwischen Medien und Revolution 1989-1996. Achternbusch, Berg, Braun, Bukowski, Chatten, Czeslik, von Döffel, Enders, Goetz, Kroetz, Marber, Mueller, Müller, Rathenow, Reinshagen, Schneider, Specht, Teschke, Wildenhain*. Berlin.
- WOLKOWICZ ANNA (2007): *Mystiker der Revolution. Studien zum utopischen Diskurs um die Jahrhundertwende. Gustav Landauer, Frederik van Eeden, Erich Gutkind, Florens Christian Rang, Georg Lukács, Ernst Bloch*. Warszawa.

